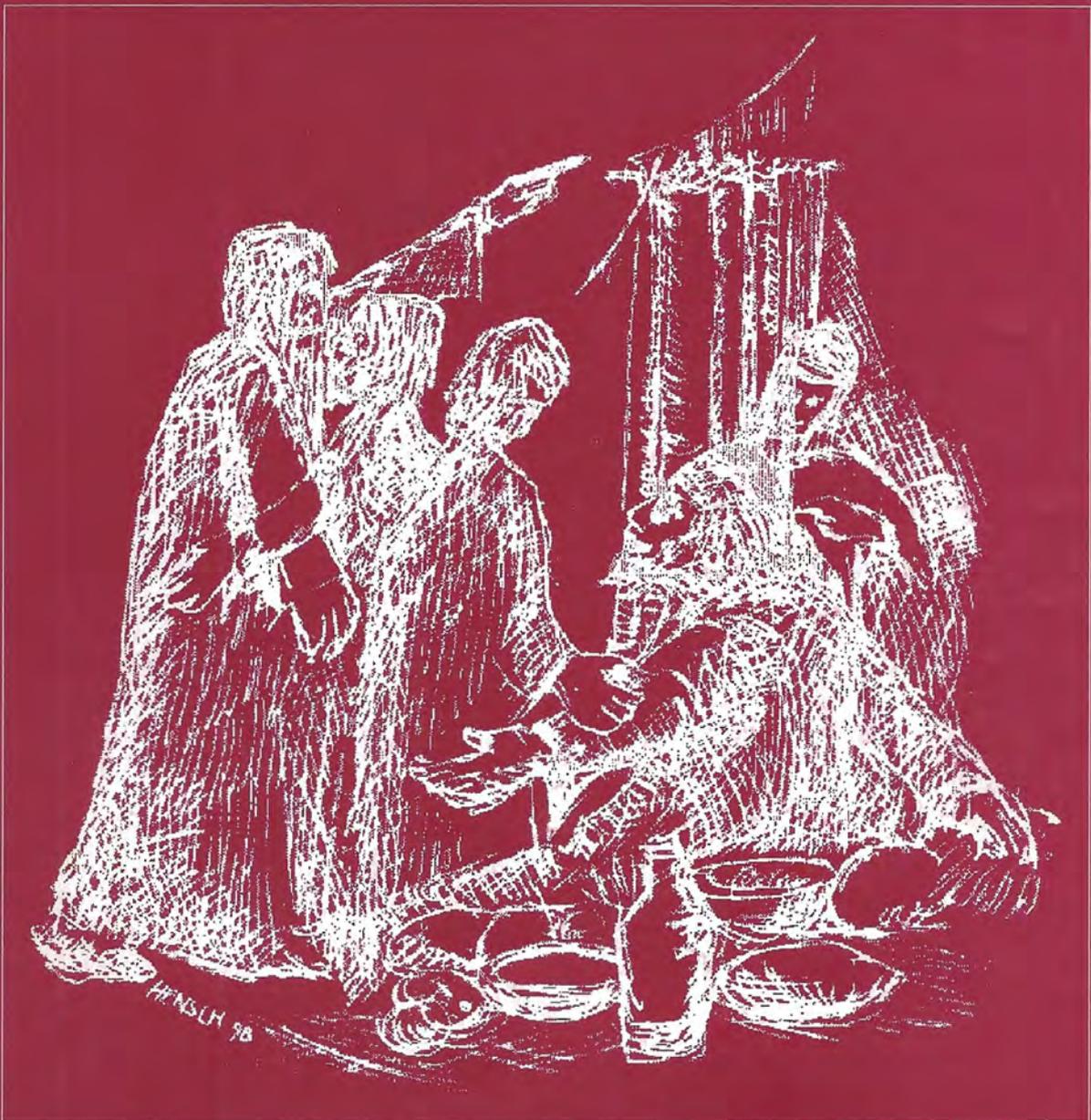


AUFTRAG



HEFT 234 / 1998

38. JAHRGANG



GEMEINSCHAFT KATHOLISCHER SOLDATEN

INHALT

editorial	3	KIRCHE IM KOMMUNISMUS: Der Generalvikar wurde am Karfreitag hingerichtet (<i>Rudolf Grulich</i>) ...	43
GEDANKEN ZU WEIHNACHTEN: ... doch sie nahmen ihn nicht auf (<i>Jürgen Nabbefeld</i>)	4	KURZ BERICHTET	46
KOMMENTAR: „Willkommen im rot-grünen Staat“ 5	5	Kein Kommunismus ohne Terror! (<i>Eckhard Stuff</i>)	47
SICHERHEITSPOLITIK UND FRIEDENSETHIK		Nationalsozialismus – Kommunismus (<i>HF</i>) ...	48
Christliche Botschaft und militärisches Führen (<i>Hans Peter von Kirchbach</i>)	6	MEINE MEINUNG ZUR Wehrmachtsausstellung (<i>Helmut Fettweis</i>)	49
GKS-ERKLÄRUNG UND KOMMENTAR	10	TRADITIONSPFLEGE AUF POLNISCH: Das General-Sikorski-Institut in London (<i>Joachim Georg Görlich</i>)	50
Armee der Einheit – Bilder und Zerr-Bilder (<i>Hans-Otto Budde</i>)	11	UND SCHON GESCHICHTE – DIE DDR: Ein Staat war pleite und niemand merkte es! (<i>HF</i>)	51
GRUNDSÄTZE UND ZIELE DER ABRÜSTUNG (<i>KLAUS ACHMANN</i>)	14	KIRCHE UND GESELLSCHAFT	
GESELLSCHAFT NAH UND FERN		Glaube und Werte (<i>Erzbischof Johannes Dyba</i>)	52
AUSEINANDERSETZUNG MIT DEM ISLAM		Wieder lernen, Sauerteig der Gesellschaft zu sein (<i>Theodor Herr</i>)	53
„Weltfrieden braucht Religionsfrieden“ (<i>Jakob Raabe</i>)	20	Böckenförde empfiehlt Reform-Katholiken neue Strategie	55
Die weithin unbekannte „Leidensgeschichte“ (<i>K. Rüdiger Durth</i>)	22	ZUM JAHRESTHEMA 1998: „In seinem Geist: Zeichen der Hoffnung erkennen und setzen“ (<i>Walter Theis</i>)	56
Wenn aus Glaube Terror wird (<i>Wolfgang Martin</i>)	23	ANZEIGE: Kirche zu Gottstreu	58
Integration ist ein europäischer Begriff, ein Interview (<i>Mario Limbach</i>)	24	Warum hängt in der Kirche ein Mann am Kreuz? (<i>Berthold Miebach</i>)	59
BOSNIEN-HERZEGOWINA: Die Not der Kirche und der Familie (<i>Pavo Jurisic</i>)	25	MANN IN DER KIRCHE	
SOZIALE GERECHTIGKEIT		STUDIE: Männer im Aufbruch (<i>Paul M. Zulehner und Rainer Volz</i>)	60
Zum Begriff der sozialen Gerechtigkeit (<i>Ursula Nothelle-Wildfeuer</i>)	26	BIBLISCHE MANNS-BILDER: Abraham (<i>Michel Overmann</i>)	66
Gewinnmaximierung und Sozialverantwortung, oberste Regeln wirtschaftlichen Handelns (<i>Hartmut Volk</i>)	27	Adveniat-Aktion 98	69
Organisierte Kriminalität ist demokratiegefährdend (<i>Eckhard Stuff</i>)	29	AUS DER KIRCHE UNTER SOLDATEN	
Wir werden alle dazugehören! Ältere und alte Menschen in unserer Gesellschaft	30	43. GESAMTKONFERENZ: „Säkularität und Evangelisierung in Deutschland“	70
BLICK IN DIE GESCHICHTE		Bericht zur Lage der Militärseelsorge (<i>MGV Jürgen Nabbefeld</i>)	71
350 JAHRE WESTFÄLISCHER FRIEDE: 30 Jahre Mord und Zerstörung (<i>Christoph Arens</i>)	31	Woche für das Leben 1999	78
Altenoythe – das Trauma des Dreißigjährigen Krieges (<i>Heinrich Havermann</i>)	32	SEELSORGE AN BUNDESWEHRKRANKENHÄUSERN: Der zufriedene Patient – der Mensch steht im Mittelpunkt (<i>Walter Theis</i>)	79
WIE WAR DAS DAMALS: Turniere zur Ritterszeit beliebtes Waffenspiel (<i>Wolfgang Altendorf</i>) ...	41	Umbauarbeiten für neues Militärbischofsamt in Berlin begonnen (<i>KNA</i>)	83
Wehrmachtsberichte und Sondermeldungen während des Krieges 1939-1945 (<i>Wolfgang Altendorf</i>)	42		

„Exzellenz, herzlich willkommen!“ – Erzbischof Dyba zu Besuch bei der Truppe (<i>Helmut S. Ruppert</i>)	84	WB VI: Neuburg: Wochenendzeltlager	99
Einweihung der Marienkirche in Storkow/ Mark (<i>Anita Krohm</i>)	86	Hammelburg: Militärseelsorge und GKS beim Tag der offenen Tür	101
Einer von 120.000 auf dem Jakobusweg (<i>Volker Traßl</i>)	87	Familienwochenende GKS-Ingolstadt	101
WB I / See: Gedankenaustausch	98	Oberst a.D. Hans-Georg Marohl mit Großem Bundesverdienstkreuz geehrt	102
WB II: „Gemeinschaft miteinander – im Heiligen Geist	99	Personalien	103
WB III: GKS-Köln: „Solidarität ist unteilbar“ .	99	Termine 1998	103
Familienwerkwoche in Roding	100	GKS Akademie Oberst Helmut Korn	104
		Autoren	106
		Buchbesprechungen	107

editorial

Liebe Leser,

seit Heft Nr. 216 / April 1995 – also nunmehr 18 Ausgaben – erscheint AUFTRAG als Broschüre im Format DIN A4. Durch eine großzügigere Seitengestaltung, die Aufnahme von Fotos sowie den Wechsel von längeren und kürzeren Artikeln konnte unsere Verbandszeitschrift aufgelockert und lesefreudiger gestaltet werden. Sie haben aber auch feststellen können, dass die Redaktion von Heft 216 bis zur Nummer 233 das Konzept stetig noch verbessert hat. Dies liegt halt daran, dass wir keinen professionellen Designer beauftragt hatten, ein fertiges Seitenlayout zu entwerfen. Auch in Zukunft möchten die Redakteure – vielleicht aber auch diese(r) oder jene(r) Leser(in) – Ideen und Kreativität einbringen. Nur eins wird uns (aus Kosten- und Personalgründen) nicht gelingen, eine Publikation zu produzieren, die mit kommerziellen Magazinen konkurrieren kann.

Mit dem letzten Jahr unseres zweiten Jahrtausends beginnt nun für AUFTRAG der Einstieg in die Mehrfarbigkeit. Allerdings müssen wir uns auf eine zweite Farbe beschränken. Dazu hat sich die Redaktion für die „GKS-Farbe“ bordeauxrot entschieden. Wir hoffen, dass damit das Heft noch gefälliger und lockerer wird und etwas von der inhaltlichen Schwere, nichts aber von seiner Qualität verliert.

Apropos Qualität, Schwere, Länge der Artikel und Heftumfang. Wir wissen, dass heute vor allem kurze Beiträge gefragt sind. Da wir aber Hintergrund-Informationen und -Wissen anbieten und vermitteln wollen sowie der Auftrag der Redaktion Dokumentation der Verbandsarbeit lautet, lassen sich Längen wie auch Seiten ohne auflockernde Fotos und Grafiken nicht vermeiden. AUFTRAG ist kein kurzlebige, unterhaltendes Wegwerfprodukt für fernsehmüde Zeitgenossen. Die Redaktion erwartet auch nicht, dass jede Seite mit gleicher Intensität gelesen wird. AUFTRAG sammelt und speichert Wissen, welches ggf. zur rechten Zeit und am richtigen Ort dann verfügbar gemacht werden kann, wenn es benötigt wird. Oder nutzen Sie doch Beiträge gezielt für Ihr Apostolat als katholische Soldaten, indem Sie andere auf Beiträge hinweisen, die unsere Leitsätze und Grundhaltungen deutlich machen.

Wir hoffen auch für das Neue Jahr 1999 auf eine treue und zahlreiche Leserschaft über den Kreis der GKS-Mitglieder hinaus. Zunächst aber wünscht Ihnen die Redaktion eine gnadenreiche Weihnacht, ein paar ruhige und erholsame Tage „zwischen den Jahren“ und Gottes reichen Segen für das Jahr 1999, das nach der Jahreslosung der Weltkirche „Heimkehr zum Vater – Der Weg zu Gott“ für unsere Gemeinschaft das Motto trägt: „Vater unser im Himmel – und auf Erden? Christliches Leben in einer säkularen Welt“. Die Redaktion hofft, dass sie Ihnen dazu Antworten und Anregungen bieten kann.

Ihre Redaktion AUFTRAG

...doch sie nahmen ihn nicht auf

Vorspiel

Jürgen Nabbefeld

*Er kam in sein Eigentum,
doch die Seinen nahmen ihn nicht auf.
Allen aber, die ihn aufnahmen,
gab er Macht,
Kinder Gottes zu werden.
(Joh 1,11)*

Wir behalten doch lieber unsere eigenen Maßstäbe, gehen lieber unsere eigenen Wege und klagen dann: wo ist dieser Gott, bei all dem Elend, bei all dem Leid, bei all dem Unfrieden, den wir täglich erleben?

Gott ist ohnmächtig, Gott hat sich scheinbar von dieser Welt, von uns Menschen, zurückgezogen. Der Retter vermag nicht zu retten!

Auch wir Theologen haben dazu unseren Beitrag geleistet. Wir haben Gott oft zu einer Formel gemacht. Aber mit einer Formel wollen wir Menschen nicht leben; und mit einer Formel wollen wir auch nicht sterben.

Gott muss ein Gesicht haben! Unser Gott hat ein Gesicht. „Erschienen ist uns die Menschenfreundlichkeit Gottes“. (Tit 3,4)

In diesem Kind in der Krippe ist uns die Menschenfreundlichkeit Gottes erschienen! Ob wir das begreifen werden? Ob wir das glauben können?

Glauben heißt hier: sich von IHM heilen zu lassen; sein Leben IHM zu öffnen, damit ER wirken kann, in uns und durch uns in dieser Welt. Jesus Christus hat uns den Weg gezeigt, der herausführt aus dem Chaos dieser Welt. Sein Heilmittel ist die Liebe.



Dunkelheit nicht mehr überwältigen. Sie hatten die Botschaft angenommen, dass ihnen der HEILAND geboren sei. Sie machten sich auf, sie kamen und sie fanden, kehrten wieder um, priesen und lobten Gott für alles, was sie gehört und gesehen hatten.

Die äußeren Umstände ihres Lebens haben sich wohl kaum verändert. Aber bei allem, was ihnen widerfuhr, war Gott mit dabei, den sie in der Krippe gefunden hatten. Sie hatten das Licht gesehen, und deshalb konnte es nicht mehr dunkel in ihrem Leben werden.

Stellen Sie sich einmal vor, es gäbe heute einen Arzt, der ein Mittel gegen Krebs gefunden hat. Dieser Arzt bietet seinen Patienten das Mittel an, und die Patienten wollen es nicht haben. Wer ist

daran schuld, dass es keine Heilung gibt, der Arzt oder die Patienten? Jesus Christus ist als HEILAND in diese Welt gekommen. Ob wir ihn wohl in unser Leben hineinlassen?

Er kam in sein Eigentum, doch die Seinen nahmen ihn nicht auf. Allen aber, die ihn aufnahmen, gab er Macht, Kinder Gottes zu werden. (Joh 1,11)

(aus: Hans Nitsche, Jürgen Nabbefeld (Hrsg.), „Und das Wort ist Fleisch geworden ...“, Bad Honnef 1998, S. 47 ff.; Grafik: Beate Heinen, ebd., S. 39)

Für die Hirten auf dem Felde war es ein wunderbarer Augenblick, als die Engel ihnen die Frohe Botschaft verkündeten.

„Seht ich verkünde euch eine große Freude“ (Lk 2,10).

Sie eilten nach Betlehem, sie machten ihr Betlehem auf und huldigten Gott.

Auch dieser Höhepunkt in ihrem Leben ging vorüber. Die Engel kehrten wieder in den Himmel zurück. Die Dunkelheit der Nacht brach wieder herein. Aber jene Hirten ließen sich von der

„Willkommen im rot-grünen Staat“

So hatte die Kirchenzeitung Köln (42/98 vom 16.10.1998) den Kommentar von Guido Horst zum Machtwechsel in Bonn überschrieben. Und abschließend heißt es dort: „Große Teile der evangelischen Kirche hatten für einen Machtwechsel in Bonn geworben. Aber auch katholische Verbände ... haben das Ende der Ära Kohl hoffnungsvoll begrüßt. Ihnen allen ist zuzurufen: Willkommen im rot-grünen Staat. Ihr habt ihn gewollt, jetzt lebt darin.“ – Und auch die ihn nicht gewollt haben, müssen sich darin einrichten.

Erstmals ist in der Bundesrepublik Deutschland eine amtierende Bundesregierung abgewählt worden. Aber wie in anderen Demokratien üblich, ist auch bei uns der Regierungswechsel völlig normal und unaufgeregt verlaufen. Ein Beweis für den Stil, die Zuverlässigkeit und die Stabilität unserer 50-jährigen Gesellschaftsordnung. Die Deutschen haben mehrheitlich den Wechsel gewollt, das kann man bedauern, ist aber noch längst kein Unglück oder gar eine Katastrophe.

In der nun beginnenden rot-grünen Koalition findet die 68-er Totalopposition ihr staatsmännisches Ende, stellt Torsten Krauel in der Deutschen Tagespost vom 23.10.1998 fest. Es wird nicht mehr lange dauern, bis „der Marsch durch die Institutionen“ seinen krönenden Abschluss darin findet, dass die 68-er – dank rot-grüner Mehrheiten im Bundestag und Bundesrat – auch als Verfassungsrichter über die Normen unserer gesellschaftlichen Ordnung entscheiden.

Der hessische, grüne Realpolitiker Hubert Kleinert formulierte, worum es der neuen Regierung gehen muss: „... ein offenes, liberales, tolerantes Land, wirtschaftlich modern, in dem die Kräfte des sozialen Zusammenhalts und des sparsamen Umgangs mit Natur und Umwelt gestärkt werden, das Arbeitslosen neue Chancen schafft“ (Rheinischer Merkur vom 16.10.1998). Wer möchte diesen Zielen seine Zustimmung schon verweigern?

Gerhard Schröders griffige Wahlaussage „Wir werden nicht alles anders machen, aber vieles besser!“ ist im Koalitionsvertrag nicht wieder zu finden. Noch hat man den Eindruck, es wird gar nichts besser gemacht, denn im

Koalitionsvertrag ist das Kunststück gelungen, auf 50 Seiten wenig auszusagen. Aufgrund des schwelenden Machtkampfes in den Koalitionsparteien (SPD: Schröder- gegen Lafontaine-Flügel, GRÜNE: Realos gegen Fundis) hat es keinen Durchbruch geben, weil sich die Kontrahenten nur auf den kleinsten gemeinsamen Nenner einigen konnte.² Absichten und Ziele der Regierungsvereinbarung bleiben deshalb nebulös. Aber nach vier Jahren kann der Vertrag immerhin als Gradmesser dafür dienen, was die Koalition erreicht hat. Deutlicher hätte die Regierungserklärung vom 10. November machen müssen, wie die Ziele des Koalitionsvertrags erreicht werden sollen. So vermeidet Bundeskanzler Schröder – vermutlich aus Rücksicht auf den grünen Koalitionspartner – im sicherheitspolitischen Teil seiner Regierungserklärung eindeutige Aussagen zum Auftrag der Bundeswehr: „Wir liefern damit (Kosovo-Mission) auch eine hochmoderne Definition vom Wirken der Bundeswehr als einer Armee, die dem Frieden dient. Unsere Soldaten setzen heute ihr militärisches Know-how in immer mehr Bereichen zivil ein. ... Die Aufgaben der Bundeswehr reichen von der Eindämmung von Naturkatastrophen bis hin zur Demokratisierungshilfe“. Ansonsten wird auf die Wehrstrukturkommission verwiesen.

Rudolf Scharping hat für seine (erzwungene) Bereitschaft, als Verteidigungsminister in die Regierung einzutreten, die Zusicherung erhalten, der Verteidigungsetat werde nicht gekürzt und die Rahmenbedingungen für die Bundeswehr würden sich (zunächst) nicht ändern. Das ist gut so, denn die von Volker Rühle bisher an kurzer Leine geführte Bundeswehr leidet immer noch an den Folgen ihres Umbaus nach der deutschen Wiedervereinigung und an den wiederholten Budget-Kürzungen durch den ehemaligen Finanzminister Waigel. Deshalb braucht die Bundeswehr jetzt vor allem Vertrauen in die politische Leitung, Ruhe, Kontinuität und Konsolidierung. Gerüchte über neue Reformen und finanzielle Einschnitte würden sich negativ auswirken.

Da die Regierung eine Struktur-

kommission einsetzen wird, bedeutet das eine Frist von mindestens zwei Jahren, bis diese ihr Ergebnis dem Parlament vorgelegt hat und eine längerfristige, tragfähige Bundeswehrplanung entworfen ist.

Die Wehrstrukturkommission soll eine aktualisierte Bedrohungsanalyse erstellen und – unter Berücksichtigung des erweiterten Sicherheitsbegriffs – Auftrag, Umfang, Wehrform, Ausbildung und Ausrüstung der Streitkräfte überprüfen und Optionen einer zukünftigen Bundeswehrstruktur vorlegen (Koalitionsvereinbarungen XI.10.).

Die GRÜNEN werden ihr Ziel, die Stärke der Bundeswehr deutlich zu reduzieren, über den Trick zu erreichen versuchen, durch Verhandlungen im Rahmen der OSZE die Obergrenze für konventionelle Streitkräfte im KSE-Vertrag nach unten zu verändern. Dies (d.h. eine Modernisierung des KSE-Vertrages) ist durchaus zu bejahen, spiegelt doch der Vertrag in seiner Struktur noch die überwundene Ost-West-Konfrontation wieder. Er muss unbedingt den neuen europäischen Verhältnissen, die auch im Bereich der Sicherheit von Kooperation und Integration geprägt sind, angepasst werden.

Anders als die GRÜNEN, welche die Wehrpflicht abschaffen wollen, sind die Sozialdemokraten offen sowohl für die Beibehaltung der Wehrpflicht als auch für ihre Veränderung nach Umfang und Dauer oder ggf. der Notwendigkeit, die Wehrpflicht auszusetzen oder ganz abzuschaffen. Für Soldaten ist die Beibehaltung des Wehrdienstes in sinnvollem Umfang und vertretbarer Dauer ein Qualitätsmerkmal demokratischer Streitkräfte und notwendig für ihre dauerhaft stabile Integration in die Gesellschaft.

Wichtig für das Ergebnis, welches die Wehrstrukturkommission vorlegen soll, wird die Zusammensetzung dieser Kommission sein. Zu wünschen ist, dass Sachverstand und nicht ideologische Festlegung Kriterium für die Auswahl der Mitglieder ist. Auch aus den beiden großen christlichen Kirchen Deutschlands sollten kompetente sicherheits- und wehrpolitische Fachleute in die Kommission berufen werden. Die GKS ist zur Mitarbeit bereit. (PS)

Christliche Botschaft und militärisches Führen

Nicht nur in unserem Lande gibt es immer wieder Diskussionen, ob Soldaten Christen sein können, ob die grundlegenden Normen des Handelns nicht so verschieden sind, dass sich das eine und das andere ausschließt. Generalleutnant Hans Peter von Kirchbach, zurzeit Kommandierender General des IV. Korps in Potsdam, der künftige Generalinspekteur der Bundeswehr und bekannt als der „Held der Oder“, stellt sich diesen Fragen. Der nachstehende Beitrag ist mit freundlicher Genehmigung des Verfassers dem Briefdienst „Sicherung des Friedens“, Nr. 111/98 des überparteiischen Arbeitskreises von Christen zur Förderung von Frieden in Freiheit entnommen.

Mit den Fragen der ethischen Normen für bewaffnete Einsätze von Streitkräften befassen sich zwei weitere Beiträge, die GKS-Erklärung mit einem Kommentar zum Thema „Klare Rechtsgrundlage für Kosovo-Einsatz“ (s.S. 9) sowie der Aufsatz von Oberst Dr. Klaus Achmann „Grenzen für die Rüstung - Raum für Abrüstung. Rechtliche, politische und ethische Aspekte der Abrüstung“ (s.S. 10).

HANS PETER VON KIRCHBACH



Generalleutnant Hans Peter von Kirchbach (r.) im Gespräch mit dem Bundesvorsitzenden der GKS Oberst Karl-Jürgen Klein (l.) beim Empfang am 24. 09.1998 aus Anlass des Beginns der Sanierungsarbeiten am zukünftigen Sitz des katholischen Militärbischofsamtes in Berlin (Foto: M. Beyel)

Das Thema verlangt nach einer ganz persönlichen Stellungnahme. Wie so häufig, scheint keine theologische oder wissenschaftliche Abhandlung gefragt zu sein, sondern Bekenntnis.

- Nicht: Wie kann man ganz allgemein Glauben und militärischen Dienst vereinbaren?
- Sondern: Wie vereinbare ich es selbst und versuche, den Dingen die Ordnung zu geben, die ihnen gebührt.

Dabei kann es ja auch nicht nur um das Vereinbaren beider Dinge gehen, sondern um die Schilderung, warum mir mein Glaube in meinem Beruf wichtig ist und mir in schwierigen Situationen helfen kann.

Im militärischen Dienst oder gar im Einsatz befassen wir uns mit schwierigen, teilweise sehr schwierigen Fragen, aber es sind niemals die letzten Fragen, sondern allenfalls die vorletzten; unser Glaube aber führt uns regelmäßig zu den letzten Fragen. So kann die Frage nicht lauten, wie kann ich als militärischer Führer meinen Glauben leben, sondern ich frage eher genau umgekehrt, wie wirke ich als Christ in meinem militärischen Beruf.

Und so stellt sich an dieser

Stelle die umfassende Frage nach den Werten, aber es wäre verfehlt, christlichen Glauben auf das Gebot der Feindesliebe zu reduzieren, genauso wie es unzulässig wäre, militärisches Führertum in einer Demokratie ausschließlich unter dem Gesichtspunkt des Durchsetzens politischer Interessen mit Gewalt zu betrachten.

Militärisches Führertum hat viele Charakteristika. Ich möchte den Versuch machen, einige dieser Charakteristika des militärischen Führens genauer zu betrachten und aus meiner ganz persönlichen Sicht mit meinem Glauben in Verbindung zu bringen. Dann sollte auch eine Aussage zur Auflösung der genannten Spannungen möglich sein.

Der militärische Führer führt Menschen

Was also sind die Charakteristika der militärischen Führung?

Die Arbeit konzentriert sich auf Menschen. Mit jeder Entscheidung greife ich in das Schicksal eines Menschen ein.

Wird ein militärischer Einsatz notwendig wird dieses Eingreifen in das Geschick anderer Menschen ungleich deutlicher. Hier kann es um die Unversehrtheit oder das

Leben von unterstellten Soldaten gehen, natürlich auch um das eigene. Ich brauche für diese Entscheidungen meinen Glauben an Gott und an Christus. Dieser Glaube regelt mein Verhältnis zu anderen Menschen. Er sagt mir, dass alle Menschen Geschöpfe Gottes sind, unter denen es keine grundsätzliche Hierarchie gibt. Er sagt mir, dass mir ausschließlich Macht auf Zeit verliehen ist, um für den Staat einen bestimmten und für diesen wichtigen Auftrag auszuführen, dass dies an unserer menschlichen Gleichwertigkeit, der Partnerschaft zwischen mir, meinen Untergebenen und Vorgesetzten, nichts ändert. Er sagt mir, dass ich dies bei meinen Handlungen und Entscheidungen zu berücksichtigen habe, insbesondere dann, wenn ich in Stellvertretung für andere zu handeln und zu entscheiden habe.

Verantwortung für andere

Dies wirkt sich auf meine Entscheidungen konkret aus. Ich sehe meinen Untergebenen und meinen Vorgesetzten anders. Ich sehe ihn auch in seiner Rolle als Bruder. Ich weiß mich zur Fürsorge den mir unterstellten Soldaten gegenüber verpflichtet. Ich versu-

che, bescheiden zu sein. Ich kalkuliere die eigene Möglichkeit des Irrtums bei meinem eigenen Handeln ein. Ich gewinne Selbstbewusstsein gegenüber meinen Vorgesetzten. Ich werde vermutlich nicht verhindern können, einem anderen Unrecht zu tun. Ich muss versuchen, dies zu begrenzen, weiß aber, dass ich ohne Schuld nicht leben kann.

Ich befehle nach wie vor, um einen Auftrag zu erfüllen, aber ich spüre die Last der Verantwortung, die ich im Einsatz eigentlich nur mit der Aussicht auf Vergebung übernehmen kann. Die Aussicht auf Vergebung befreit zum Handeln, ohne zur Leichtfertigkeit zu verführen. Was immer ich tue, ich beziehe den anderen, gleichwertig und wie ich ein Geschöpf Gottes, in mein Handeln ein.

Ich trage also nicht nur Verantwortung für mich selbst, sondern auch für andere. Diese Verantwortung hat Vorrang vor meinen persönlichen Interessen und Ansprüchen. Verantwortliches Handeln schließt auch einen Gegner in die Betrachtung ein. Auch für ihn gilt die Feststellung vom Bruder, vom gleichwertigen Geschöpf Gottes. Es mag sein, dass ich gegen ihn kämpfen muss. Ich darf ihn dennoch nicht hassen und weiß mich an die Regeln des Völkerrechts gebunden. Handeln in Verantwortung für andere verlangt also, den anderen in die Beurteilung der Lage einzubeziehen.

Dies ändert nichts daran, dass die Prüfung des Erfolgs gegen die erwarteten Opfer unter den mir anvertrauten Soldaten eine überragende Rolle spielen muss.

Ich kann für mich selbst nur hoffen, dass ich mich in der Bewährung des Ernstfalls diesen Maximen entsprechend verhalten kann. Blicke in vergangene Kriege zeigen jedoch deutlich, dass es auch in extremen Situationen möglich zu sein scheint, bestimmte Regeln und Gesetze einzuhalten.

Egoismus, Eitelkeit, Opportunismus, Machtstreben als Selbstzweck disqualifizieren militärische Führer.

Grenzsituationen mitten im Frieden

Vor wenigen Monaten kam bei der Vorbereitung eines Schießens bei einer Jägerkompanie ein

junger Soldat bei einem Unfall zu Tode. Ich habe diese Kompanie mehrere Stunden besucht, um mit den Soldaten über ihren Kameraden, die Trauer um ihn, aber auch die Notwendigkeit, den Auftrag weiter auszuführen, gesprochen. Es war ein bewegender Abend in intensivem Dialog mit den jungen Soldaten. Und manchmal wurde im Dunkel auch Hoffnung spürbar.

Vor einigen Wochen habe ich die deutschen Truppen in Kroatien und Bosnien besucht. Dabei ging es nicht um die äußeren Umstände, das Camp, die Lebensbedingungen, sie waren so schlecht nicht.

Es ging darum, Leid und Not anderer Menschen zu sehen und zu erkennen, es nur bedingt lindern zu können. Es ging darum, an ein begrenztes Mandat gebunden zu sein, weniger tun zu können, als man gerne getan hätte. Immer wieder kam es dazu, dass man wegen des übergeordneten Zieles der Gewährleistung der humanitären Hilfe und der Duldung der Präsenz durch die Kriegsparteien wegen offensichtliches Unrecht hinnehmen musste. Ich bin mir sicher, dass dies für den Dienst unserer Soldaten und Soldatinnen dort eine unerhörte Belastung sein muss, die nur schwer zu ertragen ist, zumal man sich in der Beurteilung des übergeordneten Zieles oft dem Urteil anderer anvertrauen muss. Dennoch muss der Versuch gemacht werden: Wo ein klares Ja oder Nein **nicht** möglich ist, ist relativ Besseres dem relativ Schlechteren vorzuziehen.

Grenzsituationen im Krieg

Die intensivsten Grenzsituationen erlebt der Soldat im Krieg. Ich möchte dann unter einem Führer dienen, der mit seiner Truppe fühlt, und mit Rückhalt im Glauben, so charakterlich stark und befähigt ist, auch in Grenzsituationen das Richtige zu tun.

Ich hoffe für mich und meine Soldaten, in der Stunde der Bewährung ein solcher Führer zu sein.

Es hat keinen Zweck, darum herumzureden. Der Soldat befasst

sich gedanklich und praktisch damit, in einem Einsatz gefordert zu sein, der auch ein Krieg sein kann. Eine Politik der Kriegsverhinderung muss sich auf militärische Führer stützen, die bereit sind, notfalls auch Krieg zu führen, wenn Politik als das letzte Mittel scheitert. Der militärische Führer handelt nach den Grundwerten unserer abendländischen Tradition und als Christ in Kenntnis oder noch deutlicher in Anerkennung des christlichen Liebesgebotes. Die Anerkennung dieses Gebotes kann ja nicht nur bedeuten, auf Gewalt zu verzichten, sondern in gleicher Weise auch, anderen Schutz vor Gewalt zu gewähren. Rechtsbrechern muss, wie die Geschichte ausweist, unter Umständen mit militärischer Gewalt das Handwerk gelegt werden. Es kann auch notwendig werden, Morden mit Gewalt zu verhindern. Die Ausübung von Gewalt darf aber nur die Ultima Ratio sein.

Vorbereitung auf den Einsatz

Der Soldat kennt besser als jeder andere die Auswirkungen des Krieges. Ein militärischer Führer wird aller Voraussicht nach nicht übereilt zum Waffeneinsatz raten. Kommt es dennoch zum Waffengang, ist die Verhältnismäßigkeit der Mittel abzuwägen. Je höher man in der militärischen Hierarchie aufsteigt, umso größer können die Auswirkungen des eigenen Handelns sein. Gewinne oder Schäden, die sich aus seinem Handeln oder aus seinem Unterlassen ergeben, betreffen einen immer größeren Kreis von Menschen und werden damit immer weniger umkehrbar. Bewusste Begrenzung des Einsatzes militärischer Mittel auf den beabsichtigten Zweck, Verzicht auf militärischen Sieg, ausschließliche Ausrichtung auf Bewahrung des Bestehenden waren die Kennzeichen der NATO-Strategie und machten diese Strategie glaubhaft und anwendbar. Verzicht auf militärischen Sieg, die Beschränkung auf einen zeitweisen Truppeneinsatz zur Trennung von Kontrahenten und dadurch das Ermöglichen einer politischen Lösung ist auch das Kennzeichen mancher militärischen Einsätze im Rahmen der Vereinten Nationen. Das Prinzip

ist und bleibt sicher richtig. Es kann offensichtlich notwendig werden, auch humanitäre Hilfe mit Gewalt durchzusetzen, und ein allzu eng begrenztes Mandat kann den Erfolg in Frage stellen.

Für mich ist wichtig, dass ich mir darüber im Klaren bin, dass ich die Pflicht habe, meine Bemühungen im Frieden darauf zu konzentrieren, auszubilden und zu erziehen.

Soldat als Führer und Fachmann

Ich trage als militärischer Ratgeber auch dafür Verantwortung, dass das militärische Instrument sachgemäß entwickelt und gebraucht wird. Der Soldat als Fachmann wird seinen Rat geben müssen und auch das Risiko aufzeigen. Wir haben es in der Bundeswehr erlebt, dass militärische Führer das Mittel des Rücktritts wählten, wenn sie der Meinung waren, die Entscheidungen zur Weiterentwicklung oder zum Einsatz seien nicht sachgerecht.

Militärisches Handeln ist kein Selbstzweck. Soldaten werden auf Befehl der politischen Führung zur Durchsetzung politischer Ziele eingesetzt. Diese Aussage allein genügt mir allerdings nicht. Auch die Soldaten der Wehrmacht marschierten nicht aus eigenem Entschluss, sondern auf Befehl der politischen Führung zur Durchsetzung politischer Ziele. Auch die Soldaten der Roten Armee folgten bei ihren Einsätzen zur Unterdrückung anderer Völker politischem Befehl. Das Kriterium allein, dass politische Führung entscheidet, kann also meinen Ansprüchen nicht genügen.

Der militärische Führer dient der Politik

Es geht offensichtlich auch um den Charakter der politischen Führung. Der, der mir meinen Auftrag gibt, muss an rechtsstaatliche Maximen seines Handelns gebunden sein. Der Staat und seine politischen Verantwortungsträger können auf meine Loyalität bauen, aber auch ich muss Vertrauen auf meinen Staat und seine Verantwortungsträger haben können. Ich vertraue auf die Werteordnung des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland, die die politische Führung nicht nur

an Gesetze, sondern an eine Werteordnung bindet, in der die Würde des Menschen ganz oben steht und in der die Menschenwürde nicht an die Zugehörigkeit an eine Nation, Rasse, Hautfarbe oder Religion gebunden ist. Die Bindung aller an die Werteordnung unseres Grundgesetzes macht mir meinen Dienst für meinen Staat in großem Vertrauen und in großer Zuversicht möglich, auch wenn ein Einsatz im Kampf erforderlich werden sollte.

An dieser Stelle lohnt ein Blick auf die Herstellung der deutschen Einheit. Die Bundeswehr hat sich der Aufgabe gestellt, nach Auflösung der NVA die Armee der Einheit mit Soldaten aus der ehemaligen NVA aufzubauen, und hat damit einen wichtigen Beitrag auf dem Wege zur inneren Einheit unseres Landes geleistet. Nicht was gewesen ist, war entscheidend, sondern der Wille und das Zutrauen, gemeinsam etwas Neues aufzubauen. Unser Bundespräsident hat formuliert, dass die Einheit der Truppe die Einheit der Deutschen fördere. Ich glaube, er hat Recht.

Humanitäre Einsätze oder Einsätze auf dem Gebiet der Katastrophenhilfe können eine unmittelbare Umsetzung christlicher Gebote sein.

Ich stehe der politischen Führung meines Landes zur Verfügung und bin bereit, zur Verteidigung meines Landes oder für andere rechtmäßige Aufträge mein Leben einzusetzen. Dies ist aber nicht beliebig an jede Führung übertragbar, sondern setzt deren Bindung an Normen des Handelns, hier konkret an die Werteordnung des Grundgesetzes, voraus.

Verfolge ich meine letzten Gedanken konsequent weiter, so kann mir die politische Entwicklung meines Landes nicht gleichgültig sein. Ich sehe für mich eine Verpflichtung, an der Zukunft meines Landes mitzuarbeiten. Ich bin als Staatsbürger Soldat und als Soldat Staatsbürger. Ich bin gleichzeitig Christ, und nichts ist von dem Anderen zu trennen. Als Staatsbürger bin ich an der Erhaltung und weiteren Ausgestaltung unserer Demokratie direkt beteiligt. Als Soldat bin ich an der Fortentwicklung einer stabilen Demo-

kratie direkt interessiert. Als Christ bin ich auf meinen Platz gestellt und habe mit meinem Leben und Handeln Zeugnis abzulegen. Für mich bedeutet das konkret, Beteiligung an Wahlen, Mitarbeit in Gremien, verantwortliche Tätigkeit in der Arbeit mit Jugendlichen, auch über Grenzen hinweg einen Beitrag zur Verständigung zu leisten.

Staatsbürger als Soldat

Für meine Arbeit als militärischer Führer bedeutet es konkret, mich bei der Erziehung der mir anvertrauten Soldaten nicht auf das militärische Handwerk zu beschränken, sondern gesellschaftliche Probleme aufzugreifen, z.B. einen eigenen Beitrag zu leisten und einen immer wieder aufkommendem Nationalismus oder eine Ausländerfeindlichkeit entgegenzuwirken. Ich versuche, einen Beitrag zu leisten, dass die jungen Staatsbürger Rechte, die sie schützen, auch in der Bundeswehr selbst erleben können.

Die Verpflichtung, an der Ausgestaltung unserer demokratischen Ordnung mitzuarbeiten, ergibt sich für mich unmittelbar aus christlichem Anspruch, christlichen Werten oder klarer: Gottes Geboten schon hier Geltung zu verschaffen. Ich kann mich aus der Verantwortung nicht herausstellen. Ich kann und darf in einer Partei mitarbeiten, meine Loyalität gilt aber allen. Dies grenzt die Möglichkeiten zur politischen Betätigung zugunsten einer Partei als Soldat ein.

Mit meiner Mitarbeit in Staat und Gesellschaft leiste ich auch einen Beitrag zur Gerechtigkeit und damit zur Erhaltung des Friedens.

Der Glaube macht mich in keiner Weise handlungsunfähig, sondern er befreit mich zum Handeln in der Spannung zwischen Freiheit und Gehorsam.

Umfassende Verantwortlichkeit

Ich übernehme Verantwortung nicht nur für mich, sondern auch für andere. Ich weiß, dass ich meinem Schöpfer Rechenschaft für mein Tun und für mein Unterlassen schuldig bin. Dieser Gedanke zügelt Selbstgefälligkeit, Leichtfertigkeit, Maßlosigkeit, Disziplin-

losigkeit. Ich glaube, dass Gott mir zumutet, zwischen relativ Besserem und relativ Schlechterem zu unterscheiden und dort Schuld auf mich zu nehmen, wo - wie so häufig - die Unterscheidung zwischen „richtig“ und „falsch“ schwer wird. Die Neigung, aus Angst vor Schuld Verantwortung nach oben oder nach unten zu delegieren, wird geringer. Ich brauche die Hilfe meiner Kirche zur Schärfung meines Gewissens. Ich versuche, meine Entscheidungen und meine Befehle der Prüfung durch mein Gewissen zu unterziehen. Dies bewahrt mich vor Leichtfertigkeit.

Solches Handeln ist etwas völlig anderes als dauernder Selbstzweifel. Die Zusage der Vergebung ist meine eigentliche Kraftquelle. So kann ich auch ertragen, dass ich meine Entscheidungen im besten Wissen und Gewissen treffe und versuche, alle Gesichtspunkte in die Beurteilung der Lage einzubeziehen, dass ich aber den Ausgang in der Regel nicht vorhersehen kann. Ich verletze Menschen, obwohl ich es nicht gewollt habe, meine Planungen und mein Handeln führen nicht zum Erfolg.

Ich muss, das ist mir klar, nachdem ich alles für den Erfolg getan habe, auch in der Lage sein, den Ausgang in die Hände des Schöpfers zu legen. Ich entscheide und befehle trotz allem in Vertrauen und Zuversicht.

Meine Aufträge im Frieden und im Einsatz sind vielseitig. Sie erreichen mich von meinen eigenen politischen und militärischen Führern, die ich an die Wertordnung des Grundgesetzes gebunden weiß. Dies ermöglicht mir Gehorsam in Vertrauen und Zuversicht. Mein Gehorsam hat aber Grenzen. Ich bin dankbar für eine gesetzliche Regelung, die mir die Ausführung von Befehlen, die Vergehen oder Verbrechen beinhalten, verbietet. Ich gebe der politischen Führung Rat nach bestem Wissen und Gewissen. Ich beuge mich ihrer Entscheidung, auch wenn sie dem Rat zuwiderläuft, solange ich dies verantwortlich tun kann. Letzte Instanz für Gehorsam bleibt ein geschärftes Gewissen, das auch aus historischer Erfahrung geprägt ist.

Ich habe Achtung vor Soldaten der Wehrmacht, die in der Prüfung ihres Gewissens zu der Überzeugung kamen, sich dem **Diktator widersetzen** zu müssen und hierfür ihr Leben einzusetzen und es letztlich opfert. Ich hoffe, dass mir diese Art von Prüfung erspart bleibt, und dass ich sie bestehe, wenn sie denn auf mich zukommen sollte.

Kriterien meines Handelns

Und so hoffe ich auch als evangelischer Christ, dass ich in

der Lage sein werde, die Forderung des 2. Vatikanischen Konzils zu erfüllen: „Wer als Soldat im Dienst des Vaterlandes steht, betrachte sich als Diener der Sicherheit und Freiheit der Völker. Indem er diese Aufgabe recht erfüllt, trägt er wahrhaft zur Festigung des Friedens bei.“

Ich befehle

- aber ich weiß die Grenzen.

Ich gehorche

- aber mein Gehorsam gilt nicht unbegrenzt.

Ich bin Vorgesetzter

- aber mein Untergebener ist mein Bruder und Partner.

Ich bin Untergebener

- aber mein Vorgesetzter ist mein Bruder und Partner.

Ich übe den Gebrauch von Waffen und setze sie ein

- aber ich weiß mich an Grenzen gebunden, achte das Völkerrecht und beachte die Verhältnismäßigkeit der Mittel.

Ich diene dem Staat

- aber das Treueverhältnis ist eines auf Gegenseitigkeit und setzt einen demokratischen Staat voraus, der an dieselbe Wertordnung gebunden ist wie ich.

Mein Glaube befreit mich zum Handeln in Grenzlagen

- aber er hütet mich vor Leichtfertigkeit.

Ich werde schuldig

- aber ich vertraue auf Vergebung. □

Gefunden

So wie verantwortliche militärische Führung ohne klare Werthaltung und Wertbindung unmöglich ist, gehören Werte und die Überzeugung der Bürger, gegenüber dem Gemeinwesen in der Pflicht zu stehen, zu den unverzichtbaren Grundlagen des freiheitlichen, demokratischen und sozialen Rechtsstaates.

Bundespräsident Roman Herzog, der dieser Überzeugung immer wieder das Wort redet, drückte es am 8. Oktober 1998 bei der Verleihung von Bundesverdienstkreuzen an Bürger in seinem Amtssitz Schloss Bellevue in Berlin so aus:

„Ohne die Bereitschaft zur Übernahme von Verantwortung stirbt die Demokratie. Gleichgültigkeit und Desinteresse nagen an der Substanz jedes freiheitlichen Staates. Sie sind fast ebenso gefährlich wie aktive Gegnerschaft.“

In der Zeitschrift für Innere Führung „Information für die Truppe“ (IFDT, Heft Nr. 8 / August 1998, S. 20 ff.) setzt sich Dr. Thomas Ehlen unter dem Titel „Wer Werte will, muss Vorbild sein – Diskussion um die Glaubwürdigkeit“ mit bürgerlichen Werten und Vorbildern auseinander. In der Zusammenfassung des Artikels heißt es:

„Viel wird über den ‘Wertevefall’ geklagt. Und in der Tat gibt es Anlass dazu: Familien brechen auseinander, christliche Wertevermittlung wird schwieriger, kulturell finden wir Talkshows offenbar interessanter als die Oper. ‘Selbstverwirklichung’ driftet manchmal in Egoismus ab. Anstatt nur über den Wertevefall zu lamentieren, sollten wir lieber selbst aktiv werden und uns in Kirche und Politik engagieren. Und das fängt schon beim Kuchenbacken für das Schulfest an.“

Im Zusammenhang mit einer angedrohten Intervention der NATO in der Bundesrepublik Jugoslawien zur Beendigung der Menschenrechtsverletzungen im Kosovo diskutiert die GKS die ethischen und rechtlichen Voraussetzungen eines solchen Einsatzes. Das entspricht ihrem Selbstverständnis. Immer wieder hat sich die Gemeinschaft zu den ethischen Grundlagen soldatischen Dienens geäußert. Und nicht von ungefähr stehen die Gedanken des zukünftigen Generalinspektors der Bundeswehr, Hans Peter von Kirchbach, „Christliche Botschaft und militärisches Führen“ am Anfang dieses AUFTRAGs Nr. 234.

Soldaten sind erstaunt, wie ratlos die Politiker vor dem Phänomen Gewalt, Vertreibung, Völkermord stehen und wie schweigsam Friedensforschung und pazifistische Friedensbewegungen sind. Etwas schnell wird nach dem Militär als der „ultima ratio“ gerufen. Auch wenn Milosevic offensichtlich nur die Sprache der militärischen Gewalt versteht, stellt sich doch die Frage, ob wirklich schon alle Sanktionsmittel ausgeschöpft sind. Oder können sich die Europäer vielleicht auf Sportboykott, Wirtschaftssanktionen, Abbruch von politischen, kulturellen und sozialen Beziehungen weniger leicht einigen als auf militärischen Druck?

Nach Auffassung der GKS kann der Soldat nicht mehr verallgemeinernd mit den Begriffen „Krieg“ und „Krieger“ in Verbindung gebracht werden. Kriege sind eine Angelegenheit von Staaten und der verantwortlichen Inhaber der politischen Macht. Zumindest in demokratischen Staaten ist dies in der Regel nicht das Militär.

Nach dem ethischen Verständnis der katholischen Soldaten ist es die Aufgabe des modernen Soldaten, den Frieden zu schützen oder, wenn dies nicht gelingt, einen Krieg oder eine bewaffnete Auseinandersetzung möglichst schnell zu beenden. Das angedrohte Übel – die Anwendung von

GKS-ERKLÄRUNG: Klare Rechtsgrundlage für Kosovo-Einsatz

Die GKS stellt mit Sorge fest, daß nach den Beschlüssen der Vereinten Nationen – Sicherheitsrat: Resolution 1199 vom 23.09.1998 – und des NATO-Rats von Vilamoura vom 24.09.1998 erstmals eine Lage eintreten könnte, in der deutsche Soldaten durch einen möglichen Kampfeinsatz in der Bundesrepublik Jugoslawien einen Auftrag erhalten, der nicht eindeutig durch geltendes Völkerrecht abgedeckt ist. Zwar sprechen ethisch-moralische Gründe für eine humanitäre Intervention, wie sie Papst Johannes Paul II. in seiner Rede vom 05.12.1992 *) vor der Internationalen Konferenz für Ernährung gefordert hat. Dennoch muß sichergestellt sein, daß die Soldaten der Bundeswehr die politischen, rechtlichen und ethischen Voraussetzungen eines solchen Einsatzes mittragen können.

Die GKS erwartet daher, daß die politischen Verantwortlichen diese Grundlagen schaffen und dabei besonders die völkerrechtliche Legitimierung eindeutig klarstellen.

*) „Das Gewissen der Menschheit, gestützt auf die Bestimmungen des internationalen humanen Menschenrechtes, verlangt danach, daß die humanitäre Einmischung obligatorisch wird, wenn das Überleben der Völker und ethnischer Gruppen schwer betroffen wird.“ (in: Ecclesia, Nr. 22.614 vom 02.01.93, Seite 25 ff.)

Waffengewalt – muss immer eine völkerrechtlich und ethisch gerechtfertigte Maßnahme sein. Für den Einsatz der Bundeswehr außerhalb des Bündnisgebietes ist dazu ein völkerrechtlich eindeutiges Mandat erforderlich.

Ausnahme von dieser Regel kann nur ein übergesetzlicher Notstand sein, wenn Menschenrechte in so schlimmer Weise verletzt werden, dass eine humanitäre Katastrophe droht. Die GKS bedauert, dass es über die „Humanitäre Intervention“, wie sie der Papst schon 1992 gefordert hat, noch keinen völkerrechtsverbindlichen Konsens gibt. Eine dahingehende Weiterentwicklung des Völkerrechts ist, wie auch gerade der Kosovo-Konflikt zeigt, dringend erforderlich.

Hier stoßen, wie Sybille Tönnies in der FAZ vom 12.10.1998 feststellt, „zwei Prinzipien aufeinander, die jeweils gut und richtig, aber miteinander unvereinbar

sind: einerseits das Prinzip, dass amn Massenmorden nicht hinnehmen, andererseits das Prinzip, dass man nicht von außen in die innere Angelegenheit eines souveränen Staates einmischen darf.

Das erste Prinzip leuchtet sofort ein, aber auch das zweite hat gute Gründe auf seiner Seite. Es ist die Grundlage des Völkerrechts. Die internationalen Rechtsbeziehungen befinden sich ja keineswegs schon in dem Zustand, dass dem Unrecht im Wege einer Weltinnenpolitik, mit anderen Worten: in polizeilicher Aktion, - gewehrt werden kann. Im Gegenteil beruht die friedensstiftende Funktion des Völkerrechts bislang auf der wechselseitigen Anerkennung der Souveränität - und Souveränität bedeutet, dass jede Regierung ihr vollkommen eigener Herr ist. Die Nationen haben sich in der Charta der Vereinten Nationen versprochen, dass sie einander in ihren innenpolitischen Entscheidungen respektieren und unter keinen Umständen angreifen wollen.

Sybille Tönnies kommt zu dem Schluss, auch in der Not durchgehaltene Treue zur verabredeten Form habe gute geschichtliche Gründe auf ihrer Seite. Würde die Form – in diesem Fall: die Charta der Vereinten Nationen – jetzt ignoriert, so bestünde die Gefahr, dass die Weltgesellschaft auch hinter den mühsam erreichten Stand der gegenseitigen Souveränitätsanerkennung und damit wieder in das Chaos der Rechtlosigkeit zurückfalle. Andererseits – auch das sei zu bedenken – bekomme die fällige Rechtsänderung vielleicht gerade dadurch ihre Chance, dass die Völker sich durch eine Verletzung der Regel zu deren Änderung bewegen sehen könnten.

Solange die Welt kein Gewaltmonopol hat, besteht das Völkerrecht weitgehend aus Psychologie – seine Geltung hängt von der globalen öffentlichen Meinung ab. Nur unter dieser Bedingung kann es sich in Richtung auf eine geordnete Weltinnenpolitik, die den Begriff „Polizeieinsatz“ rechtfertigt, weiterentwickeln. (PS)

Armee der Einheit

Bilder und Zerr-Bilder

Hans-Otto Budde

Ich danke Ihnen, dass Sie mir die Gelegenheit geben, über uns im Osten zu sprechen, mit Ihnen zu sprechen. Und dabei meine ich keinen Vortrag – gespickt mit den Zahlen getaufter Grundwehrdienstleistender oder von Kosten für Infrastrukturmaßnahmen oder der Darstellung des Beitrages der Bundeswehr zum Bruttosozialprodukt in den neuen Bundesländern. Ich will vielmehr über die Menschen sprechen, über ihre Sorgen und Hoffnungen, über ihre Ängste und über ihre Zuversicht. Dabei ist es keine Koketterie, wenn ich meine Kompetenz hierzu anzweifle, ich bin erst ein Jahr in Brandenburg und wer kann dann schon von sich behaupten, hierüber alles zu wissen. Ich habe mich folglich umgehört und auf Erfahrungen von Soldaten zurückgegriffen, die zu zitieren es sich lohnt. Zum Beispiel Herr General von Kirchbach, der seit 1990 mit kurzen Unterbrechungen Verwendungen in Führungspositionen in den neuen Bundesländern hat. Und noch eine Vorbemerkung: Will ich ein Gebäude bewerten, das ohne Obergeschoss und Dach vor mir steht, dann tue ich gut daran zunächst festzustellen, ob es denn abgerissen wird oder ob sich das Gebäude noch im Aufbau befindet. Ich muss also den Blick zurückwerfen, um die Gegenwart zu bewerten und die Zukunft zu prognostizieren.

Wie sah es denn aus am 3. Oktober 1990? Welche Schritte liegen zwischen damals und heute?

Ein erstes Bild

(zitiert nach General von Kirchbach) „Der Jubel in Berlin am 3. Oktober 1990 war für mich verklungen – ich fuhr nach Strausberg zu einer Veranstaltung, an der der damalige bis zum 2. Oktober amtierende Minister für Abrüstung und Verteidigung Reiner Eppelmann an Minister Stoltenberg die Nationale Volksarmee übergab und seiner Fürsorge emp-

fahl. Der damalige General Schönbohm wurde in sein Amt als erster Befehlshaber eingeführt und erhielt die Befehls- und Kommandogewalt. Und dann habe ich diese Veranstaltung verlassen, fuhr an einem wirklich nebligen Herbstabend nach Eggesin in Vorpommern. Ich bin immer wieder gerne da. Meine ersten Eindrücke:

- Ein T 34, der dort vor der Kaserne stand, ein wie gesagt dunkler Herbsttag;
- Demotivierte Soldaten, eine Armee in Auflösung, westliche Unterstützungspersonal und etwa 100 oder 120 Soldaten.
- Sorge um die Disziplin, sind alle Waffen da? Es sind ja dort auch die Waffen aufgelaufen der Staatssicherheit, es sind die Waffen aufgelaufen der Betriebskampfgruppen.
- Wird es gelingen diesen riesigen Bestand an Fahrzeugen, an Waffen, an Munition überhaupt zu sichern?
- Hochspannungsleitungen bis zur Nacht vom 2. Oktober auf den 3. Oktober und um Mitternacht abgeschaltet.
- Wehrpflichtige, die jeder Disziplin entwöhnt waren in der Phase der Auflösung der Nationalen Volksarmee.“

Das zweite Bild:

Sarajevo – Januar 1997, wenige Tage, bevor ich die Führung der multinationalen Brigade in Sarajevo übernehme.

Ich empfangen Soldaten des deutsch-französischen Versorgungsbataillons in Ibiza. Ein Sprachewirr. Ein Amerikaner vom Hauptquartier SFOR spricht mich an. Er will sich informieren, wer denn nun in diese logistische Einrichtung in der Nähe seines Hauptquartiers einzieht. Einer meiner französischen Soldaten aus Müllheim sieht mich und kommt fröhlich auf mich zu, „voilà, mon General“ und dann eine größere Anzahl deutscher Soldaten, die nicht badisch sprechen, sondern deren



„Ja ich bin Optimist. Als Christ muss man Optimist sein. Ich bin aber auch Optimist, weil mich meine Beobachtungen der letzten acht Jahre dazu führen.“ In seinem Vortrag vor der Gesamtkonferenz der katholischen Militärseelsorge (s.a. S. 66 ff) stimmt der Chef des Stabes des IV. Korps in Potsdam nicht in das weit verbreitete „Klagen ohne zu leiden“ ein, sondern zeichnet ein durchaus optimistisches Bild von der Bundeswehr, der „Armee der Einheit“ (Foto: M. Beyel, KMBA)

Sprache verrät, dass das die neuen Soldaten aus Burg sind. Aufgeschlossen, kompetent, erkennbar standhaft. Und mitten unter ihnen, unter diesen Soldaten aus den neuen Bundesländern ihr in Rajlovac verantwortlicher Kommandeur, Colonel Riveau, ein Franzose. Nach nur wenigen Tagen sind seine neuen Deutschen ihm genau so lieb, wie seine Soldaten, die er aus Müllheim oder aus Besançon nach Sarajevo mitgebracht hat.

Das dritte Bild:

Ich fahre mit dem Hauptmann Triebel aus meinem Stab durch Babelsberg. Wir unterhalten uns. Plötzlich unterbricht er sich und schaut gedankenverloren auf den Bürgersteig. Er erzählt: Hier fuhr ich schon einmal entlang. Es war vor 21 Jahren. Ich war Fahrlehrer. Die Straße war gleichzeitig die Grenze zur Mauer. Der Bürgersteig durfte schon nicht mehr betreten werden. Die Häuser dort, die Sie rechts sehen, waren geräumt, leer, sie wurden überprüft.

Ich befahl meinem Fahrer anzuhalten und Fahrerwechsel durchzuführen. Hierzu musste ich auch aussteigen und stand dann plötzlich auf dem verbotenen Bürgersteig. Zwei Grenzer sprangen

auf mich zu und nahmen mich fest. Ich wurde anschließend angeklagt wegen versuchter Republikflucht.

Hauptmann Triebel stutzt - fährt fort. Damals habe ich das als ganz normal empfunden - und dann schaut er mich an, schüttelt fassungslos den Kopf und sagt: heute kann ich das nicht mehr begreifen.

Ein langer Weg von Eggesin nach Sarajevo oder auch nach Babelsberg, ein bisweilen mühseliger und dornenreicher, denn nicht nur die Menschen in den neuen Bundesländern mussten sich in Einstellung und Verhalten ändern, auch die Bundeswehr West (will ich einmal sagen) von 1988 ist nicht die gleiche wie 1998, Viele sehen auch in der Bundeswehr West einen vollzogenen Paradigmen-Wechsel, ausgelöst vom Wegfall des Antagonismus, verstärkt durch die Einsätze außerhalb Deutschlands zur Friedenssicherung. Ich meine aber, dass wir insgesamt unsere Identität gefunden haben.

Nun wäre es zu kurz gegriffen, wenn man meinte, dass nach dem Einsatz in Bosnien-Herzegowina, nach dem Oder-Einsatz die Integration abgeschlossen wäre. Wir müssen akzeptieren, dass es ein Prozess ist. In vielen Bereichen, z.B. der Leistungsbewertung, der Chancengerechtigkeit, spielt die Herkunft in der Bundeswehr schon keine wesentliche Rolle mehr. Eignung, Leistung und Befähigung sind die Kriterien, nicht nur bei den Jungen, die bei der Vereinigung noch kurze Hosen trugen. Offiziere, die der Nationalen Volksarmee angehörten, haben inzwischen die Generalstabsausbildung absolviert, wir haben Bataillonskommandeure, die Vordienstzeit in der NVA haben.

Das alles aber ändert nichts daran, dass wir unverändert miteinander sprechen müssen, uns von uns erzählen müssen und zuhören müssen, lernen müssen zu akzeptieren, auch eine andere Biographie. Und wir müssen bescheiden sein in Urteilen, weil wir zu wenig wissen. Wir müssen die Begegnungen ermöglichen, Begegnungen im Dienst und außer Dienst und wir müssen diese Begegnungen auch mit sanften Druck fördern. Bei den Grundwehrdienstleistenden gelingt es uns schon dadurch, dass etwa 50

Prozent der Grundwehrdienstleistenden, die aus den neuen Bundesländern kommen, ihren Dienst in Einheiten in den alten Bundesländern absolvieren. Und bei den Berufs- und Zeitsoldaten müssen wir auf Versetzungen drängen, ja Versetzungen erzwingen von West nach Ost aber auch von Ost nach West.

Natürlich gibt es noch Unterschiede in Einstellung und Verhalten, nicht nur bei den Alten. 45 Jahre unter der Herrschaft einer kommunistischen Partei lassen sich eben nicht in 10 Jahren weg-wischen. Die Ereignisse, die in den letzten Jahren unter der Bezeichnung Extremismus/Rassismus öffentlich wurden, belegen das unter anderem. Wenngleich ähnliche Tendenzen auch im Westen zu erkennen sind, sind wir doch stärker betroffen. Dafür werden viele Gründe benannt

- Arbeitslosigkeit und Angst vor Deplatzierung,
- Orientierungsprobleme in einer unübersichtlichen Gesellschaft,
- Unsicherheiten in der personalen und nationalen Identitätsfindung.

Für mich persönlich aber liegt der wesentliche Grund im Verlust an Werten unserer christlich-abendländischen Kultur. Oder lassen Sie es mich holzschnittartig ausdrücken: Wenn die Kirchen verfallen, verfällt auch der Wille Werte zu akzeptieren, Werte die uns über viele Jahrhunderte geprägt haben.

Wir haben in der Bundeswehr und nicht erst seit 1997 diesen Kampf angenommen. Einen Kampf primär nicht gegen etwas sondern für unsere Werte, ein Kampf um die Menschen. Das kann dann kein Hau-Ruck Aktionismus sein. Droht der Konsens über unser Menschenbild gesellschaftsweit verloren zu gehen, so ist die gesamte Gesellschaft gefordert. In Sachsen-Anhalt haben 40 Prozent der Jungwähler ihre Stimme einer Bewegung oder Partei gegeben, die nicht mehr zweifelsfrei dem demokratischen System zugeordnet werden kann. Und das ist unter anderem in Brandenburg Anlass gewesen, die Anstrengungen aller zu bündeln, die Initiative „Tolerantes Brandenburg“ ins Leben zu rufen. Dabei sind die Kirchen ebenso gefordert, wie freie und öffentliche

Träger der Jugendarbeit, Schulen und Universitäten, Medien und Gewerkschaften, Vereine und Gruppierungen. Wir halten in der Bundeswehr nicht nur darüber Reden sondern wir tun etwas, tun etwas ganz konkret. Denn das ist auch eine Frage unseres soldatischen Selbstverständnisses.

Der Inspekteur des Heeres hat hier gesagt, „wir sind die, die auf die Menschenwürde achten, wo immer sie verletzt wird. Den mehr als 30.000 Soldaten die Bosnien-Herzegowina eingesetzt waren, braucht das nicht besonders erklärt zu werden.“

Sprechen wir über Integration reicht es aber nicht aus, die Integration innerhalb der Bundeswehr, das Miteinander in der Bundeswehr zu betrachten als Beitrag zu inneren Einheit, sondern wir müssen auch einen Blick nach außen werfen. Zur Integration gehört auch, dass Soldaten in der Öffentlichkeit präsent sind, akzeptiert werden. Die Nationale Volksarmee hat dies, von offiziellen Anlässen abgesehen, nicht sehr häufig getan. Ihr Innenleben war sogar ein Staatsgeheimnis. Wir verfolgen eine andere Strategie. Wir haben Anstrengungen unternommen, um Medien und Träger des öffentlichen Lebens, um die Eltern unserer Rekruten, um die Bevölkerung mit der Bundeswehr vertraut zu machen. Das ist schwierig dort, wo es weiße Flecken gibt; das ist nicht schwierig, wo wir präsent sind und stationiert. Natürlich drängt sich in diesem Zusammenhang auf, über den Oder-Einsatz zu sprechen. Ich bin vor acht Wochen im Oderbruch gewandert und habe viele Menschen gesprochen, die allein durch den Einsatz der Bundeswehr zur Bekämpfung der Flutkatastrophe ein ganz anderen Verhältnis zu ihren Soldaten bekommen haben. Wenn Sie so wollen, war es nicht nur eine Wanderung sondern für mich gefühlsmäßig ein Triumpfmarsch. Aber über dieses großes Ereignis hinaus, über die Vielzahl der feierlichen Gelöbnisse in Städten und Gemeinden ist es ganz besonders auch das Zusammenleben von Soldaten und Bürgern in den Dörfern, in den Städten.

Ich wohne beispielsweise auf einem kleinen Dorf bei Potsdam.

Ich bin Mitglied der Freiwilligen Feuerwehr und allein über die Gespräche mit meinen Nachbarn, allein über das Trinken des Bieres beim Feuerwehrfest, entsteht Gemeinsamkeit. Man kennt dann seine Biographie, man lebt nicht nur nebeneinander her sondern miteinander. Im Übrigen ist diese Erkenntnis auch ein Grund dafür, warum wir alles daran setzen, die von Westen nach Osten versetzten Soldaten auch mit ihren Familien bei uns zu haben, das ist eine wesentliche Aufgabe z.B. auch unserer Kommandeure. Und aus dieser Vielzahl an Kontakten in meinem Dorf, mit Pastoren aus Berlin Ost, mit Kameraden, die in anderen Be-

reichen der neuen Bundesländer eingesetzt sind, ziehe ich auch meinen Optimismus. Natürlich weiß ich, dass die Disziplin „lerne Klagen ohne zu leiden“ ein deutscher Nationalsport ist. Ich weiß aus diesen Gesprächen und aus meinen Erfahrungen aber auch, wie groß der Optimismus ist, die Bereitschaft ist anzupacken und bereit sich der neuen Situation zu stellen, und wie groß auch die Freude über das bisher Erreichte ist.

Ja, ich bin Optimist. Als Christ muss man eigentlich auch Optimist sein. Ich bin aber auch Optimist, weil mich meine Beobachtungen der letzten acht Jahre dazu führen. Und ich glaube an die Ge-

meinsamkeit, weil ich in anderen Bereichen dieser Welt gesehen habe, was die wirklichen Probleme im Miteinander ausmachen – so wie in Bosnien.

Hierzu durfte ich einigen von Ihnen bei einer Veranstaltung der Gemeinschaft Katholischer Soldaten in Bonn am letztjährigen Friedenstag vortragen.

Aber: hier ist nicht Bosnien. Hier lernen Menschen das Zusammenleben, die den Willen dazu haben, die eine gemeinsame Geschichte verbindet. Ich breche hier meinen Vortrag ab, ich bräuchte Stunden, um ihn zu beenden. Vielleicht ist es aber besser, miteinander zu sprechen ... □

„Novum auf dem Gebiet des Menschenrechtsschutzes“

Ständiger Europäischer Gerichtshof für Menschenrechte eröffnet

JÜRGEN LOREY (KNA-Korr.)

Eine neue Ära hat für Europa auf dem Gebiet des Menschenrechtsschutzes begonnen. Der neue ständige Europäische Gerichtshof für Menschenrechte in Straßburg nahm am 3. November 1998 mit der feierlichen Vereidigung der Richter seine Arbeit auf. Von Island bis Rußland können sich nun 800 Millionen Menschen in den 40 Europaratsstaaten direkt an das Straßburger Gericht wenden, um die eigene Regierung wegen Menschenrechtsverletzungen zu verklagen. Der Gerichtshof, dem 40 von der Parlamentarischen Versammlung des Europarates gewählte Richter angehören, löst damit das bisher bestehende Schutzsystem aus Europäischer Menschenrechtskommission und gegenwärtigem Gericht ab.

„Zum ersten Mal in der Menschheitsgeschichte gibt es in einem Teil der Welt eine ständig tagende Rechtsinstanz, die über die Einhaltung der Menschenrechte wacht“, erklärt der Präsident des Gerichtshofs, der Schweizer Richter Luzius Wildhaber. Bislang seien Klagen an die Menschenrechtskommission gegangen, die sie entweder an das Ministerkomitee oder den Gerichtshof weitergeleitet oder abgelehnt habe. Künftig wacht das Ministerkomitee nur noch über die Umsetzung der Urteile. Grundlage für Klagen ist die Europäische Menschenrechtskonvention von 1953, die die Mitgliedsstaaten bei ihrer Aufnahme unterzeichnen müssen. Der völkerrechtlich verbindliche Text verbietet unter anderem Folter, Zwangsarbeit und Diskriminierung und garantiert elementare Menschenrechte wie Religions-, Meinungs- und Versammlungsfreiheit.

Da die 40 Richter nur zehnmal im Jahr für eine Woche nach Straßburg kamen, war der alte Gerichtshof, der nur für die Belange von zehn bis zwölf Mitgliedsstaaten ausgelegt war, in den letzten Jahren hoffnungslos überlastet. 6.500 unbearbeitete Dossiers liegen noch an. Seit 1989 traten 17 mittel- und osteuropäische Staaten dem Europarat bei, was zu einer regelrechten Klageflut führte. Gingen vor 1985 noch 2.830 Klagen jährlich ein, so waren es allein in den ersten neun Monaten dieses Jahres 10.597.

Künftig werden die Richter in vier Kammern zu je sieben Richtern über die Zulässigkeit von Beschwerden entscheiden. Für besonders gravierende Fälle wird die große Kammer mit 17 Richtern zuständig sein. Nach wie vor müssen die Kläger jedoch zuvor den nationalen Rechtsinstanzenweg durchlaufen haben. In ganz dringenden Fällen aber, etwa bei Abschiebung und Folter, kann das Gericht Aufschub oder sofortige Unterlassung erwirken. Neu ist ferner, daß die Richter vor Ort ermitteln können.

Die Menschenrechtskommission wird nach Angaben Wildhabers noch bis Oktober 1999 weiterarbeiten, um den politischen Schutz der Menschenrechte zu gewährleisten, was der Gerichtshof nicht kann. Danach wird ein Europäischer Menschenrechtskommissar diese Aufgabe übernehmen, der voraussichtlich im Mai kommenden Jahres eingesetzt wird. Mit dem neuen Gerichtshof werde der Schutz der Menschenrechte „vollständig verrechtlicht“, betonte Wildhaber. Durch den Beitritt zum Europarat habe sich jedes Mitglied verpflichtet, die Urteilsprüche aus Straßburg zu vollziehen.

Die Glaubwürdigkeit des Systems steht nach Meinung des Schweizer Juristen dann ernsthaft auf dem Prüfstand, falls sich ein Staat weigert, das Urteil anzuerkennen. Im August hatte es die Türkei abgelehnt, einer griechischen Zypriotin die vom Gericht angeordnete Entschädigung von einer Million Mark für den Verlust ihres Besitzes im von der Türkei besetzten Nordteil der Insel zu zahlen. Ankara hatte erklärt, das Urteil sei politisch und ignoriere die Realitäten. Sollte die Türkei sich weiter stur stellen, hätte der Gerichtshof keine Zwangsmittel zur Umsetzung des Urteils. „Das wäre dann eine politische Angelegenheit, die das Ministerkomitee lösen müßte“, erklärte Wildhaber. Im äußersten Fall könnte das die Suspendierung der Europaratsmitgliedschaft bedeuten. Vielleicht bringt aber der internationale Ansehensverlust Ankara schon zum Einlenken. □

Grenzen für die Rüstung – Raum für Abrüstung

Rechtliche, politische und ethische Aspekte der Abrüstung

KLAUS ACHMANN

Nach den erstaunlichen und von großen Erwartungen begleiteten Erfolgen auf dem Feld von Rüstungskontrolle und Abrüstung zu Beginn der 90er-Jahre sowohl in der konventionellen wie auch der nuklearen Rüstung scheint dieser Bereich heute im steinigen Feld diplomatischen Kleinkrieges und nur mühsam auszutarierender nationaler Egoismen festgefahren zu sein. Der Streit um die Modernisierung des KSE-Vertrages zieht sich schier unerträglich in die Länge, die Besitzer der großen nuklearen Potentiale ringen seit Jahren weitgehend erfolglos um Fortschritte, weltweit gibt es Regionen mit übermäßigen militärischen Machtkonzentrationen.

In dieser Lage muss sich der Blick auf die Frage richten, welche Rahmenbedingungen für weitere Rüstungskontrolle und Abrüstung gelten – Rahmenbedingungen auf dem Gebiet des Völker- und Verfassungsrechts, in der nationalen und internationalen Politik, schließlich auch aus dem Blickpunkt der Ethik. Wie viel Abrüstung ist nötig, wie viel ist möglich?

1. Erfahrungen mit Rüstungskontrolle und Abrüstung

a. Erste Ansätze in der Zeit des Kalten Krieges

Nach langen Jahren der Konfrontation zwischen der NATO und dem damaligen Warschauer Pakt kam es 1975 zu einem aus heutiger Sicht historischen Durchbruch. Alle europäischen Staaten (außer Albanien), die USA und Kanada einigten sich in der Schlussakte der KSZE von Helsinki auf Maßnahmen zur Absicherung der beginnenden Entspannung. Mehrere „Körbe“ von Einzelbeschlüssen regelten Fragen zur Sicherheit Europas sowie die Zusammenarbeit im wirtschaftlichen, kulturellen und menschlichen Bereich. Korb I enthielt ein „*Dokument über vertrauensbildende Maßnahmen und bestimmt Aspekte der Sicherheit und Abrüstung*“. Die Streitkräfte beider Seiten wurden darin umfangreichen Kontrollen und Informationsaustauschen unterworfen. Bis heute sind diese Maßnahmen in Kraft. Sie haben in den betroffenen Teilen der Streitkräfte aller Staaten ein nicht zu unterschätzendes Maß an Zusammenarbeit und Vertrauen geschaffen. Nicht zu übersehen ist allerdings, dass die jeweiligen militärischen Führungsgremien diese Of-

fenheit nicht in allen Staaten mit Wohlwollen betrachten. Zu einer echten Verringerung militärischer Potentiale kam es nicht.

b. Die Erfolge der frühen 90er-Jahre

Der erste große Durchbruch auf dem Feld der Abrüstung wurde nach dem Ende des Ost-West-Konfliktes erzielt. 1990 wurde in Paris im Zusammenhang mit der KSZE-„Charta für ein neues Europa“ der Vertrag über Konventionelle Streitkräfte in Europa (KSE-Vertrag) unterzeichnet. Als Folge dieser Vereinbarung wurden annähernd 50.000 Stück militärisches Großgerät, also Kampfpanzer, Schützenpanzer, Artilleriegeschütze, Kampfflugzeuge und Hubschrauber vernichtet. Ein hochwirksames Inspektionssystem erlaubte es, bei allen Vertragspartnern den Fortschritt der Abrüstung und die noch vorhandenen militärischen Potentiale genau zu überwachen.

Auf dem Gebiet der nuklearen Abrüstung gelang es den USA und der UdSSR bzw. der Russischen Föderation, tiefe Einschnitte in die nuklear-strategischen Potentiale bei Interkontinentalraketen und strategischen Nuklearwaffen vorzunehmen. Aus den früher besonders kritischen Bereichen in Zentraleuropa wurden alle landge-

GLIEDERUNG

1. Erfahrungen mit Rüstungskontrolle und Abrüstung
 - a. Erste Ansätze in der Zeit des Kalten Krieges
 - b. Die Erfolge der frühen 90er-Jahre
 - c. Heutiger Stand
2. Völkerrechtliche Grenzen der Rüstung
 - a. Das Gewaltmonopol der VN
 - b. Bedeutung des Selbstverteidigungsrechts für Rüstungsumfänge
 - c. Friedenseinsätze im Auftrag der VN und der OSZE
3. Die Lage in Deutschland: Verfassungsrechtlich und politische Vorgaben für Rüstungsbegrenzung
 - a. Verbot des Angriffskrieges
 - b. Schutzpflicht des Staates und Streitkräfteumfang
 - c. Frieden schaffen mit weniger Waffen
4. Der internationale Bereich
 - a. Die Position der westlichen Staaten
 - b. Die Lage in Osteuropa
5. Ethische Normen
 - a. Historische Wurzeln
 - b. Die Lehre der großen Kirchen
 - c. Das Suffizienzprinzip
6. Zusammenfassung

stützten taktischen Nuklearwaffen abgezogen. Der 1991 von den USA und der damaligen Sowjetunion unterzeichnete und von beiden Seiten ratifizierte START-I-Vertrag zielte auf die Verringerung der beiderseitigen strategischen Nuklearwaffen auf nur noch 2/3 des Bestandes. Dagegen blieb es bei dem 1993 unterzeichneten



START II-Vertrag bei der Unterzeichnung. Durch ihn sollten die Potentiale ein weiteres Mal halbiert werden.

c. Heutiger Stand

Heute scheint die Rüstungskontrolle in eine schwierige Phase geraten zu sein. Zwar ist inzwischen das Abkommen über das Verbot der Herstellung von Landminen von so vielen Staaten unterzeichnet, dass es im nächsten Jahr in Kraft treten kann. Aber weder die USA noch Russland oder China sind dem Abkommen beigetreten. Positiv zu werten ist auch das Chemiewaffenübereinkommen, das 1997 in Kraft trat. Es enthält ein umfassendes Verbot für alle Vertragsstaaten, Chemiewaffen herzustellen oder einzusetzen. Vorhandene Waffen und Produktionsstätten sind innerhalb von 10 Jahren zu vernichten.

Immer komplexer und schwieriger wird dagegen die Frage der Nichtverbreitung von nuklearen Waffen und Fähigkeiten. Durch die Nukleartests von Indien und Pakistan ist deutlich geworden, dass die bisherigen Bemühungen unzulänglich waren. Wo der politische Wille besteht, eine Nuklearrüstung zu schaffen, ist dies offensichtlich weiterhin möglich. Auch im Falle Irak bleibt fraglich, ob die

internationalen Kontrollen letztendlich sicherstellen können, dass keine neuen Massenvernichtungswaffen hergestellt werden.

Auch im interkontinental-strategischen Bereich lassen weitere Fortschritte auf sich warten. Während START I zügig umgesetzt wurde, hat die DUMA den START II-Vertrag von 1993 bis heute nicht ratifiziert.

Amerikanische Vorschläge über weitere tiefe Einschnitte in die strategischen Nuklearpotentiale liegen seit langem auf dem Tisch, ohne dass auf der russischen Seite Regierung oder Parlament bisher darauf eingegangen sind.

Selbst die notwendige Modernisierung des KSE-Vertrages zieht sich unerträglich in die Länge. Da der Vertrag in seiner Struktur noch die frühere Ost-West-Konfrontation widerspiegelt, muss er dringend den neuen, von Integration und Kooperation geprägten Verhältnissen angepasst werden. Die Versuche, dies noch vor dem geplanten Beitritt weiterer Staaten zur NATO im Frühjahr 1999 zum Abschluss zu bringen, scheinen aber wenig Aussicht auf Verwirklichung zu haben.

In dieser Lage stellt sich die Frage, welche Argumente und Kriterien es für eine Fortsetzung der Abrüstung gibt, in welchem Um-

Konversion schafft Arbeitsplätze

Allein die umweltgerechte Entsorgung der Munitionsbestände der NVA schuf beim Start der ostdeutschen Recycling- und Entsorgungswirtschaft mehr als 2.000 Arbeitsplätze und war in den neuen Ländern ein nicht unerheblicher Wirtschaftsfaktor
(Foto: 14. Pz GrenDiv Neubrandenburg, aus: IFDT Nr. 5/98, S. 42)

fang Rüstungspotentiale verringert werden sollten, welche militärischen Fähigkeiten auf der anderen Seite beibehalten werden sollten.

2. Völkerrechtliche Grenzen der Rüstung

a. Das Gewaltmonopol der VN

Ausgangspunkt der Überlegungen ist das in der Charta der VN niedergelegte Gewaltmonopol der Vereinten Nationen. Ähnlich wie im innerstaatlichen Bereich besteht zwischen den Staaten ein Gewaltverbot. Niemand darf sein eigenes Recht mit Gewalt durchsetzen. Das Recht zum Krieg (*ius ad bellum*) steht den Staaten damit nicht mehr zu. Der Schutz der einzelnen Staaten ist – zumindest der Intention nach – Aufgabe der organisierten Staatengemeinschaft. Nationale Sicherheitspolitik kann und darf nur noch so weit den Umfang nationaler Rüstung bestimmen, wie das internationale Recht dafür Raum lässt.

b. Bedeutung des Selbstverteidigungsrechts für Rüstungsumfänge

Wegen der offenkundigen bisherigen Unfähigkeit der VN, als Weltpolizei die Rechte der Staaten umfassend zu schützen, wurde als Ausnahme von diesem Prinzip den Staaten ein Selbstverteidigungsrecht für den Fall eingeräumt, dass die internationale Staatengemeinschaft den Schutz eines Staates nicht rechtzeitig und ausreichend sicherstellen kann. Damit ist den souveränen Staaten zweifelsfrei das Recht eingeräumt worden, die für ihre Sicherheit erforderlichen Maßnahmen individuell oder kollektiv zu treffen.

In einem Umkehrschluss ergibt sich daraus aber auch die Verpflichtung der Staaten, ihre militärischen Fähigkeiten auf den zur Verteidigung unbedingt erforderlichen Umfang zu begrenzen. Darüber hinaus gehende Potentiale sind demgemäß abzurüsten.

Dies bedeutet für die Staaten, die im Kalten Krieg an der Hochrüstung beteiligt waren, mit fortschreitender Stabilisierung der politischen Verhältnisse auch ihre Streitkräfte den neuen Bedingungen anzupassen. Tatsächlich ist dies durch die Abrüstungsmaßnahmen der letzten acht Jahre, aber auch durch darüber hinausgehende freiwillige Beschränkungen der Streitkräfteumfänge besonders in den westlichen Staaten in erheblichem Umfang geschehen.

Freilich macht der Blick auf die noch bestehenden Potentiale der Staaten der NATO und des früheren Warschauer Paktes deutlich, dass noch immer weit überdimensionierte Rüstungen aufrechterhalten werden. Hier besteht weiterhin Handlungsbedarf.

c. Friedenseinsätze im Auftrag der VN und der OSZE

Ein weiteres ist bei Überlegungen zu völkerrechtlich zulässigen Streitkräfteumfängen zu bedenken. Die Mitgliedsstaaten der VN haben sich verpflichtet, nach ihren Fähigkeiten und vorbehaltlich einer Einzelfallentscheidung an friedensschaffenden oder friedenserhaltenden Einsätzen teilzunehmen. Entsprechendes gilt für die Teilnehmerstaaten der OSZE, wobei allerdings diese Organisation nur befugt ist, so genannte Peacekeeping-Einsätze zu mandatieren. Den Staaten muss daher das Recht eingeräumt werden, die nach ihrer Einschätzung für diese Aufgaben erforderlichen militärischen Potentiale und Fähigkeiten vorzuhalten. Dies wird auch dadurch untermauert, dass der Generalsekretär der VN seit längerem darauf dringt, dass die dazu befähigten Staaten Einheiten und Verbände zu benennen, auf die er im Falle eines Einsatzbeschlusses des Sicherheitsrates der Vereinten Nationen zurückgreifen kann.

Die Erfahrungen der Bundeswehr mit bisherigen Einsätzen die-

ser Art zeigen, dass daraus erhebliche Anforderungen an die Streitkräfte erwachsen, die weit über die Zahl der jeweils gleichzeitig zu entsendenden Soldaten hinausgeht. Nicht nur Personal für einen regelmäßigen Austausch muss bereitgehalten werden. Auch eine umfangreiche Organisation für Führung, Versorgung und Betreuung ist erforderlich.

Insofern sind neben den für die individuelle oder kollektive Selbstverteidigung erforderlichen Streitkräfteumfänge zusätzliche Kräfte bereitzuhalten, auch wenn zu bedenken ist, dass viele Verbände oder Fähigkeiten für die eine wie für die andere Aufgabe genutzt werden können und daher nicht doppelt vorgehalten werden müssen.

3. Die Lage in Deutschland: Verfassungsrechtliche und politische Vorgaben für Rüstungsbegrenzung

a. Verbot des Angriffskrieges

In Deutschland ist das Verbot des Angriffskrieges verfassungsrechtlich festgeschrieben. Damit ist die Funktion von Streitkräften auf die Verteidigung beschränkt. Dies entspricht inhaltlich den Konsequenzen aus dem Gewaltverbot der VN-Charta und dem dort aushilfsweise vorgesehenen Selbstverteidigungsrecht der Staaten. Damit beschränkt sich im nationalen Bereich die Berechtigung des Staates zur Unterhaltung militärischer Fähigkeiten auf solche Potentiale, die erforderlich sind, um die individuelle oder kollektive Verteidigung sicherzustellen sowie solche, die eventuelle zusätzlich für Friedensaufgaben der internationalen Staatengemeinschaft benötigt werden.

Damit korrespondiert das in der Präambel des Grundgesetzes niedergelegte Gebot, eine aktive Friedenspolitik zu betreiben.

b. Schutzpflicht des Staates und Streitkräfteumfang

Dieser Berechtigung zum Aufbau von Streitkräften entspricht aber zugleich die Pflicht des Staates, seine Bürger vor Bedrohungen

und Risiken zu schützen. Er muss die erforderlichen und geeigneten Maßnahmen treffen, um auch militärische Risiken auszuschließen. Da elementare Rechtsgüter in Frage stehen, genügt es schon, wenn ein Gefährdungspotential, aber keine aktuelle Bedrohung vorliegt. Der so begründeten verfassungsrechtlichen Pflicht zur Landesverteidigung entspricht die Verfassungswidrigkeit einer vollständigen Abrüstung. Dies ändert nichts an dem Gebot der Beseitigung überschüssiger Rüstungspotentiale. Dabei kann die Einbindung in ein Verteidigungsbündnis die eigenen Aufwendungen verringern, sie bringt aber auch Schutzpflichten für andere Staaten mit sich.

c. Frieden schaffen mit weniger Waffen

Die politische Vorgabe der Bundesregierung für die Streitkräfteumfänge im eigenen Land auch im Vergleich zu benachbarten Ländern, an denen die eigene militärische Leistungsfähigkeit zu messen ist, wurde auf die Kurzformel gebracht: „Frieden schaffen mit immer weniger Waffen“. Die Bundesregierung akzeptiert damit, in einem sich stabilisierenden internationalen Umfeld im Gleichklang mit anderen Staaten die eigenen Streitkräfte schrittweise so weit abzubauen, dass letztendlich nur noch die Kernfähigkeiten zur Landes- und Bündnisverteidigung und zu einer angemessenen Teilnahme an internationalen Einsätzen erhalten bleiben.

Tatsächlich wurde der Umfang der Bundeswehr seit 1990 einschneidend verringert. Die Großwaffensysteme wurden weit über das durch den KSE-Vertrag gebotene Maß hinaus verringert. Bodengestützte Nuklearwaffen, chemische und biologische Waffen sind in Deutschland entweder seit jeher oder nicht mehr stationiert. Dennoch wird ständig neu zu prüfen sein, ob sich mit dem Beitritt weiterer Staaten zur NATO, mit der Vertiefung der Kooperation zwischen der NATO und Russland bzw. der NATO und der Ukraine neue Spielräume für eine Verringerung der Rüstung auf tun. Dabei kann der Wunsch des Parlaments, bei den Haushaltsansätzen für die Bundeswehr eine „Friedensdivi-

dende“ gewinnen zu können, einerseits hilfreich sein, andererseits darf dadurch keine unausgewogene, einseitige und unter Umständen die Stabilität tangierende Verringerung der Streitkräfte erzwungen werden.

4. Der internationale Bereich

a. Die Position der westlichen Staaten

Die Haltung der westlichen Demokratien zur Frage des notwendigen und erlaubten Streitkräfteumfanges entspricht in den Grundzügen durchaus der deutschen Auffassung.

Es ist aber nicht zu verkennen, dass auch andere Akzente gesetzt werden. So sehen sich Frankreich und Großbritannien in der Pflicht, mit schlagkräftigen Interventionsstreitkräften weltweit zu agieren. Diese Notwendigkeit kann aus ihrer Sicht durch ein Engagement im Rahmen eines internationalen Friedenseinsatzes entstehen, ferner als Evakuierungsmaßnahme zugunsten eigener oder befreundeter Staatsbürger aus einer Krisenregion (eine auch von Deutschland akzeptierte Aufgabe) oder auch als notwendige Maßnahme zur Sicherung eigener Interessen oder solcher von befreundeten oder verbündeten Staaten.

Die USA wiederum fühlen sich vor dem Hintergrund ihres Verständnisses von Menschenrechten, aber auch zur Wahrnehmung eigener Interessen verpflichtet, umfangreiche konventionelle und nukleare Streitkräfte für den weltweiten Einsatz bereitzuhalten. Tatsächlich hat sich gezeigt, dass die von den VN mandatierten Einsätze in Bosnien ohne die aktive Beteiligung amerikanischer Streitkräfte in keiner Phase realisierbar gewesen wären.

b. Die Lage in Osteuropa

In den Staaten des früheren Warschauer Paktes sind weitgehend noch die militärischen Potentiale vorhanden, die in der Zeit des Kalten Krieges geschaffen wurden – allerdings nur im Rahmen der durch den KSE-Vertrag vorgegebenen Obergrenzen.

Dieses Bild sagt aber wenig über die tatsächlichen politischen

und militärischen Verhältnisse in den einzelnen Ländern aus. So besteht insbesondere in den Staaten, die der NATO beitreten wollen, die Erkenntnis, dass an Reformen der Streitkräfte einschließlich ihrer nachhaltigen Verringerung kein Weg vorbei führt. Aber auch in der Russischen Föderation und der Ukraine haben die äußerst schwierigen wirtschaftlichen Verhältnisse dazu geführt, dass die zahlenmäßig immer noch erschreckenden Streitkräftepotentiale heute weitgehend militärisch wirkungslose Organisationen sind, die allenfalls noch bei regional begrenzten militärischen Aktionen handlungsfähig sind. Auch dort werden die veränderte sicherheitspolitische Lage, vor allem aber wirtschaftliche Zwänge, eine nachhaltige Verringerung der Streitkräfte erzwingen.

5. Ethische Normen

a. Historische Wurzeln

Die Suche nach den Wurzeln einer Friedensethik, aus der sich Grundsätze für Umfang und Grenzen erlaubter militärischer Gewaltanwendung, also auch erlaubter Bereitstellung militärischer Mittel und dementsprechend gebotener Beseitigung übermäßiger Potentiale ableiten lassen, führt zunächst zu Thomas von Aquin (1225–1274). In seiner *Lehre vom „gerechten Krieg“* baut er auf Gedanken auf, die schon Augustinus entwickelt hatte. Danach ist jeder Krieg ein Übel, das vermieden werden muss – es sei denn, Krieg sei zur Abwehr eines schweren Unrechts zwingend notwendig. Thomas von Aquin nennt drei Voraussetzungen, die erfüllt sein müssen, wenn militärische Gewaltanwendung legitimiert sein soll: zunächst die „Vollmacht des Fürsten“ – heute die Zuständigkeit eines entscheidungsbefugten Organs, also der Regierung oder des Parlaments; des Weiteren der „gerechte Grund“ – aus Sicht des modernen Völkerrechts wäre hier die individuelle oder kollektive Selbstverteidigung gegen eine völkerrechtswidrige Aggression zu setzen; schließlich die „rechte Absicht“ – dabei kann es in folgerichtiger Anwendung der Grundsätze

der VN und der OSZE heute nur darum gehen, einen Störer der internationalen Friedensordnung wieder zu einem verträglichen Mitglied der Völkergemeinschaft zu machen, fern aller Rache- oder Vernichtungsgedanken.

Die Lehre vom gerechten Krieg war in den 80er-Jahren in Deutschland heftig umstritten: Die kritische Fragestellung lautete, wie man angesichts des unvorstellbaren Schreckens, den ein Nuklearkrieg bedeuten kann, von der sittlichen Rechtfertigung militärischer Gewalt sprechen könne. Erst der Krieg in Bosnien führte dazu, dass militärische Interventionen mit humanitärer Zielsetzung eine überraschend weitgehende Akzeptanz fanden.

Weitere Grundsätze sind beim Begründer des modernen Völkerrechts zu finden. Der spanische Dominikaner Francisco de Vitoria verfasste in der 1. Hälfte des 16. Jh. das Buch „*De jure belli*“. Darin nennt er bis heute gültige Prinzipien für die Kriegführung: Der Einsatz militärischer Macht darf nur die „ultima ratio“ sein, also das letzte und äußerste Mittel nach Erschöpfung aller anderen politischen, diplomatischen und wirtschaftlichen Möglichkeiten; ferner darf nach dem *Suffizienzprinzip* nur so viel an militärischer Macht bereitgehalten oder angewandt werden, wie unbedingt erforderlich – ein Übermaßverbot, das sich direkt auf die Frage der erlaubten Streitkräfteumfänge und damit auf die Frage nach dem Abbau überdimensionierter Potentiale auswirkt; schließlich das Diskriminationsprinzip, nach dem die Auswirkungen der Anwendung militärischer Macht strikt auf die militärischen Potentiale der gegnerischen Seite zu beschränken sind, eine Forderung, die im modernen Kriegsvölkerrecht in vielfacher Hinsicht seinen Entsprechung findet, sei es im Schutz der Nichtkombattanten oder in dem Verbot der Vernichtung von Kulturgütern.

Heute stellt sich die Lehre vom „*bellum iustum*“ als eine Summe restriktiver Kriterien dar, die verhindern sollen, dass der Rückgriff auf militärische Gewalt vorschnell für unumgänglich erklärt wird. Neben die klassischen Bedingungen, nämlich die Anordnung durch

die rechtmäßige Autorität des Staates, die Abwehr eines rechtswidrigen Angriffes, die Ausschöpfung aller anderen Möglichkeiten und die prinzipielle Immunität der Nichtkombattanten sind weitere Elemente getreten. Danach muss eine realistische Erfolgchance bestehen, ferner darf das Schadensrisiko einer militärischen Verteidigung nicht größer sein als das einer widerstandslos geduldeten Aggression, schließlich muss die Wirkung der eingesetzten Waffen kontrollierbar bleiben.

Entscheidend ist bei der Bewertung dieser Kriterien, dass sie der Kriegsverhinderung und notfalls der Einhegung des Krieges dienen. Sie beschreiben die Bedingungen, unter denen militärische Verteidigung sittlich legitimiert ist. Ganz zweifelfrei gelten diese Kriterien nicht nur für den Einsatz konventioneller Waffen, sondern – entgegen der Kritik der 80er-Jahre – auch für nukleare Einsätze: Wo irgendeine Waffenanwendung gegen die Grundsätze z.B. der Verhältnismäßigkeit oder der kontrollierten Begrenzung auf militärische Ziele verstößt, kann sie nicht ethisch verantwortet werden.

b. Die Lehre der großen Kirchen

Bei der Frage nach der Haltung der beiden großen christlichen Kirchen in Deutschland fällt auf, dass sich zwar sowohl die katholische wie auch die evangelische Kirche ausführlich zur Anwendung militärischer Gewalt geäußert haben, dass aber die Frage der Abrüstung eher am Rande behandelt wird. Rüstungsbegrenzung und Abrüstung werden eher als Funktion der Prinzipien gesehen, durch die militärische Potentiale und die Anwendung militärischer Macht eingrenzt werden. Daher ist zunächst ein Blick auf die Position der Kirchen zu diesen Problemen erforderlich.

In der aktuellen Lehre der großen christlichen Kirchen werden die Prinzipien der aktuellen *bellum-iustum*-Lehre abgebildet. So räumt das 2. Vatikanische Konzil den Regierungen ein Recht auf sittlich erlaubte Verteidigung ein, wenn alle Mittel einer friedlichen Regelung erschöpft sind. Ähnlich – wenn auch vielleicht noch zurück-

haltender – formuliert die Schrift *„Schritte auf dem Wege des Friedens“* der Evangelischen Kirche Deutschlands von 1994. Danach wird der Einsatz militärischer Gewalt auf solche Fälle begrenzt, wo es um die Wahrung des Friedens und die Durchsetzung des Rechts geht, stets aber nur als *„äußerste Erwägung und Maßnahme“*, als *„Grenzfall“*.

Ohne dass die Kirchen ein Überrüstungsverbot – oder spiegelbildlich dazu ein Gebot zur Abrüstung etwa vorhandener übermäßiger Potentiale – ausdrücklich formulieren, wird doch aus dem Sinn der Texte deutlich, dass sie Rüstungen für verboten erachten, die über das hinausgehen, was zur Friedenserhaltung unbedingt notwendig ist.

Dies wurde in zahlreichen Äußerungen der Kirchen auch immer wieder gefordert. So führte z.B. Papst Johannes Paul II. in seiner Botschaft an die 2. Sonderversammlung der VN für Abrüstung im Jahre 1982 aus: *„Unter den gegenwärtigen Bedingungen kann eine auf dem Gleichgewicht beruhende Abschreckung – natürlich nicht als ein Ziel an sich, sondern als ein Abschnitt auf dem Weg einer fortschreitenden Abrüstung – noch für moralisch annehmbar gehalten werden“*. Ein Jahr später formulierten die deutschen katholischen Bischöfe in ihrem Hirtenbrief *„Gerechtigkeit schafft Frieden“* noch deutlicher, dass *„nur solche militärische Mittel“* bereitgestellt werden dürfen, wie sie für die Abschreckung *„gerade noch erforderlich“* seien; auch müssten solche Potentiale *„mit wirksamer gegenseitiger Rüstungsbegrenzung, Rüstungsminderung und Abrüstung vereinbar“* sein. 1993 greifen die amerikanischen Bischöfe den Gedanken des Papstes auf. In ihrer Schrift *„The Harvest of Justice is sown in Peace“* formulieren sie: *„Nuclear deterrence may be justified only as a step on the way toward progressive disarmament“*.

In der bereits zitierten Schrift der EKD *„Schritte auf dem Weg des Friedens“* wird gefordert, die militärischen Machtmittel *„auf ein friedensverträgliches Maß“* zurückzuführen; Abrüstung müsse und könne fortgeführt und intensiviert werden.

Nach dem Umbruch der Jahre 1989/90 verlagerte sich die Problematik. In den Vordergrund ethischer Überlegungen rückten militärische Einsätze im Auftrag von VN oder OSZE zum Schutz von Menschen – und Minderheitenrechten, zur zwangsweisen Wiederherstellung des Friedens. (Dagegen sind friedenserhaltende Einsätze – sog. *„peacekeeping missions“* – wegen der vorausgesetzten Zustimmung des jeweils betroffenen Staates und dem Fehlen von Gewaltanwendung aus ethischer Sicht unproblematisch. Auf die Mischformen beider Einsatzformen kann hier nicht näher eingegangen werden).

Die EKD sieht in ihrer genannten Schrift durchaus eine Pflicht der Völkergemeinschaft, *„zur Geltung und Durchsetzung der Menschenrechte beizutragen“*. Sie fordert aber auch sorgfältig zu prüfen, ob die angestrebten Ziele tatsächlich erreichbar sind. Weiterhin können danach humanitäre Gesichtspunkte eine militärische Intervention nur rechtfertigen, wenn eine VN-Entscheidung zugrunde liegt, wenn klare Ziele formuliert wurden und wenn von Anfang bedacht wird, wie eine solche Intervention beendet wird. Zugleich wird warnend darauf hingewiesen, dass sich zahlreiche nicht-humanitäre Beweggründe hinter einer solchen Intervention verbergen könnten. (Der in der Schrift verwendete Begriff *„humanitäre Intervention“* wird in der heutigen völkerrechtlichen Diskussion auch für solche Fälle verwendet, in denen keine Ermächtigung des VN-Sicherheitsrates zugrunde liegt). Insgesamt kann festgestellt werden, dass die genannten Kriterien durchaus auf der Linie der aktuellen *bellum-iustum*-Lehre liegen.

Eine schwierige Sonderfrage betrifft die humanitäre Intervention, also einen Zwangseingriff in die Souveränität eines Staates aus humanitären Gründen. Die besondere Aktualität dieser Fragestellung folgt aus dem Problem eines Eingriffes der Staatengemeinschaft im Kosovo – also auf dem Staatsgebiet der Bundesrepublik Jugoslawien – ohne eine Resolution des VN-Sicherheitsrates, der nach Kapitel VII der VN-Charta allein für die Legitimierung von Gewaltanwendung zuständig ist.

Verschiedene politische Aussagen scheinen darauf hinzuweisen, dass man die Anwendung militärischer Gewalt wegen der drohenden humanitären Katastrophe auch ohne Mandat der VN für gerechtfertigt hält.

Hier gilt zunächst, dass die Lehre vom gerechten Krieg keine Antwort auf die Frage gibt, in welchen Fällen die vom Völkerrecht garantierte Souveränität eines Staates aus humanitären Gründen verletzt werden darf. Letztlich kann nur eine Verpflichtung der Völkergemeinschaft zum solidarischen Handeln im Falle äußerster Not und beim Versagen aller anderen Möglichkeiten als Begründung herangezogen werden. In der Völkerrechtslehre wie in der Staatenpraxis gibt es dazu keine einheitliche Auffassung.

Sobald aber bei schweren Menschenrechtsverletzungen eine solche Intervention in Frage steht – eine entsprechende Weiterentwicklung des Völkerrechts vorausgesetzt –, muss sie sich sehr wohl an den Kriterien für einen gerechten Krieg messen lassen, wenn sie sittlich gerechtfertigt sein soll. Hervorzuheben sind dabei vor allem die Ausschöpfung aller friedlichen Mittel, die Erfolgswahrscheinlichkeit einer Intervention, nicht zuletzt auch die eindeutige Feststellung der Rechtsverstöße. Völkerrechtlich ungeklärt ist die „Vollmacht“, also die Zuständigkeit – obwohl in letzter Konsequenz die geforderte globale Solidarität bei der Verhinderung z.B. von Völkermord der Frage nach der Zuständigkeit prinzipiell nicht zugänglich ist (mangels eines Völkerrechtskonsenses sind alle Rahmenbedingungen bisher unklar).

Für die katholische Kirche hat der Papst schon 1994 und 1995 die humanitäre Intervention als ein sittlich erlaubtes Mittel bezeichnet. Die zitierte Haltung der EKD weist in die gleiche Richtung, allerdings wird dort ein VN-Beschluss vorausgesetzt.

Entgegen manchen fundamentalistischen Auffassungen gehen die Kirchen damit einen Weg, der auch die zunächst bedingungslosen Forderungen der Bergpredigt nach Gewaltverzicht einem in die-

ser Welt gebotenen verantwortlichen, an den zu erwartenden Folgen statt an der eigenen Gesinnung orientierten Handeln unterordnet. „Wenn das Wohl eines Angreifers und das Wohl des Dritten in Konflikt gerät, bin ich zu einer sorgfältigen Abwägung der Interessen verpflichtet“ (Böckle). Nach der Bergpredigt ist es sittliche Pflicht, Gutes zu tun. Daher ist dort, wo es notwendig wird, auch die Wahl des je geringeren Übels sittliche Pflicht: Wenn der Angreifer, Mörder, Vergewaltiger, Folterer nur mit Gewalt von seinem Verbrechen abgehalten werden kann, ist Gewaltanwendung zur Abwendung des Übels sittliche Pflicht.

Auch in diesem Gedankengang ist das Verbot der Bereitstellung übermäßiger militärischer Potentiale impliziert. Insofern ergibt sich daraus erneut das Gebot der Abrüstung solcher militärischer Mittel, die über das unbedingt erforderliche Maß hinausgehen.

Eine weitere Anmerkung: Es muss im Auge behalten werden, dass jede vernünftige Anthropologie davon ausgehen muss, dass der Mensch jederzeit zum Krieg fähig bleibt. Der Christ würde formulieren: Der Mensch ist Sünder, in ihm sind Möglichkeiten angelegt, die auch gegen das Gebot der Liebe verstoßen können – bis hin zur organisierten Vernichtung durch einen Krieg. Oder umgekehrt: Eine auf Dauer stabile Friedensordnung wird diese Welt nicht kennen, auch wenn es Aufgabe aller verantwortungsbewussten Politik bleiben muss, sich mit allen Kräften um eine solche Friedensordnung zu bemühen

c. Das Suffizienzprinzip

Wenn oben dargestellt wurde, in welchen Fällen der Einsatz militärischer Macht sittlich legitimiert sein kann, so ist damit noch nicht die Frage beantwortet, warum sie auf das Notwendige begrenzt sein muss, anders ausgedrückt: was als hinreichende Begründung für ein bestimmtes Maß an militärischer Rüstung gelten kann. Daraus wäre dann auch abzuleiten, welche nicht begründbaren Potentiale abzurüsten wären.

Zunächst ist grundsätzlich festzustellen, dass das Tötungsverbot die erste und tiefste Begründung für jede Forderung nach Beschränkung der Rüstungspotentiale auf das unumgänglich notwendige Maß und nach Beseitigung aller darüber hinausgehenden militärischen Fähigkeiten ist. Art und Umfang militärischer Rüstung sind aus ethischer Sicht streng begründungspflichtig. Der sittliche Anspruch des Tötungsverbot schließt vordergründige Begründungen aus: militärische Überlegenheit zur Durchsetzung wirtschaftlicher Interessen, Prestigedenken, Sicherung von Arbeitsplätzen, Fortschritte in der Technologie und ähnliche Überlegungen (nach Prof. Nagel). Auch die Tatsache, dass alle Staaten ein Recht auf Selbstverteidigung haben, führt zu der Schlussfolgerung, dass kein Staat eine überlegene Rüstung anstreben darf, die er anderen abspricht. Durch Potentiale, die nicht streng an dem Prinzip der Suffizienz ausgerichtet sind, wird die Stabilität des internationalen Systems gefährdet – ein weiterer Grund, solche Rüstungsanstrengungen für sittlich verboten zu halten.

6. Zusammenfassung

Wenn das Selbstverteidigungsrecht der Staaten das Recht einschließt, die dazu erforderliche Rüstung vorzuhalten, so gibt es doch auch zugleich rechtliche, politische und ethische Gründe, die es verbieten, über das zur Verteidigung erforderliche Maß hinauszugehen. Daraus ergibt sich zwingend das Gebot, übermäßige Rüstungspotentiale zu beseitigen.

In der heutigen Welt sind in zahlreichen Regionen und Ländern Rüstungspotentiale angehäuft, die gegen das Suffizienzgebot verstoßen. Alles, was an militärischer Macht über das zur Selbstverteidigung erforderliche Ausmaß hinausgeht, ist aber sittlich verboten, es gefährdet die Stabilität, verschwendet wirtschaftliche Ressourcen in unverantwortlicher Weise und verstößt gegen die Prinzipien des Völkerechts. □

„Weltfrieden braucht Religionsfrieden“

Der von der neuen Koalitionsregierung beabsichtigte Einstieg in ein neues Staatsbürgerecht führt – wie die evangelische Nachrichtenagentur „idea“ feststellte – dazu, dass es demnächst in Deutschland mehr wahlberechtigte praktizierende Muslime als wahlberechtigte praktizierende Protestanten geben wird. Stehen wir vor einer Islamisierung unserer deutschen Gesellschaft? Wie steht es um die Toleranz und Integrationsfähigkeit der hier lebenden 2,5 Millionen Muslime, die über weit mehr als 2.000 Gebetsräume verfügen? Gefährdet der Islam in seinen aggressiven Formen unsere Grundordnung? Der Wunsch der Muslime, in Deutschland klassische Moscheen mit Kuppel und Minaretts zu bauen, wird fast überall abgelehnt. Unwissenheit führt zu Angst, zu Vorurteilen, oft zu Gewaltausbrüchen und können – wie die Erfahrungen mit religiösen Konflikten zeigen – zu Kriegen eskalieren. Mit den folgenden Beiträgen (S. 20-24) will die Redaktion unterschiedliche Sichtweisen dieses Phänomens aufzeigen.

Vertreter von sechs Religionen sprechen über Wege zum Frieden

JAKOB RABE

Oft genug in der Geschichte waren Religionen Ursache, Anlass oder Vorwand für Kriege, wurden religiöse Überzeugungen für politische Zwecke missbraucht. Dabei wurde übersehen, dass gerade Religionen einen entscheidenden Beitrag zum Weltfrieden leisten könnten. Im Zeichen des vor 350 Jahren am selben Ort geschlossenen Westfälischen Friedens trafen sich jetzt in Osnabrück Vertreter von Christentum, Judentum, Islam, Buddhismus, Hinduismus und Bahai Religion zu einer Weltkonferenz der Religionen für den Frieden. Erklärtes Ziel der von der „World Conference On Religion and Peace“ organisierten Veranstaltung war, herauszustellen, dass der Religionsfrieden in einem engen Zusammenhang mit dem Weltfrieden steht, ja dass es ohne Frieden unter den Religionen auch keinen Frieden unter den Nationen geben wird.

Projekt Weltethos

Ein größerer Teil des Osnabrücker Kongresses widmete sich der Diskussion über die Frage, ob es ein gemeinsames Weltethos aller Religionen gibt, das als Grundlage einer Gesprächs- und Friedenskultur zwischen Religionen und Nationen dienen kann. Professor Karl-Josef Kuschel von der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Tübingen kriti-

sierte, dass das vertiefte Eindringen in die Religionen der Welt bisher weitgehend Privatsache sei. In Deutschland sei man auf den neuen Pluralismus der Religion, der sich besonders in der starken islamischen Minderheit manifestiere, nicht vorbereitet, und daran trügen die Kirchen und die theologischen Fakultäten eine Mitschuld. „An der Basis der Kirchengemeinden triumphieren die Stereotypen der Verängstigung, vor allem gegenüber dem Islam“, meinte Kuschel. Wenn aber der derzeitige globale Kulturkampf nicht zu einem Krieg der Zivilisationen werden solle, müssten die Religionen einen globalen Dialog betreiben und sich ihrer gemeinsamen Werte bewusst werden, denn die unteilbare Welt mit ihren unübersehbaren Globalisierungsprozessen erfordere ein unteilbares Ethos.

Dabei räumte Kuschel ein, dass das Verständnis der Religionen von Gott, Politik und Gesellschaft extrem unterschiedlich sei, „aber sie haben weisheitliche und geistige Ressourcen, die zum Wohl der Menschheit beitragen können, und damit auch eine besondere Verpflichtung“. Dass Kuschel zugleich klarstellte, eine Welteinheitsreligion oder -moral halte er, manchen Vorwürfen zum Trotz, nicht für wünschens- oder erstrebenswert, bewahrte ihn allerdings nicht vor harscher Kritik.

Professor Horst Georg Pöhlmann, evangelischer Dogmatiker von der Universität Osnabrück, warf dem von Kuschel und Hans Küng vertretenen „Projekt Weltethos“ vor, mit seinem Ansatz, die Gemeinsamkeiten zwischen den Religionen nur in der Moral zu sehen, ziele es zu kurz. Deren Gemeinsames sei vielmehr der Glaube an eine Transzendenz, der dann erst eine Ethik begründen könne.

Nach Ansicht Pöhlmanns bilden die zehn Gebote, die sogar im Hinduismus und im Buddhismus zu finden seien, sowie die Goldene Regel und das Grundgebot der Liebe dieses gemeinsame Ethos der Religionen. Auf der Grundlage dieses Ethos könnten die Religionen zum Frieden beitragen und Konflikte lösen statt sie – wie bisher oft – auszulösen, „können sie zu einem Modell des Friedens für die Gesellschaft werden“, fügte Pöhlmann hinzu.

Auch der Islam leistet seinen Beitrag

Einen weiteren Schwerpunkt bildete die Diskussion über den Islam und die Religionsfreiheit. Dabei gaben sich die Vertreter der Al-Azhar-Universität in Kairo, der höchsten Lehrautorität im sunnitischen Islam, alle Mühe, ihre Religion als friedliebend und tolerant darzustellen. Die Rechtswissenschaftlerin Hadla Kachlawi wies in einem poetisch gefärbten, sehr engagiert vorgetragenen Referat darauf hin, dass der Islam zur Toleranz aufrufe und Judentum und Christentum ausdrücklich als gleichberechtigt anerkenne. Es sei falsch, Muslime und Terroristen in einen Topf zu werfen. „Die radikalen Gruppierungen in Ägypten und Algerien können sich nicht auf den Islam berufen.“

Ihr Kollege Tawfig Borg von der Al-Azhar-Universität hob ebenfalls hervor, dass der Aufruf des Islam zum Frieden allgemein und umfassend sei. Er lehne Gewalt und Terror sowie Fanatismus und Rassismus ab und konzentriere sich stattdessen auf Gnade und Barmherzigkeit. Borg rief alle Religionen dazu auf, sich die Verteidigung der Menschenrechte zur

Pflicht zu machen und zusammen mit den Regierungen und internationalen Organisationen gegen alle Gefahren, die die Menschheit bedrohen, zusammenzustehen.

Nicht zuletzt appellierte auch Professor Bassam Tibi, international bekannter Politikwissenschaftler von der Universität Göttingen und Moderator der Diskussionsrunde, an die deutsche Bevölkerung, Klischees über den Islam aufzubrechen.

Gemeinsamkeiten und Unterschiede

Bei der abschließenden Podiumsdiskussion traten die Gemeinsamkeiten und Unterschiede vor allem zwischen den östlichen und den westlichen Religionen noch einmal offen zutage. Während weitgehende Einigkeit darüber herrschte, dass der Religionsfriede sehr wichtig für den Weltfrieden und ein „epochaler Wandel“ und „fundamentaler Änderungsprozess“ der Religionen erforderlich seien, gingen die Meinungen darüber, ob und was man für den Weltfrieden tun könne, weit auseinander. Muhammad Salim Abdullah, Direktor des Islam-Archivs von Soest in Westfalen, bedauerte ausdrücklich, dass die Muslime im Moment nicht dazu in der Lage seien, einen Beitrag zum Weltfrieden zu leisten. Nicht nur der Islam, sondern alle Religionen seien aber längst korrumpiert und hätten den Auftrag Gottes missverstanden. „Vor Gott und der Welt sollten wir alle bekennen, dass wir Versager sind“, forderte Abdullah. „Wir waren Egoisten auf Kosten des Leids der anderen und haben nicht zusammengeführt, sondern getrennt.“

Ähnlich kritische Töne in die zuvor eher zum Optimismus neigende Veranstaltung brachte Landesrabbiner Henry G. Brandt aus Dortmund ein. „Wir sind alle für den Frieden, aber wenn wir fragen: Was können wir tun?, macht sich Hilflosigkeit breit“, meinte der Landesrabbiner reali-

stisch. Obwohl der Ruf nach Frieden im Verlauf der Geschichte immer wieder erschallt sei, sei der Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts mit zwei Weltkriegen und der Shoah in die tiefsten Tiefen der Verkommenheit gefallen. Solange die Religionen aber nur davon sprächen, Frieden zu schaffen, trotzdem aber so blieben, wie sie sind, sei kein Frieden möglich. „Die Religionen müssen anfangen, sich selbstkritisch zu betrachten und ihr eigenes Haus in Ordnung zu bringen“, mahnte der Rabbiner. Gefragt sei jetzt eine „große Welle der Umkehr“, ein „fundamentaler Änderungsprozess an den Religionen selbst“. Brandt erklärte wörtlich: „Wir haben alle Dreck am Stecken, und es ist an der Zeit, dass jeder von uns sich selbst am Schlawittchen packt und sich zu einem ‘Mea culpa’ durchringt.“

Zustimmung erhielt Brandt von Udo Schaefer aus Hirschberg, dem Vertreter der Bahai-Religion, nach deren Lehre der Friede nur aus einer tief greifenden Neugestaltung der Welt hervorgehen kann. Der Friede sei also sowohl Handlungsauftrag wie Gnadengeschenk, sagte Schaefer. Zwar

seien die Religionen in der Geschichte oft genug Quelle für Kriege gewesen. Sollten sie sich aber auf ihr eigenes Wesen und das ihnen allen Gemeinsame besinnen, dann könnten sie durchaus einen Beitrag zum Weltfrieden leisten.

Dagmar Doko Waskönig, Buddhistin aus Hannover, pflichtete Brandt und Schaefer bei, dass man auf einen epochalen Wandel hoffen müsse. Nach buddhistischer Auffassung aber fange der Friede schon im eigenen Kopf an und müsse durch Meditation und Geistestraining eingeübt werden. Zwar sei das Miteinander mit den anderen Religionen wichtig. Dabei müsse aber immer gefragt werden, welches Interesse der jeweilige Gesprächspartner verfolge. Kritisch setzte Waskönig sich insbesondere mit dem Wahrheitsanspruch der drei monotheistischen Weltreligionen auseinander. Das „Überlegenheitsdenken“ vor allem bei den Christen sei „ein tragisches Moment“, das sie nicht einfach fallen lassen könnten, bedauerte die Buddhistin.

Noch weiter ging der Vertreter des Hinduismus, Guru Narayana Subramaniam aus Bangalore in Indien. Seiner Ansicht nach sind die Religionen „unterschiedliche Straßen, die alle auf denselben Berg führen“. Nach hinduistischer Auffassung existiere nur eine universale Religion, da alle Weltreligionen letztlich das Gleiche und Eines seien.

Synkretistischer Einheitsbrei

Solche Ansätze wies Landessuperintendentin Doris Janssen-Reschke in Osnabrück energisch zurück: Sie halte es für den völlig falschen Weg, nach einer Einheitsreligion zu suchen und dann einen „synkretistischen Einheitsbrei“ anzurühren, da man damit die einzelne Religion zerstören würde. Die Vertreterin der evangelisch-lutherischen Kirche forderte, jede Religion müsse sich dessen bewusst wer-

Prager Kardinal fordert Frieden zwischen Religionen

Der Frieden zwischen den Religionen ist nach den Worten des Prager Kardinals Miloslav Vlk die Grundlage für den Frieden zwischen den Völkern. Dabei gehe es nicht um die Schaffung einer Synthese zwischen den einzelnen Religionen oder die Herausbildung einer „Superreligion“, erklärte Vlk am Montagabend bei einem Treffen von Christen, Juden, Muslimen und Buddhisten im Prager Veitsdom. Vielmehr könnten gerade die Unterschiede zwischen den einzelnen Überzeugungen Anlass dafür sein, nach gegenseitiger Verständigung und Gemeinsamem zu suchen.

Das Treffen der Vertreter der Weltreligionen könne ein „prophetisches Zeichen für die heutige Welt“ darstellen, betonte der Kardinal. Am Ende des zweiten Jahrtausends beginne sich aus den Religionen ein „harmonisches Mosaik des Friedens“ herauszubilden. Der Anfang für diesen Weg sei vor zwölf Jahren in Assisi gelegt worden, als Papst Johannes Paul II. zu einem interreligiösen Dialog eingeladen habe, sagte Vlk. Der Rabbiner der Westminster-Synagoge in London, Albert Friedlander, erklärte bei dem Treffen, Religion führe dazu, das Leid des anderen zu spüren. Der Vertreter des Großmufti von Ägypten, Fausi Fadel El-Zefzaf, fügte hinzu, es gebe keinen „heiligen Krieg“, sondern nur eine „heilige Versöhnung“. (KNA 13.10.98)



den, dass sie letztlich nur ein Teil der Wahrheit besitze. Alle seien an ihrem Ort aufgerufen, den Frieden Gottes konkret zu machen. Dabei könnten Begegnungen, Feiern und Gebete helfen. Ähnlich wie die Landessuperintendentin rief auch Julie Kirchberg, Bischöfliche Beauftragte für Erwachsenenbildung im Bistum Osnabrück, zum Dialog unter den Weltreligionen auf, der sich auf den vier Ebenen Leben, Handeln, theologischer Austausch und religiöser Erfahrung abspielen müsse. Kirchberg ermunterte dazu, das konstruktive Streiten und das Austragen von Widersprü-

chen mit Vertretern anderer Religionen voranzutreiben und den eigenen spirituellen Reichtum mit ihnen zu teilen.

„Weltfrieden braucht Religionsfrieden“

Die Osnabrücker Konferenz aber blieb letztlich nicht bei Begegnung, Gespräch und intellektuellem Austausch stehen, sondern setzte auch Zeichen. Im Anschluss an die Podiumsdiskussion unterschrieben die Vertreter der Weltreligionen feierlich eine „Osnabrücker Erklärung“ mit dem Ti-

tel „Weltfrieden braucht Religionsfrieden“, in der sie religiösen Unterschieden und Gegensätzen als Begründung und Anlass für Gewalt, Unterdrückung und Krieg eine Absage erteilen und sich dazu verpflichten, die Gemeinsamkeiten der Religionen zu erkennen und ihre Zusammenarbeit zu fördern. „Wir streben danach, dass der Frieden zwischen den Religionen auch für den politischen Frieden unter den Menschen wirksam wird“, heißt es in der „Osnabrücker Erklärung“ abschließend.

(aus: DT vom 15.09.1998)

Die weithin unbekannte „Leidensgeschichte“

Christen in islamischen Ländern können von den Freiheiten der Muslims in Deutschland nur träumen

K. RÜDIGER DURTH

Muslims dürfen zwischen Aachen und Görlitz, Flensburg und Konstanz Moscheen bauen. Nur über den öffentlichen Muezzin-Ruf gibt es hin und wieder Streit. Muslimische Mädchen dürfen auch in der Schule das Kopftuch tragen. Koranschulen sind nicht verboten, und islamischer Religionsunterricht wird in allen öffentlichen Schulen angestrebt. Das alles ist möglich, weil das Grundgesetz die freie Religionsausübung garantiert.

Daran soll man auch nicht rütteln, meint der Pfarrer der Evangelischen Gemeinde in Istanbul, Gerhard Duncker, aber es könne nichts schaden, seitens der deutschen Politik diese Rechte auch von den islamischen Politikern für die Christen etwa in der Türkei einzufordern. Auf Einladung der Menschenrechtsgruppe der CDU/CSU-Bundestagsfraktion berichten im Juli 1998 außer Duncker Pater Hans Vöcking, international anerkannter Islam-Experte der katholischen Kirche, und Alexander von Oettingen, ehemaliger Pfarrer der Evangelischen Gemeinde in Teheran, vor Politikern und Journalisten über ihre bedrückenden Erfahrungen in der Welt des Islam.

Wenn deutsche Spitzenpolitiker in ein islamisches Land reisen, dann sollten sie wenigstens auch

den dort lebenden Christen einen Besuch abstatten. Denn dies wird von den gastgebenden Regierungen sehr genau registriert und kann für die Christen in bestimmten Situationen von großer Bedeutung sein. Leider ist die „Leidensgeschichte“, die die Christen in islamischen Ländern durchmachen, in der Öffentlichkeit viel zu wenig bekannt.

Die Christen haben es mehr als schwer. Auch in der Türkei, in der nur auf dem Papier Staat und Moschee getrennt sind. In jeden Pass wird die Religionszugehörigkeit eingetragen. Passen sich die Christen im Alltag an, leben sie unauffällig, dann lässt man sie in Ruhe. Aber die Benachteiligung beginnt schon bei der Suche nach Arbeit. Ein Blick in den Pass. In der Armee darf kein Christ Offizier werden. Und in der Universität ist einem Christen ein Lehrstuhl verweigert. Der Bau von Kirchen ist ebenso untersagt wie der Erwerb neuen Immobilien-Eigentums für christliche Gemeinden. Heiratet eine Deutsche in der Türkei, werden die Kinder automatisch islamisch erzogen. Für einen Christen gibt es in der türkischen Familie keinen Freiraum. Von der Unmöglichkeit öffentlicher Betätigung ganz abgesehen.

Alle diese Dinge werden in der deutschen Öffentlichkeit beim

Drängen der Türkei in die Europäische Gemeinschaft unterschlagen. Meist aus Unkenntnis. Die Zahl der (griechisch-orthodoxen, armenischen und syrisch-orthodoxen) Christen wird immer geringer. Viele sind dem Druck nicht gewachsen. Sie passen sich an oder fliehen nach Europa. Duncker schätzt, dass sich die Zahl der einheimischen Christen auf knapp zweihunderttausend beläuft, Tendenz weiter sinkend. Die zweitausend bis dreitausend in der Osttürkei lebenden aramäisch sprechenden Christen sind im Grunde zum Aussterben verurteilt. Denn die jungen Männer finden praktisch keine Ehefrau mehr.

Gleiches gilt für Iran, wo die Christen übrigens ebenfalls vor den Mohammedanern im Land waren. Anfang des siebten Jahrhunderts verfügte die Apostolische Kirche des Ostens über mindestens fünfzig Bischofssitze. Die Zahl der armenischen, assyrischen Christen ist nur schwer zu schätzen. Als religiöse Minderheit sind sie anerkannt, sogar im Parlament vertreten. Man rechnet insgesamt noch mit 250.000 Christen. Ist ihr Alltag in islamischer Umgebung schon schwer genug, so gilt das noch mehr für die Christen, die westlich geprägten Kirchen angehören. Ihre Rechte werden immer mehr ausgehöhlt. Und die alltägli-

chen Repressionen machen den Christen das Leben oft zur Hölle - ganz abgesehen von den zahlreichen ungeklärten Morden an christlichen Pfarrern und Predigern. Acht, die seit der Revolution öffentlich bekannt geworden sind.

Nur schwer zu durchschauen ist die Lage im Sudan, wo etwa sechzig Prozent der Bevölkerung islamisch und vierzig Prozent christlich oder animistisch sind. Durch den Bürgerkrieg sind viele Christen gezwungen worden, aus dem englisch-sprachigen Süden in den arabisch-sprechenden Norden

umzusiedeln. Sie werden einer systematischen Arabisierung unterzogen, die die Islamisierung zum Ziel hat. Im Sudan wird das islamische Recht (Scharia) auch auf Christen angewandt. Die Rechtlosigkeit ist das Schicksal der Christen. So werden christliche Lehrer durch islamische ersetzt, und das Richteramt fällt ohnehin nur noch Muslims zu. Nur unter größten Anstrengungen ist es möglich, für die Kommunion der katholischen Priester Messwein zu besorgen. Die Absicht der Regierung ist eindeutig: Das Land soll islamisch

werden. Das Christentum hat in ihm nichts zu suchen.

In Saudi-Arabien und in Pakistan sieht die Sache für die Christen noch schlimmer aus. Die bedrückende Lage der Christen in islamischen Ländern ist weithin unbekannt. Das muss sich ändern.

Und von deutschen Politikern kann erwartet werden, dass sie sich an Ort und Stelle für Christen einsetzen, auf ihre Lage aufmerksam machen und sich mit ihnen solidarisieren. Das ist übrigens das mindeste.

(gekürzt aus: DT 02.07.1998)

Wenn aus Glaube Terror wird

Islamismus, ein Angriff auf die freiheitliche Grundordnung?

Wolfgang Martin

Der GKS-Kreis Bonn hatte am 1. Oktober 1998 zu einer Vortragsveranstaltung ins Geistliche Forum der Hardthöhe eingeladen. Der Referent Dr. Peter Frisch, Präsident des Bundesamtes für Verfassungsschutz, sprach über das Thema: „Wenn aus Glaube Terror wird – Islamismus, ein Angriff auf die freiheitliche Grundordnung?“ Zu der Veranstaltung waren etwa 130 Personen gekommen. Das Geistliche Forum platzte fast aus allen Nähten.

In seiner Begrüßung wies der Vorsitzende des GKS-Kreises Bonn Oberstleutnant Wolfgang Martin darauf hin, dass die Gemeinschaft Katholischer Soldaten nicht Front machen wolle gegen die Weltreligion des Islam. Vielmehr solle über Personen, Organisationen und Bewegungen informiert werden, die – unter dem Vorwand, im Namen Allahs zu handeln – tagtäglich Verbrechen begehen. Er stellte die Frage: Geht davon auch eine Gefahr für unser Land aus?

In seinem Vortrag gab Dr. Peter Frisch einen Einblick in die Strukturen des Islam, der als Weltreligion zu achten sei und für sich genommen keine Gefahr für die Innere Sicherheit unseres Landes bedeute. Der Islam sei jedoch nicht durch Einheit sondern durch Zersplitterung gekennzeichnet. Fundamentalistische Gruppen, seit Mitte der 60-er Jahre in der arabischen Welt feststellbar, geprägt von der Ablehnung der „verderblichen Lebensweise“ der westlichen Welt, strebten nach einer Ausbreitung über die arabische Welt hinaus und nach Einheit des Islam. Diese Ziel verfolgten die Anhänger des Islamismus – einer weiteren Ausprägung des Fundamentalismus – mit Gewalt und als „politische Kraft“, um den „Gottesstaat“ und die Weltherrschaft des Islam zu erreichen.

Der Islamismus trifft folgende Grundaussagen:

- Islam ist die alleinige Wahrheit
- Verwirklichung ausschließlich durch den auf den Koran und die Scharia gegründeten islamischen Gottesstaat (Anti-Laissezismus)
- Bekenntnis zur politischen und sozialen Revolution und zum „JIHAD“
- Verpflichtung zum Kampf gegen alle Ungläubigen
- Ablehnung aller entgegenstehenden Wertvorstellungen „Alle, die dagegen sind, müssen bekämpft werden“, veranschaulichte Dr. Frisch die Einstellung der islamistischen „Gotteskrieger“.

Während der angestrebte „Gottesstaat“ beispielsweise in Iran, Sudan und teilweise auch in Afghanistan bereits Realität sei, be-

mühten sich die Islamisten zunehmend in der „Diaspora“ anderer Länder, Gläubige für ihre Ziele zu gewinnen. Kennzeichnend sei hier ein ausgeprägter Antizionismus, der häufig umschlage in Antisemitismus. Der Islam werde zur politischen Kampfideologie instrumentalisiert.

Weltweit sei ein Anwachsen islamistischer Bestrebungen zu beobachten. In vielen Ländern ziehe der Islamismus, dessen Vormarsch allein in Algerien 80.000 Todesopfer gefordert habe, Kraft aus dem „Nährboden wirtschaftlicher Armut“ breiter Kreise der Bevölkerung, der immenser Reichtum der Herrschenden gegenüber stehe. Hinzu käme ein (technisches) Unterlegenheitsgefühl gegenüber dem Abendland. Der arabische Islamismus werde von den Moslembruderschaften getragen.

In Deutschland seien 17 islamistische Gruppen mit mehr als 30.000 Mitgliedern tätig. Gewalttätig seien islamistische Gruppen bei uns bisher nur vereinzelt in Erscheinung getreten, z.B. bei dem Anschlag auf iranisch/kurdische Politiker im Berliner Lokal „Mykonos“ 1992.

Allmählich rücke aber ins Blickfeld, dass von islamistischen Organisationen im Bundesgebiet, wie den Muslimbruderschaften aus den arabischen Ländern oder der türkischen Islamischen Gemeinschaft Milli Görüs e.V. (IGMG) auch Bestrebungen gegen die freiheitliche, demokratische Grundordnung ausgehen. Solche Organisationen versuchten, über die schrittweise rechtliche und behördliche Anerkennung der alle



Lebensbereiche umfassenden islamischen Rechtsnormen für die Mitglieder und Anhänger ihrer Organisationen einen gesellschaftlichen Sonderstatus zu erreichen, um ihren Anhängern ein Leben nach dem Koran und der Scharia zu ermöglichen. Die Beteuerung von Funktionären dieser Organisationen, dass sie die Rechtsordnung in Deutschland und auch das

Grundgesetz in allem akzeptieren wollten, wirkten wenig überzeugend, solange in den Heimatländern schon die Ansätze von parlamentarischer Demokratie und pluralistischer Gesellschaft verteufelt und häufig auch mit Gewalt bekämpft würden. Anhand weiterer konkreter Beispiele – wie Scheich Nazims „Islamisches Frauenbild“ oder der „Verschwörungsthese“,

der Islam werde von einer Allianz USA, Israel und Christentum bekämpft – unterstrich Dr. Frisch seine Auffassung, dass die von den Islamisten auch hierzulande verfolgten Bestrebungen in weiten Teilen gegen das freiheitliche Menschenbild und damit gegen die Grundlagen unserer freiheitlichen demokratischen Grundordnung gerichtet seien. „Wachsamkeit ist geboten“ war das Fazit. □

Integration ist ein europäischer Begriff

Islam-Expertin Spuler-Stegemann zur Integration der Muslime

Bundespräsident Roman Herzog hat Christen und Muslime zur Zusammenarbeit aufgefordert, um einen „Krieg der Kulturen“ im kommenden Jahrhundert zu verhindern. Über den schwierigen Dialog der Kulturen in Deutschland sprach die Katholische Nachrichten-Agentur (KNA) Anfang Oktober in Freiburg mit der Marburger Religionswissenschaftlerin Ursula Spuler-Stegemann.

KNA: Frau Spuler-Stegemann, für SPD und Bündnisgrüne war die Reform des Staatsbürgerschaftsrechts ein wichtiges Wahlkampfthema. Was erwarten Sie von der neuen Bundesregierung?

Spuler-Stegemann: Die hier geborenen Muslime müssen die deutsche Staatsangehörigkeit bekommen. Die Politik muss außerdem endlich zur Kenntnis nehmen, dass die hier lebenden Ausländer keine Gastarbeiter sind, sondern Einwanderer. Deshalb muss auch über die doppelte Staatsbürgerschaft offensiv gesprochen werden. Das dürfen keine Versprechungen bleiben, mit denen man nur vor der Wahl die Klinken der Moscheen geputzt hat. Auch ist ein Ministerium für Zuwanderungsangelegenheiten dringend geboten.

KNA: Wie viele von den drei Millionen Muslimen in Deutschland sind als extremistisch einzustufen?

Spuler-Stegemann: Der Verfassungsschutz gibt die Zahl 30.000 an, die aber auch viele Mitläufer enthält. Der harte Kern ist sehr klein. Oft richten sich die Aktivitäten der Radikalen auch gar nicht gegen die Bundesrepublik, sondern auf die Durchsetzung des Islam in der Heimat. In der Öffentlichkeit ist ein Zerrbild entstanden, weil die Medien das aufgreifen, was aufregt und manchmal dramatische Folgen hat.

KNA: Welche Voraussetzungen

müssten erfüllt sein, um den Islam als Körperschaft öffentlichen Rechts anzuerkennen?

Spuler-Stegemann: Eigentlich ist erforderlich, dass der Islam mit einer Stimme spricht, aber das ist bei den Christen ja auch nicht der Fall. Der Staat hat mit den Konfessionen auch je eigene Ansprechpartner. Der Haken ist beim Islam, dass die bestehenden Institutionen keine religiösen Organisationen wie die Kirchen sind. Sie sind meist als Vereine ausgewiesen, die die Kultur und die religiösen Belange fördern. Es wird schwer sein, bei diesem Problem auf einen Nenner zu kommen.

KNA: Von den Muslimen wird Integrationsbereitschaft verlangt. Was verstehen eigentlich Muslime selbst unter Integration?

Spuler-Stegemann: Das ist ein europäischer Begriff, zu dem es in den islamischen Ländern keine Entsprechung gibt. Bei den religiösen Gruppierungen heißt Integration meist, die eigene Kultur und Religion unbehelligt leben zu können. Sie möchten ein Nebeneinander, kein Miteinander. Wer aber so in sich verharret, wird sich kaum integrieren können.

KNA: Das Projekt der „Gläsernen Moschee“ in Mannheim ist offenkundig gescheitert, nachdem die Grauen Wölfe die Leitung übernommen haben. Andererseits gab es kürzlich bundesweit einen „Tag

der offenen Moschee“. Wie paßt das zusammen?

Spuler-Stegemann: Es ist eine gute Idee, die Moscheen zu öffnen und die Menschen einzuladen, sich selbst ein Bild vom religiösen Leben der Muslime zu machen. Dadurch werden echte Kontakte geschaffen, und eigentlich sollten die Kirchen dasselbe tun. Andererseits haben Muslime sehr große Hemmungen, eine Kirche zu betreten.

KNA: Was halten Sie von islamischem Religionsunterricht an deutschen Schulen?

Spuler-Stegemann: Ich war immer dafür. Schwierig ist die Kontrolle der Verfassungskonformität der Inhalte. Das Problem stellte sich bislang nicht, weil man selbstverständlich davon ausging, dass die Kirchen sich auf dem Boden der Verfassung bewegen. Man kann und darf die Muslime nicht von ihrer Religion trennen. Sie müssen in ihrer Religion gefestigt und unterrichtet werden. Aber die Form des Unterrichts macht noch Probleme. Ein religionskundliches Modell wie das in Nordrhein-Westfalen ist zu begrüßen. Aber dann müssten sich eigentlich auch die Kirchen auf diese Form zurückziehen.

KNA: Welche Rolle könnten die liberalen Muslime spielen?

Spuler-Stegemann: Genau diese Kräfte sind jetzt gefordert. Liberale Muslime sind leider noch nicht so gut organisiert wie die radikalen. Es hat lange gedauert, bis ihnen bewusst wurde, dass sie das Wort nicht den Islamisten überlassen dürfen. Aber da ist einiges in Bewegung.

(Interview: Mario Limbach)

Hinweis: Ursula Spuler-Stegemann ist Autorin des Standardwerks „Muslime in Deutschland“, erschienen bei Herder-Verlag Freiburg 1998, 352 Seiten, 24,80 DM.

BOSNIEN-HERZEGOWINA:

Die Not der Kirche und der Familie

PAVO JURISIC

1. Das Unheil hat eine lange Vorgeschichte

Seit Jahrhunderten ist Bosnien-Herzegowina die Nahtstelle zwischen Europa und dem vorderen Orient zwischen Kultur und Religion des Islams und des christlichen Abendlandes. Nirgendwo stoßen die Gegensätze so hart aufeinander wie hier. Jahrhunderte hindurch kämpften drei Religionen um Existenz und Entfaltungsmöglichkeiten. Diese Geschichte prägt den bosnischen Menschen. Er ist sehr sensibel und wenig rational, sehr empfindlich und wenig realistisch und deshalb bei Konflikten eher zu Hass und Rache geneigt als zu Verzeihung und Versöhnung. Hier muss Friedenserziehung ansetzen und nicht durch staatlich verordneten Zusammenschluss.

Nach dem Ersten Weltkrieg wurden Völker zusammengepresst, die nicht zusammen paßten und nicht zusammen wollten. Das Zusammenleben verbesserte sich nicht. Durch Übervorteilung einerseits und Benachteiligung andererseits ergaben sich Konflikte, welche die Verschiedenheit schmerzlich bewusst machten. Die nach 1945 von den Kommunisten erzwungene „Brüderlichkeit“ wurde zu einer befohlenen „Umarmung“, in der die Menschen fast erstickten. Durch Mischehen mit Moslems sollte die religiöse Identität und der Einfluss der katholischen Kirche eliminiert werden. Der Widerstand der Kirche führte zu einer Auswanderungswelle bosnischer Kroaten. Lange bevor die Weltöffentlichkeit auf die Spannungen und Konflikte aufmerksam wurde, verhärteten sich die Gegensätze, braute sich das Unheil zusammen.

2. Das Leiden der Katholiken im Krieg

Für die katholische Kirche begann mit dem Zerfall Jugoslawiens eine neue Leidenszeit. Die Diözese Banja Luka musste am meisten leiden, obwohl es dort von 1992 bis 1995 fast keine kriegerischen Aus-

einandersetzungen gab. Vor 1991 lebten dort 80.000 Katholiken, heute sind es noch 6.500. Viele Priester wurden verschleppt, fünf Priester und eine Ordensfrau ermordet, etwa 400 Katholiken umgebracht, die restlichen verjagt. Fast alle Kirchen und Kapellen wurden gesprengt. Auch im Erzbistum Sarajevo sieht es nicht viel besser aus. Vor dem Krieg lebten dort 528.000 Katholiken, heute dürfte die Katholikenzahl weit unter 200.000 liegen. Die Rückkehr der Vertriebenen und Flüchtlinge in ihr Eigentum und die Schaffung neuer Lebensgrundlagen ist jetzt das größte Problem.

3. Probleme nach dem Abkommen von Dayton

Das Abkommen von Dayton im November 1995 erzeugte Hoffnung, doch hat sich auch nach drei Jahren noch keine Entspannung eingestellt. Das Abkommen enthält neuen Konfliktstoff, der das Zusammenleben zunehmend belastet. Die Serben, ein Drittel der Bevölkerung, erhielten die Hälfte des Landes. Das macht vielen bosnischen Kroaten und Moslems die Rückkehr unmöglich. Bei den bosnischen Kroaten fragt man sich, warum sich die internationale Völkergemeinschaft so passiv verhält und etwa den Vertriebenen keine ehrenvolle Rückkehr ermöglicht. Man fragt sich auch, warum so viele Kriegsverbrecher noch auf freiem Fuß sind und warum es keine „Kroatische Republik Herceg-Bosna“ analog der „Serbischen Republik“ gibt.

Im kroatisch-bosnischen Teil des Landes machen sich Resignation und Bitterkeit breit. Die Erfahrung von Ungerechtigkeit, von der man fürchtet, dass sie in die Zukunft festgeschrieben werden soll, verhindert nicht nur einen wirklichen Neuanfang, sondern programmiert neue Konflikte zwischen Kroaten und Moslems.

Die katholische Kirche fühlt sich im eigenen Land wie in der Diaspora. Sie verliert durch Auswanderung ständig an Mitgliedern.

Viele gewachsene Strukturen und ein lebendiges Gemeindeleben sind zerstört. Die bosnischen Kroaten fühlen sich verraten, und es wird die Frage laut, ob es ein Teil der Politik ist, den kroatischen Anteil im Land zu minimieren und damit auch die katholische Kirche zu verdrängen.

4. Die Not der Familien

Die Mehrheit der Bevölkerung erlebte den Krieg in unmittelbarer Nähe und musste täglich um das Überleben bangen. Viele mussten mit wenigen Habseligkeiten aus der Heimat flüchten und Hab und Gut zurücklassen. Familien und Dorfgemeinschaften wurden auseinandergerissen. Wer im Ausland Aufnahme fand, muss nach der Rückkehr wieder bei Null anfangen, weil er entweder nicht in seinen Heimatort kann oder weil sein Haus von anderen bewohnt oder zerstört ist. Dazu kommt die hohe Arbeitslosigkeit in dem wirtschaftlich ruinierten Land. Nicht wenige Jugendliche fallen Kriminellen in die Hände oder werden von Mafia-Bossen ausgenutzt.

5. Die Zukunft

Die Kirche steht mit ihren Gläubigen mitten in dieser Not. Dank der weltweiten Verbindung mit Christen aus anderen Ländern, kann punktuell Not gelindert werden. Ein besonderes Anliegen der Kirche ist es, Schulzentren zu schaffen, in denen Kinder aller Volksgruppen, Religionen und Weltanschauungen gemeinsam unterrichtet werden und auch wieder lernen, miteinander in Frieden Toleranz und Achtung zu leben. Bis jetzt entstanden fünf solcher Zentren.

Es muss ein pastorales Programm entwickelt werden, wie Menschen in ihren seelischen Leiden geholfen werden kann, wie Heilung durch die Kraft der Liebe, der Sorge füreinander und des Gebets eingeleitet und begleitet wird.

Große Ermutigung für die bosnischen Katholiken war der Besuch des Papstes in Sarajevo im April 1997. Die Worte unseres Heiligen Vaters sowie die Solidarität der Mitchristen in anderen Ländern und alle Bemühungen, doch noch zu einer gerechten Lösung zu kommen, geben uns Hoffnung, dass unser Land eine Zukunft hat, dass auch die katholische Kirche bestehen kann. □

Zum Begriff der sozialen Gerechtigkeit

URSULA NOTHELLE-WILDFEUER

Der Begriff der „sozialen Gerechtigkeit“ hat seit seiner Entdeckung im 19. Jahrhundert Karriere gemacht. Er ist heute zu einem allfälligen politischen Schlagwort geworden, zu einer Zielvorstellung und Messlatte politischen Handelns erster Ordnung. Folgt man der *gebräuchlichen Verwendungsweise* dieses Begriffs, dann lassen sich *drei Bestimmungen* ausmachen:

- Subjekt, Produzent und Garant Sozialer Gerechtigkeit ist primär der Staat, dessen Befugnisse ausgeweitet werden sollen mit dem Ziel, die Rechte des Individuums zu stärken. Soziale Gerechtigkeit herzustellen ist vorrangig Aufgabe des Staates.
- Soziale Gerechtigkeit ist dann hergestellt, wenn die ökonomischen Verhältnisse der Staatsbürger zu einem gerechten Ausgleich gekommen sind. Ziel ist primär die Herstellung der ökonomischen Absicherung bis hin zur Gleichheit der Bürger.
- Dieses Ziel ist rein technisch-praktisch zu verwirklichen, d.h. allein durch entsprechende legislatorische und sozialregulierende Maßnahmen des Staates.

Dieses Verständnis von sozialer Gerechtigkeit ist zwar im alltäglichen Sprachgebrauch in Politik und Gesellschaft üblich, aber unter Gerechtigkeitstheoretischer Perspektive unbefriedigend. Denn als Subjekt sozialer Gerechtigkeit allein den Staat, als deren Ziel allein ökonomische Absicherung und als Methode ihrer Herstellung allein legislatorische und sozialregulierende Maßnahmen des Staates zu sehen, lässt auf unangemessene Verengungen dieses Begriffs schließen – und zwar auf eine etatistische, eine ökonomistische und eine technizistische Engführung.

Allzuständiger Staat?

Die *etatistische Verengung* des Begriffs sozialer Gerechtigkeit widerspricht aber dem Subsidiaritätsprinzip, an dessen Beachtung der Staat gebunden ist. Ihm geht es um den Schutz der Freiheit der menschlichen Person und kleiner Gruppen: Das, was der Einzelne oder eine Gruppe aus eigener Kraft und aufgrund eigener Fähigkeiten schaffen können, darf ihnen nicht von der jeweils größeren Gruppe weggenommen werden. Erst wenn die Leistung nicht, noch nicht oder nicht mehr selbst erbracht werden kann, darf und muss die jeweils höhere Einheit subsidiäre Hilfestellung leisten.

Sie muss sich aber nach erfolgreicher Hilfe zur Selbsthilfe auch wieder zurückziehen. Dieses fundamentale Sozialprinzip ist ebenso ein Gegengewicht zum totalen *Versorgungsstaat* oder Fürsorgestaat wie zum *liberalen „Nachtwächterstaat“*.

Persönliches Engagement und auch Risikobereitschaft, individuelle Beteiligung an gesellschaftlichen Institutionen und Bereitschaft zur Mitarbeit an der Lösung neuer sozialer Fragen sind Aspekte, die sich als Konsequenz aus dem christlich-sozialethischen Verständnis des Subsidiaritätsprinzips für die Mitglieder einer Gesellschaft ergeben. Sie weisen Fragen sozialer Gerechtigkeit somit eindeutig auch und sogar primär *der Gesellschaft* zu.

Ist die Gesellschaft selbst, und nicht ausschließlich der Staat, Subjekt und Promoter sozialer Gerechtigkeit, dann kann die Herstellung sozialer Gerechtigkeit auch nicht primär eine Frage nur ökonomischer Gleichheitsverhältnisse sein. So interpretiert der amerikanische Wirtschaftshirtenbrief von 1986 soziale Gerechtigkeit als *„kontributive Gerechtigkeit“*: Soziale Gerechtigkeit beinhaltet demnach, „dass die Menschen die Pflicht zu aktiver und produktiver Teilnahme am Gesellschaftsleben haben und dass die Gesellschaft die Verpflichtung hat,

dem Einzelnen diese Teilnahme zu ermöglichen“ (Nr. 71.) Ähnlich spricht die Denkschrift der EKD „Gemeinwohl und Eigennutz“ von der „Beteiligungsgerechtigkeit“, der „partizipativen Gerechtigkeit“ (Nr. 157.) Diese umfassende Definition sozialer Gerechtigkeit findet sich ebenso in dem Wort der beiden Kirchen *Für eine Zukunft in Solidarität und Gerechtigkeit* (Nr. 111, 113).

Keine technische Frage

Wenn soziale Gerechtigkeit nicht allein die ökonomische Absicherung der Bürger zum Ziel hat, sondern deren angemessene Partizipation am gesellschaftlichen und kulturellen Leben, dann lässt sie sich auch nicht rein technisch-praktisch, mithin legislatorisch, durch sozialregulative Maßnahmen und Institutionalisierungen einfach „herstellen“. Ohne die Notwendigkeit von Strukturen und Institutionen sozialer Gerechtigkeit in irgendeiner Weise abzustreiten, geht es – gerade im Blick auf die gegenwärtig weit verbreitete Mentalität – um die andere Seite von sozialer Gerechtigkeit, um die Seite des Bürgersinns, der in die Verantwortung und Pflicht genommenen Bürger.

Soziale Gerechtigkeit bedeutet in der christlichen Sozialethik also mehr als den rechnerisch-kühlen Austausch von Sachgütern zur vorrangig ökonomisch gedachten, weitgehend vom Staat herzustellenden Gleichheit der Bürger. Bezugspunkt der sozialen Gerechtigkeit ist die Anerkennung der allen Menschen gleichen „personalen Würde“, die ökonomisch nicht verrechenbar ist. Gleichheit im Blick auf soziale Gerechtigkeit meint daher leistungsunabhängige Gleichwertigkeit, meint Anerkennung und Geltenlassen jedes Einzelnen in seiner Personalität und Freiheit.

Dr. Ursula Nothelle-Wildfeuer ist Privatdozentin für Christliche Gesellschaftslehre an der Universität Bonn. Beitrag aus: Kirche und Wirtschaft, Heft 4/1998, Hrsg. BDA Köln.

Gewinnmaximierung und Sozialverantwortung, oberste Regeln wirtschaftlichen Handelns

Die Arbeitswelt gehorcht nicht humanitären Zielen – von der Bedrohung der Menschenwürde in den Betrieben

HARTMUT VOLK

Was, wenn ich's habe, mir so überflüssig, und hab ich's nicht, so unentbehrlich scheint ... das leidige, verwünschte Geld!“, seufzt der wieder einmal in Geldverlegenheit stekende Sultan Saladin in Lessings großer Dichtung „Nathan der Weise“. Kaum ein anderer vom Menschen ersonnener Gegenstand beherrscht das Weltgeschehen so unmittelbar oder so indirekt wie dieses „leidige, verwünschte Geld.“ In unzähligen philosophischen und belletristischen, finanzwissenschaftlichen und wirtschaftstheoretischen wie praktischen Auseinandersetzungen mit dem Geld, in einer schier uferlosen Zahl von Sinnprüchen und Sprichwörtern kommt das zum Ausdruck.

Schon der griechische Lyriker Anakreon fasste im sechsten vorchristlichen Jahrhundert, kurz nachdem das Geld im heutigen Verständnis in Gestalt von Münzen von dem legendenumwobenen kleinasiatischen König Midas überhaupt erfunden worden war, diese Bedenken in die schicksalsträchtigen Worte: „*Er (der das Geld erfand), gebar den Hass der Brüder / Und die Verachtung der Eltern / Er erregte Mord und Fehde / Und - das Schlimmste - er versperrte zu den Herzen uns die Wege.*“ Wer sich das heutige Wirtschaftsgeschehen anschaut, kommt kaum umhin, Anakreon einen klaren Blick zu bescheinigen. Diese Klarheit teilt er mit manch einem seiner Nachfahren, die in ungemein modern wirkender Weise auf das leidige, verwünschte Geld blickten.

Es wundert nicht, wenn das Geld in Gestalt des shareholder-value-Gedankens Furore macht und sich anschickt, das wirtschaftliche Denken in neue Bahnen zu lenken. So ist es auch wenig erstaunlich, dass die moderne Arbeitswelt inzwischen Gesetzen gehorcht, die nicht mehr humanen und sozialen Zielen folgen. Dazu

zählt auch das Gefühl, einen Wert als Mensch an sich zu haben und nicht nur ein beliebig austauschbarer Funktionsträger auf Zeit zu sein. So gesehen ist es weiterhin durchaus nachvollziehbar, dass die Ertragskraft des Kapitals und nicht die Bedürfnisse des arbeitenden Menschen im Mittelpunkt des wirtschaftlichen Interesses und Geschehens stehen.

Grundrechte im Betrieb

Nur – steht diese Sichtweise im Einklang mit den Menschenrechten so wie sie in der Satzung der Vereinten Nationen niederlegt sind? Und – deckt sie sich mit dem Artikel 1, Absatz 2 des Grundgesetzes, in dem die Menschenrechte als unverletzlich und unveräußerlich bezeichnet werden? Wohl kaum!

Freilich – „gut Ding will Weile“. Der Gedanke der Menschenrechte ist, gemessen an der Geschichte der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, relativ neu. Während der Auseinandersetzungen der dreizehn amerikanischen Kolonien mit dem englischen Mutterland wurde auf dem zweiten kontinentalen Kongress in Philadelphia der Beschluss gefasst, dass sich alle Einzelstaaten Verfassungen geben sollten. Virginia gab sich am 12. Juni 1776 eine Verfassung, an deren Spitze eine Erklärung der Rechte stand. Drei Wochen später – am 4. Juli 1776 – erklärten sich die Vereinigten Kolonien zu unabhängigen Staaten. Diese Erklärung ist in die Geschichte als erste Kodifikation der Menschenrechte eingegangen.

Geistpotential der Mitarbeiter

Es wäre voreilig, die Hoffnung auf eine gerechtere und -menschenwürdigeren Arbeitswelt fahren zu lassen. Zumal sich aller betont kapitalorientierten Handlungsweisen zum Trotz in einer Gegenströmung zum Zeitgeist auch diese Er-

kenntnis immer mehr Gehör verschafft: Das Gesetz, nach denen das gegenwärtige wirtschaftliche Geschehen stattfindet, ist nicht allein in humaner, sondern auch in nüchterner betriebswirtschaftlicher Betrachtungsweise kaum der kaufmännischen Weisheit letzter Schluss.

Wenn auch die gesellschaftlichen Schwierigkeiten, die durch das derzeit tonangebende Kapitaldenken mitverursacht werden, kurzfristig nicht bei den Betrieben, sondern bei der Allgemeinheit, etwa in Form steigender Sozial-, Kriminalitäts- und Gesundheitskosten, zu Buche schlagen, mittel- und langfristig treffen sie die Wirtschaft doch: in Gestalt eines immer brutaleren Verdrängungswettbewerbs, immer skrupelloserer Industriespionage und Produktpiraterie, immer schwächer werdender Massenkauflkraft, und immer ausgelagterter Belegschaften.

So gesehen handelt die Wirtschaft wenig klug, wenn sie den Klagen über das gesamtwirtschaftliche Gebaren und die Erosion des betrieblichen Sozialklimas nicht zur Kenntnis nimmt.

Nun müssen sich Unternehmen im Wettbewerb aber auch behaupten können. Ein wesentliches Element ist ihre Fähigkeit zur inneren Erneuerung, zur Innovation. Und eine notwendige, allerdings noch nicht hinreichende Voraussetzung dafür ist ein ausreichender finanzieller Handlungsspielraum, der im Wechselspiel von Versuch und Irrtum die Entwicklung neuer Angebote – Investitions- und Konsumgüter, Dienste, Handwerks- und Gesundheitsleistungen – und deren Einführung und Durchsetzung am Markt ermöglicht.

Betriebe müssen rentabel arbeiten. Davon hängt ihre Existenzfähigkeit ab, davon die Sicherung von Arbeitsplätzen. Gewinn oder, betriebswirtschaftlich ausgedrückt, eine ausreichende Kapitalrendite ist alles andere als Teufelswerk.

Doch in dem Maße, wie der Gedanke des Shareholder-value mittlerweile zum dominierenden wirtschaftlichen Denk- und Handlungsprinzip erhoben worden ist, unterhöhlt er als Folge des damit einhergehenden radikalen Arbeitsplatzabbaus zugunsten der Ertragslage über einen explodierenden Forderungs- und Leistungsdruck das soziale Klima in den Betrieben. Ein gutes Betriebsklima ergänzt aber die notwendige Erfolgsvoraussetzung „Kapitalrendite“ oder return-on-investment so, dass sich insgesamt eine hinreichende Voraussetzung für die Innovationsfähigkeit eines Unternehmens und der dazugehörigen kreativen Bewältigung des Betriebsalltags ergibt.

Auch diese Erkenntnis setzt sich allmählich in der Wirtschaft durch. So mahnt beispielsweise der Vorsitzende des Bundes Katholischer Unternehmer und Präsident der Deutschen Management-Gesellschaft Werner Then: *„Immer mehr müssen sich die Unternehmen dem erbitterten weltweiten Wettbewerb und Strukturwandel stellen. Dabei meinen die einen, die Arbeitskosten seien zu hoch; andere sehen zu wenig Innovationen oder eine zu geringe Produktivität; wieder andere üben Druck aus, um höhere Leistung und Disziplin zu erzwingen, indem sie die kritische Arbeitsmarktlage als ihren Verbündeten sehen. Immer mehr Unternehmen glauben, mit Rationalisierungsmaßnahmen bzw. Kostensenkungsprogrammen, dabei vor allem Personalabbau, auf Dauer wettbewerbsfähig zu bleiben oder zu werden. Dies allein hilft keinem aus der Krise!“*

Entlassungen und vordergründiges Kostenmanagement können Then zufolge zwar das Jahresergebnis verbessern, aber nicht die Zukunft sichern. Sein Argument: Der Verlust an Fachwissen, an Know-how beim Personalabbau, die Einsparungen in Weiterbildung, Forschung und Entwicklung verhindern die langfristige Zukunftsentwicklung.

Die aktuellen und zukünftigen Herausforderungen sind deshalb für Then *„nur zu bewältigen, wenn der Mensch im Unternehmen in der Ganzheit seiner Person respektiert und ernst genommen und damit seine Geistpotentiale, seine*

Gestaltungs- und Verantwortungs-fähigkeit zur Geltung kommen. Gerade die Realisierung eines personalen Menschenbilds, die Anerkennung der Menschenwürde und die Wertschätzung der Mitarbeiter sind im Unternehmensalltag nach allen gegenwärtigen Erfahrungen entscheidende Kriterien für Innovationen, Produktivität und Wettbewerbsfähigkeit und Beschäftigung. Wir brauchen den Quantensprung zu einer dialogischen Wirtschaft, in der Mitarbeiter mit all ihren Fähigkeiten zur Entfaltung kommen (können) und ernst genommen werden!“ Anlässlich der „Analytik 97“, auf der kürzlich in Hamburg fast sechshundert Fachleute über innovatives Organisations- und Personalmanagement diskutierten, bezeichnete es der Vorstandsvorsitzende der Bertelsmanns AG, Mark Wössner, als Fehldiskussion, von Mitarbeitern nur als Kostenfaktor zu sprechen.

Gewinnmaximierung und Ethik

Noch deutlicher äußert sich Ulrike Detmers, Professorin an der Fachhochschule Bielefeld mit dem Arbeitsschwerpunkt Personalwesen und betriebliche Sozialwissenschaften auf der Podiumsdiskussion *„Wie sieht der Unternehmer von morgen aus?“* Ihre Forderung lautete folgendermaßen: *„Der Unternehmer von morgen sollte die Verknüpfung der Willensprinzipien Gewinnmaximierung und Sozialverantwortlichkeit zu obersten Regeln seines Handelns machen!“*

Und dann wurde sie in ihrer Forderung präziser: *„Damit wird den Vertretern des extremen Shareholder-value-Ansatzes eine Absage erteilt. Es ist mittel- und langfristig kontraproduktiv, wenn sich unternehmerisches Engagement vorrangig daran ausrichtet, die Bedürfnisse der Kapitaleigner nach maximaler Verzinsung des eingesetzten Kapitals zu befriedigen. Dadurch gerät das Sozialleben im Unternehmen in eine Schiefelage!“* Das lässt sich in der Praxis wohl nicht mehr übersehen.

Was Unternehmen droht

Wegweisende Worte einer Wissenschaftlerin, die weiß, wovon sie spricht: Frau Detmers ist Mitei-

gentümerin und seit fast 25 Jahren Ehefrau des geschäftsführenden Gesellschafters einer der bekanntesten Spezialbrotbäckereien Deutschlands, der mittlerweile 125 Jahre alten Mestemacher GmbH in Gütersloh.

Was Ulrike Detmers versuchte anzusprechen, verdeutlicht die amerikanische Studie „Competitive advantage through people“, zu Deutsch *„Wettbewerbsvorteile durch Menschenführung“*.

Auf die bemerkenswerten betrieblichen Auswirkungen eines auf Gegenseitigkeit beruhenden innerbetrieblichen Miteinanders stieß der an der Stanford Graduate School of Business wirkende Wirtschaftswissenschaftler Professor Pfeffer, als er nach den fünf ertragsstärksten amerikanischen Unternehmen der Jahre 1972 bis 1992 suchte.

Nachdem Pfeffer die Rendite-Meister ausfindig gemacht hatte, interessierte ihn die Ursache ihres Erfolgs. Auf den ersten Blick fiel ihm wenig Besonderes an diesem Fünferclub aus Industrie, Handel und Dienstleistung auf. Nicht eines dieser Unternehmen verfügte über eine beherrschende Marktstellung oder eine einzigartige Technologie.

Keiner dieser Betriebe agierte als ausgesprochener Massenproduzent oder in unmittelbaren Wachstumsmärkten. Und nicht eines der Unternehmen erzielte seinen herausragenden Ertrag auf dem Rücken seiner Lieferanten.

Worauf basierte also diese nachhaltige Ertragstärke? Auf dem guten Umgang im Betrieb. Es zeigte sich, dass der Erfolgsmotor der pflegliche Umgang mit dem Personal war. Die Belegschaft fühlte sich wohl an ihrem Arbeitsplatz. Und aus diesem Gefühl heraus erwuchs ihre überlegene Leistung und ihr markterschließendes, -pflegendes und -bewahrendes einfühlsames Kundenverhalten. Und das schlug sich Jahr für Jahr in den Unternehmensbilanzen nieder.

Diese Erkenntnis scheint das Mutterland des reinen Kapitaldenkens ein wenig nachdenklich gestimmt zu haben. Zumindest lassen neuere Veröffentlichungen das vermuten. So unter anderem das Buch *„Aristoteles auf dem Chefsessel – Was Manager von Philoso-*

phen lernen können“ des Philosophen und Unternehmensberater Tom Morris.

Für Morris „haben heute viele Unternehmen, bildlich gesprochen, bereits ihren letzten Tropfen Treibstoff – die Motivation ihrer Mitarbeiter – verbrannt, haben das aber wegen der allen organisatorischen Prozessen innewohnenden Trägheit (noch) nicht registriert.“ Ein Unternehmen, das den letzten Rest an gutem Willen und Motivation seiner Mitarbeiter verspielt hat, wird Morris zufolge zwar noch eine Weile, oft sogar eine gute Weile, in Fahrt gehalten, aber wehe, wenn sich in der Straße plötzlich Schlaglöcher auftun oder es gar bergauf geht!

Die eigentliche, wirkliche Grundlage dauerhafter Spitzenleistungen, so lautet die eindringliche Mahnung von Morris, „sind die Menschen, die die Arbeit tun. Deshalb wird es höchste Zeit, sich auf zutiefst menschliche Aspekte wie Glück, Zufriedenheit, Sinn und Sinnerfüllung am Arbeitsplatz zu konzentrieren. Nur wenn wir die zentrale Rolle dieser Aspekte in der Gesellschaft und im Arbeitsleben anerkennen, können

wir uns daranmachen, den Arbeitsethos neu zu erfinden und damit den Grundstein für dauerhafte Spitzenleistungen legen.“ Womit Morris wohl Recht haben dürfte, wenn man auf das unablässige Kommen und Gehen vermeintlich todsicherer Managementkonzepte schaut. Das zweite Blut des Menschen, wie Goethe das Geld einmal genannt hat, ist also weniger Voraussetzung als Ergebnis von Humanität am Arbeitsplatz. Aber vielleicht braucht diese Erkenntnis ihr ureigenstes Schockerlebnis. Ein solches Erlebnis berichtet die Legende von dem kleinasiatischen König Midas.

Midas rettete den bocksfüßigen betrunkenen Silen aus großen Schwierigkeiten und brachte ihn zu seinem Gott Dionysos zurück. Zum Dank versprach Dionysos dem König, ihm einen Wunsch zu erfüllen. Midas zögerte nicht lange und wünschte sich, dass alles, was er berühre, unter seinen Händen zu Gold werden solle. Dionysos versprach es und Midas probierte die neue Kraft seiner Hände. So verwandelte sich sein Pferd, sein Palast, dann Speisen und Trank, die er aufstischen ließ, um seinen

neuen Reichtum zu feiern, unversehens in Gold. Dionysos hielt Wort.

König Midas und das Gold

Doch als Midas seine Kinder auf sich zulaufen sah, packte ihn das Grauen. Er floh zu Dionysos und flehte ihn an, die ihm nun schrecklich erscheinende Gabe wieder von ihm zu nehmen. Der Gott hatte Mitleid und riet Midas im Paktolos zu baden, dem Fluss, an dem die Stadt Sardes, die Hauptstadt von Midas' kleinasiatischem Königreich lag.

Der Schreck dürfte Midas zu einem ausgiebigen Bad veranlasst haben, denn von Stund an fanden seine Untertanen so viele Goldklumpen und -klümpchen im Flussbett, dass König Midas nichts anderes übrig blieb als das Geld in Gestalt der Münzen zu erfinden, auf die er das königliche Wappen, einen Löwenkopf prägen ließ. So war es die Liebe zu seinen Kindern – zu Menschen –, die Midas erst das Tor zu einem Reichtum ohne Schrecken und von Dauer öffnete.

(aus: DT vom 20.12.1997)

Organisierte Kriminalität ist demokratiegefährdend

Finanzierte Bonn die RUSSENMAFIA?

Auch wenn viele – vor allem in Bonn – es nicht gerne hören: organisierte Kriminalität ist längst ein demokratiegefährdendes Phänomen – nicht nur in Russland. Freiheit sei vor allem die Freiheit, beraubt oder ermordet zu werden, sagte Alexander Lebed vor einiger Zeit über den Zustand der russischen Demokratie. So weit ist es in Mittel- und Westeuropa – noch – nicht. Aber die Lektüre eines Buches von Jürgen Roth über „die roten Bosse“ macht die Ausbreitung des organisierten Verbrechens von Osten nach Westen deutlich (*Jürgen Roth: Die roten Bosse. Russlands Tycoone übernehmen die Macht in Europa. Piper Verlag, München 1998, 336 Seiten*).

In Deutschland bekam die Russenmafia ihren großen Schub nach Einschätzung eines Fachmannes durch deutsche Steuergelder und dank der Bundesregierung. Dazu Jürgen Roth: „Damals war

die Westgruppe der sowjetischen Streitkräfte in ihrem Auflösungsprozess – das war zugleich der Beginn der Expansion der Russenmafia in Deutschland. Bestochene Offiziere und Generäle bestellten schon lange bei im Westen lebenden Russen Waren zu überhöhten Preisen, die nie oder nur als Schund geliefert wurden. „Sobald die Bundesregierung begann, der Roten Armee Geld für den Truppenabzug zu zahlen, fingen die Mafiosi aus dem Osten an abzukassieren. Bis Mitte 1994 überwies Bonn sechs Milliarden Mark. Das Geld war die Initialzündung für die Russenmafia in Deutschland“, sagt Helmut Koschny, Inspektionsleiter organisierte Kriminalität beim Berliner Landeskriminalamt. „Fast alle Straftaten, die uns im Zusammenhang mit der so genannten Russenmafia beschäftigen, haben unmittelbar oder mittelbar mit diesem Geld zu tun.“

In Russland wird das Problem der organisierten Kriminalität inzwischen als größer angesehen als beispielsweise die Arbeitslosigkeit. Roth bezeichnet Russland bereits als Mafiokratie, eine existierende Symbiose von illegalen Machenschaften und staatlicher Komplizenschaft: „Und Juri Malzew, ehemaliger Berater von Michail Gorbatschow, klagte, dass die organisierte Mafia und die Regierung zwei Hände des gleichen Körpers sind, nämlich der herrschenden Elite. Und wer sich nicht unterordnet, der wird ausgeschaltet. Morde sind ein florierender Geschäftszweig geworden, sie klären die Machtverhältnisse.“

Die Globalisierung von Weltwirtschaft und internationalem, organisiertem Verbrechen werden Hand in Hand gehen. Strategische Allianzen von italienischer Mafia, Russenmafia, südamerikanischen Drogenkartellen und asiatischen Syndikaten sind möglich. Längst haben sie sich nicht auf illegale Bereiche beschränkt, sondern ver-

quicken illegale und legale Aktivitäten. Jürgen Roth weiter: „Die politischen Konsequenzen sind klar: Politiker, die Mafiabosse und die Wirtschaft der Welt werden das Spiel der Illusionen von der Aufrechterhaltung der demokratischen Gesellschaft weiterführen. Ungehört wird der Mitte Dezember 1996 in *Le Monde Diplomatique* veröffentlichte Appell von sieben europäischen Richtern bleiben, die die Regierungen zu gemeinsamen

Anstrengungen aufforderten, um eine für die Demokratie tödliche Bedrohung abzuwenden. Denn die organisierte Kriminalität dringt unaufhaltsam über ein gigantisches Netz von Partnerschaften und mit Unterstützung von Politikern und multinationalen Finanz- und Geschäftskreisen in sämtliche Bereiche der Weltwirtschaft vor und treibt dabei ihr Spiel mit der rechtsstaatlichen Ordnung, die durch ein weit verzweigtes System

korrupter Machenschaften nach und nach vergiftet wird.“ Der bekannte Fernsehjournalist und Publizist Jürgen Roth hat mit diesem Buch erneut ein hochbrisantes Thema aufgegriffen, Hoffentlich verhallt seine deutliche Warnung nicht wirkungslos im Bonner Politik-Mikado. Aber unsere politische Kultur erschöpft sich ja leider seit Jahren im Reden und bricht regelmäßig vor dem Handeln ab. Gute Nacht! *(Eckhard Stuff)*

Wir werden alle dazugehören!

Ältere und alte Menschen in unserer Gesellschaft

- Bis zum Jahr 2030 wird die Zahl älterer Menschen (60 Jahre und älter) von heute knapp 16,9 Millionen auf ca. 26,4 Millionen und ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung von rund 20 % auf rund 36 % ansteigen. Die Zahl allein stehender Älterer wird sich in diesem Zeitraum von rund 7,8 Millionen auf voraussichtlich 13,2 Millionen erhöhen.
- Die Zahl der 80-jährigen und Älteren wird von 3,3 Millionen auf über 4,1 Millionen bis zum Jahr 2010 anwachsen. In den hoch verdichteten Umlandkreisen wird ihre Zahl um 40 % zunehmen, in den Kernstädten um 16 %. Im Jahr 2040 werden voraussichtlich 5,3 Millionen Hochaltrige in Deutschland leben.
- Bis zum Jahr 2040 ist mit einer Verdoppelung des derzeitigen Altenquotienten zu rechnen. Kamen 1995 im Bundesdurchschnitt noch 35 ab 60-jährige auf 100 Personen im Alter zwischen 20 und 59 Jahren, werden es im Jahre 2040 voraussichtlich etwa 71 Personen sein.
- Die durchschnittliche Lebenserwartung bei der Geburt hat sich in den vergangenen 100 Jahren in Deutschland etwa verdoppelt, und sie steigt weiter. In den alten Bundesländern liegt die derzeitige Lebenserwartung bei den Männern bei 73,4, in den neuen Bundesländern bei 70,3 Jahren. Bei den Frauen liegt sie bei 79,7 bzw. 77,8 Jahren. Für den Zeitraum 1995 bis 2010 wird von einem

weiteren Anstieg der Lebenserwartung in den alten Bundesländern bei den Frauen auf gut 81 Jahre und bei den Männern auf fast 75 Jahre ausgegangen. Dabei werden sich die bestehenden Differenzen zwischen alten und neuen Bundesländern verringern.

- Die Zahl kinderloser Frauen und Männer nimmt zu. Während vor rund 25 Jahren noch 72 % der Bevölkerung in Haushalten mit Kindern lebten, sind es heute nur noch 58 %. Blieben im früheren Bundesgebiet nur etwa 13 % der 1945 geborenen Frauen und 15 % des Frauenjahrgangs 1950 kinderlos, wird von den 1960 geborenen westdeutschen Frauen wahrscheinlich jede Vierte keine Kinder bekommen. Für den Jahrgang 1965 gibt es Schätzungen, wonach bis zu einem Drittel kinderlos bleiben wird.
- Von den Frauen ab 75 Jahren waren 1972 im früheren Bundesgebiet 49,2 % alleinlebend, 1995 waren es schon 67,8 %. Die Zahl der Ein-Personen-Haushalte ist in der Bundesrepublik insgesamt von 20,6 % (1961) auf 35,9 % (1995) angestiegen.
- Bei älteren Menschen besteht durchaus noch die Bereitschaft, durch Umzug adäquate Wohnbedingungen zu erreichen. Ein großer Anteil der über 55-jährigen zieht mindestens noch einmal um (ca. 50 % der Mieterhaushalte und 25 % der Eigentümerhaushalte). Etwa 32 % dieser Umzüge können als so ge-

nannte „Netzwerkwanderung“ (in die Nähe von Kindern bzw. Angehörigen und Freunden) bezeichnet werden.

- In einer Einzelfallstudie wurde festgestellt, dass 8,3 % der über 55-jährigen im Jahre 1992 ihren Wohnort wechselten, wobei zwei Drittel aller Wohnortwechsel in einem Radius von 50 km stattfanden. Unter den umziehenden Älteren dominieren Frauen und Nichtverheiratete; die über 75-jährigen sind auffallend stark vertreten. Deren Umzüge dürften zu einem wesentlichen Teil gesundheitsbedingt sein.
- 11,6 Millionen Menschen im Alter von 65 und mehr Jahren (etwa 93% der älteren Menschen) leben in normalen Wohnungen.
- Eigentum haben 24% der 65-jährigen und Älteren in den neuen Bundesländern und 43,8% in den alten Bundesländern.
- Etwa 70 % der Wohnungen älterer Menschen sind modern ausgestattet (Sammelheizung, Bad und WC innerhalb der Wohnung). Nach wie vor ist der Wohnungsstandard in den neuen Bundesländern wesentlich schlechter. Ältere Menschen wohnen in den neuen Bundesländern zu 26 % in Substandard-Wohnungen (Wohnungen mit schweren Mängeln, es fehlen Bad oder WC oder beides). In den alten Bundesländern sind das 3,4 %.
- Rund. 660.000 der 65-jährigen und Älteren (rd. 5,3 %) leben in Heimen. Hiervon sind 442.000 (67%) 80 Jahre und älter.

(Daten und Fakten aus dem Zweiten Altenbericht der Bundesregierung 1998)

30 Jahre Mord und Zerstörung

Europa feierte am 24. Oktober den 350. Jahrestag des Westfälischen Friedens

CHRISTOPH ARENS (KNA-Korr.)

Weltenbrand, Gemetzel und Apokalyptische Reiter: Selbst der Zweite Weltkrieg hat nicht so tief in den Bestand und die Psyche Deutschlands eingegriffen wie der Dreißigjährige Krieg (1618–1648). Bis zu 40 Prozent der Bevölkerung wurden durch die Kriegshandlungen, aber auch durch Unterernährung, Flucht und Seuchen hinweggerafft. Und wären nicht alle Konfliktparteien vollkommen erschöpft und finanziell ruiniert gewesen, der am 24. Oktober 1648 zu Münster und Osnabrück unterzeichnete Westfälische Friede wäre wohl immer noch nicht zustande gekommen.

Krieg und Friedensverhandlungen damals ähnelten in ihrer Undurchsichtigkeit und Verworrenheit den Verhandlungen in Kroatien, Bosnien und Kosovo heute. Drei volle Jahre, von 1645 bis 1648, schleppte sich das Pokern hin. Im diplomatischen Gerangel stritten die Abgesandten von mehr als 190 Fürsten und Regenten tagelang darum, wer wie angerebet und mit welchen Ehrerbietungen bedacht werden musste. Dennoch: Im katholischen Münster und im überwiegend protestantischen Osnabrück wurden schließlich mehrere Verträge unterschrieben, die Europa bis heute prägen und beispielsweise von dem Berliner Historiker Hagen Schulze als „eine Art Grundgesetz“ der Staatengemeinschaft und als Ausgangspunkt für europäisches Völkerrecht gewertet werden.

Vorausgegangen waren 30 Jahre Folter, Mord, Vergewaltigung, Plünderung und Zerstörung: Wie ein Schmelbrand hatte sich der ursprünglich regional begrenzte Konflikt durch halb Europa gefressen. Insgesamt 13 getrennte Konflikte haben die Fachleute ausgemacht: Es begann 1618 mit dem „Prager Fenstersturz“ und einem Aufstand der protestantischen böhmischen Stände gegen das katholische Kaiserhaus Habsburg. Der Kaiser siegte. Doch als er daraufhin eine

Rekatholisierung sowie die Bildung einer starken Zentralmacht im Reich durchsetzen wollte, griffen die übrigen protestantischen Reichsstände und seit 1625 auch Dänemark in den Konflikt ein.

Nach 1630 wurde das ausblutende Deutschland vollends zum Schauplatz für das europäische Mächtespiel. Am 4. Juli 1630 landeten die Schweden unter Führung ihres Königs Gustav Adolf, des „Löwen aus Mitternacht“, auf der Insel Usedom. Vier Jahre lang kämpften sie auf protestantischer Seite gegen das katholische Übergewicht im Reich und stießen bis weit nach Süddeutschland vor. Längst schon war der Krieg kein Religionskrieg mehr: Als 1635 das katholische Frankreich in den Konflikt eingriff, kämpften seine Soldaten aufseiten der Evangelischen. Konfession zählte weniger als Machtfragen: Denn das von Kardinal Richelieu regierte Land fühlte sich durch die Macht der Habsburger in Mitteleuropa und Spanien in die Zange genommen.

Angesichts der verworrenen Lage wirkte der „Westfälische Friede“ wie ein Wunder. „Gott Lob, nun ist erschollen / das edle

Fried- und Freudenworte“ jubelte der Dichter Paul Gerhardt damals. Das Abkommen besiegelte die Unabhängigkeit der Niederlande von Spanien und den Frieden des Kaisers mit den deutschen Regenten sowie des Reiches mit Frankreich und Schweden. Frankreich und Spanien legten ihren Konflikt erst 1659 bei. In Münster und Osnabrück wurden auch die Grenzen Europas neu gezogen – auf Kosten der deutschen Staaten: Frankreich erhielt große Teile Lothringens, Schweden bekam Pommern, Bremen und Verden. Auch die Schweiz wurde unabhängig. Das Machtgefüge verschob sich von Kaiser und Papst immer mehr auf die aufkommenden Nationalstaaten. Für die Protestanten in Deutschland brachte der Friede die volle rechtliche Gleichberechtigung. □

Nach dieser kurzen Zusammenfassung der Bedeutung des 30-jährigen Krieges und des Friedensschlusses von 1648 für die europäische Friedensordnung folgt ein Beitrag von Oberstleutnant a.D. Heinrich Havermann. Der Autor setzt sich am Beispiel der Schlacht bei Altenoythe detailliert und sehr drastisch mit dem Kriegsgeschehen im Oldenburger Münsterland auseinander. In diesem Zusammenhang sei auch noch einmal auf den Aufsatz im AUFTRAG 233, Seite 60–66, von Bernd Wübbeke hingewiesen.



Bild 1: Die St. Vitus-Kirche und der Friedhof in Altenoythe

Altenoythe – das Trauma des Dreißigjährigen Kriegs

HEINRICH HAVERMANN

Das Dorf Altenoythe, das heute zur Stadt Friesoythe gehört, ist es wert besucht zu werden wegen seiner uralten aus Granitquadern in romantischem Stil erbauten Kirche. Diese dem Hl. Vitus geweihte Kirche ist eine der Mutterkirchen des Oldenburger Münsterlandes, die wohl alle im 9. Jahrhundert von der Missionszelle Visbek aus gegründet wurden.¹

Weitere Nachrichten aus der Frühzeit der Kirche von Altenoythe wurden 1986 bei archäologischen Untersuchungen im Kirchenraum ermittelt. Sie geben folgendes Bild: Am Rande des Altenoyther Esches auf wahrscheinlich schon vorher besiedeltem Heidegelände wurde im 9.–10. Jahrhundert eine Holzkirche in Pfostenbauweise errichtet. Diese Kirche wurde einige Male nach dem Morschwerden der Holzpfosten oder nach einem Brande restauriert. In der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts wurde die Holzkirche durch eine Steinkirche aus kleinen, ungefügte behauenen Granitquadern ersetzt. Dieser einfache Rechtecksaal war ohne Gewölbe. Kleine Fenster, deren Laibungen aus Raseneisenstein heute noch zu sehen sind, erhellten den Raum.

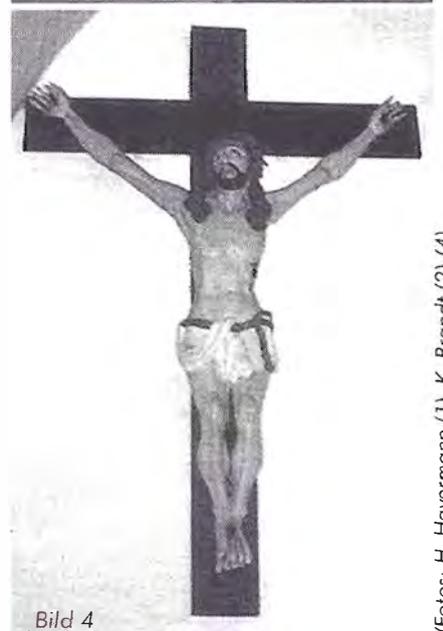
Im 12. Jahrhundert wurde der Kirche im Westen ein Turm, im Osten eine Apsis angefügt. Eine Aufhöhung der Wände und die Einwölbung des Langhauses erfolgten dann im 13. Jahrhundert. Dabei musste – wie noch deutlich zu erkennen ist – die Lage der Fenster verändert werden. Wohl im 14. Jahrhundert wurde die alte Ostwand mit der Apsis abgebrochen und zum Teil mit Backsteinen wie auch mit den Findlingen der Ostwand ein weiteres Joch errichtet, das wohl zunächst die Funktion eines Chores hatte. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts erfolgte der letzte Anbau – die Erweiterung um einen höheren Chor im spätgotischen Stil.²

Die alte Kirche weist noch einige bemerkenswerte Einzelheiten auf: Über dem Südeingang befindet sich ein Tympanonrelief, das

den gekreuzigten Heiland mit den beiden Schächern zeigt. Kunst-sachverständige ordnen dieses Werk einem im 15. Jahrhundert im Raum Münster tätigen Meister zu.³ Im Kircheninnern ist neben der kraftvollen Architektur die spätgotische Wand- bzw. Deckenmalerei (Bild 2) sehr ansprechend. Im Turmjoch ist die Vituslegende zu sehen; es folgen Darstellungen der Passion Jesu, des Endgerichts und der Vollendung der Schöpfung am Beispiel Mariens.⁴ Im Chor steht der Rest eines gotischen Schnitzaltars (Bild 3) aus dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts mit Szenen aus der Passion Christi. Das mittlere Feld stellt die Kreuzigung dar. Hier zeigt der Schnitzer im rechten Bildhintergrund die Stadt Jerusalem, für die er als Vorbilder Ansichten von Friesoythe und Altenoythe wählte. Das Friesoyther Stadttor, die Stadtmauer und die als Burggraben genutzte Soeste sind im Bild links zu erkennen. Rechts im Bild ist die Altenoyther Kirche zu sehen, jedoch noch ohne gotischen Choranbau, am Ostende ausgestattet mit einem Dachreiter.

Beim Verlassen der Kirche wird man über der Südtür ein merkwürdiges Kruzifix wahrnehmen (Bild 4). Es entstammt dem spanischen Barock. Zeichen dafür sind der Lendenschurz, der dicke Strick, mit dem er gehalten wird, und die Haarlocken des Gekreuzigten, die tief über die Schultern herabhängen. Es wird vermutet, dass spanische Soldaten, die zu Weihnachten 1623 in der Schlacht von Altenoythe eingesetzt waren, dieses Kreuz mitbrachten und es nach ihrem Sieg über die mansfeldischen Truppen in der Kirche zurückließen. Damit ist dieses Kreuz ein Erinnerungszeichen an jene Tage, an denen der Schrecken des Krieges um das abgelegene Kirchlein tobte und der weite heute so geruhsam und friedlich daliegende Kirchhof ein Schlachtfeld war.

Der Sieg von Truppen der katholischen Liga über den mansfeldischen Obristen Limbach brachte Altenoythe vor über 370 Jahren in die Schlagzeilen. Der damals noch



(Fotos: H. Havermann (1), K. Brandt (2)-(4))

recht lichte Blätterwald rauschte einige Zeit und weithin wurde der Inhalt „eines glaubwürdigen Schreibens auß Cloppenburg im Stiff Münster gelegen vom 27. Decembris newen styls im Jahr 1623“ verbreitet. Was war geschehen?⁵

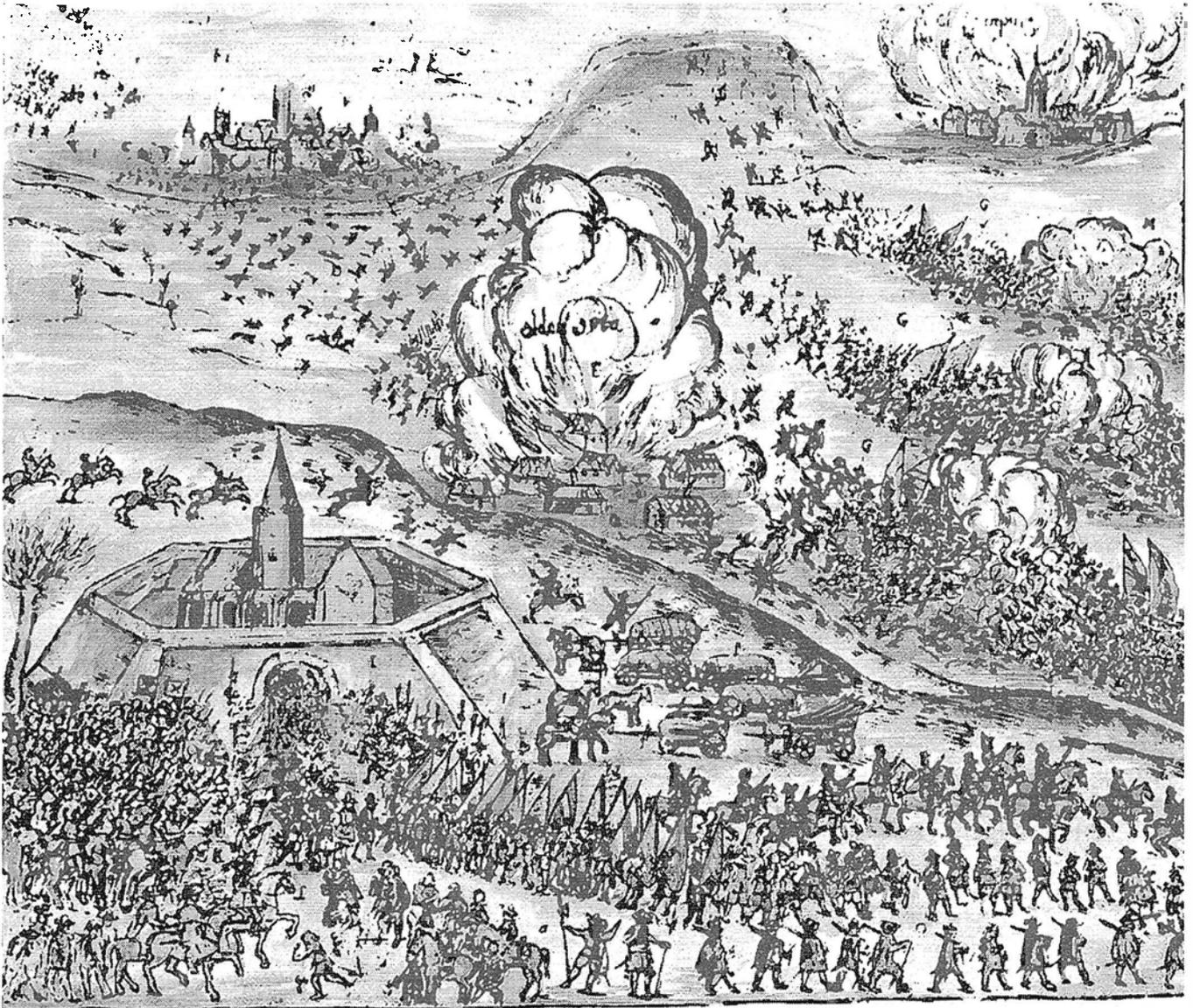
Die Schlacht bei Altenoyte

Die evangelischen Stände im Königreich Böhmen hatten 1618 einen Staatstreich gegen ihren König, den Habsburger Ferdinand II., unternommen und im Jahr darauf den Sprecher der protestantischen Union, Kurfürst Friedrich von der Pfalz, zu ihrem König gewählt. Dieser, bekannt geworden als Winterkönig, war dann am 8. November 1620 in der Schlacht am Weißen Berge bei Prag von den Truppen der katholischen Liga unter ihrem Anführer, dem Herzog Maximilian von Bayern, besiegt worden. Darauf hatten

sowohl Christian von Braunschweig als auch Ernst von Mansfeld, bislang General im Dienst des Pfälzers, dessen Sache und die der Protestanten aufgegriffen, Truppen gesammelt und den Krieg auf eigene Faust fortgesetzt. Dem Grundsatz „Der Krieg ernährt den Krieg!“ folgend, waren sie durch die Lande gezogen und hatten damit den böhmischen Krieg ausgeweitet zu einem deutschen. Im Kampf gegen die „fahrenden Ritter des Pfalzgrafen“ entstand der katholischen Liga bei nur geringer Gegnerschaft ein immer weiträumigeres Kriegstheater.⁶ So hatte denn der Oberbefehlshaber der katholischen Liga, General

Tilly, den „tollen Christian“ im August 1623 bei Stadtlohn in Westfalen stellen und schlagen können. Ernst von Mansfeld war mit einigen Truppenteilen im Hochstift Osnabrück bereits 1621 aufgetaucht,⁷ ins Niederstift Münster war er im November 1622 eingefallen und hatte Meppen, Cloppenburg wie auch Vechta besetzt.⁸ Mit seinen Hauptkräften war er allerdings nach Ostfriesland gezogen. Von dorthier machte er Einfälle in das Stift Münster.

Noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts erzählte man sich im Nordteil des Kreises Cloppenburg grausige Geschichten vom Mansfelder, dessen Soldaten im Winter



Warhaffte vnd eygentliche Abbildung / was massen die Mansfeldische Armada zu Olden Oyta im Stift Münster den 25. Decemb: Anno 1623. durch das Kayserlich Volck zertrennt und geschlagen worden ist.

Bild 5: Warhaffte vnd eygentliche Abbildung was massen die Mansfeldische Armada zu Olden Oyta im Stift Münster den 25. Decemb: Anno 1623, durch das Kayserlich Volck zertrennt und geschlagen worden ist. Ausschnitt, Westfälisches Landesmuseum, Münster

über die gefrorenen Moräste und Sümpfe gekommen seien und den Leuten alle Habe genommen hätten.⁹ In den „Oldenburger Sagen“ berichtet Hermann Lübbing, wie in Scharrel eine Wirtsfrau marodierende Soldaten des Mansfelders überlistete, sodass diese entwaffnet und dem Gericht in Cloppenburg zur Aburteilung übergeben werden konnten.¹⁰



Tilly war 1623

nach seinem Sieg über Christian von Braunschweig weiter nach Norden bis in den Raum Cloppenburg-Wardenburg vorgestoßen, um den Mansfelder aus Ostfriesland zu vertreiben. Bei der politischen Absicherung dieses Vorhabens mit den holländischen Generalstaaten und mit dem Grafen von Oldenburg verstrich die Zeit. Ende September war es dann zu spät für einen Feldzug nach Ostfriesland. Tilly selbst bezog ein Winterquartier im Hessischen.

Die Situation der schon im Sommer 1623 in Ostfriesland eingekesselten Mansfelder wurde zum Ende des Jahres hin kritisch. Um Lebensmittel und Beute zu beschaffen, vielleicht aber auch um aus Ostfriesland auszubrechen, ließ Mansfeld am 12. Dezember 1623 vier Regimenter unter dem Oberst Limbach von Leer aus die Leda aufwärts in das Niederstift Münster aufbrechen. Am 19. Dezember standen diese Truppenteile vor Friesoythe. Oberst Limbach forderte dessen Kommandanten, den Obristen Blanckhart, zur Übergabe auf. Dieser weigerte sich, worauf Limbach die von 200 Mann verteidigte Stadt zweimal noch in der Nacht, das dritte Mal am nächsten Morgen angreifen ließ. Alle Angriffe schlugen fehl. Limbachs Truppen zogen sich daraufhin in das zwei Kilometer entfernte Dorf Altenoythe zurück. Während die Besatzung von Friesoythe durch 300 Mann verstärkt werden konnte, wurde Limbach mit seinen Truppen in Altenoythe von dem über Cloppenburg heranmarschier-

ten ligistischen Oberst Erwitte mit 700 Mann am 25. Dezember gestellt. Im Verlauf des Gefechts, bei dem das Dorf in Brand geriet, zogen sich Limbachs Truppen auf den befestigten Kirchhof zurück. Dabei hatten sie große Verluste. Erwitte forderte Limbach zweimal zur Kapitulation auf. Er versprach bei Auslieferung der Fahnen freien Abzug. Beide Male lehnte Limbach ab. Daraufhin bereitete Erwitte, der inzwischen 1.000 Mann Verstärkung erhalten hatte, den Sturm auf den Kirchhof von Altenoythe vor. Dafür ließ er Kanonen kommen und alle Bauernwagen aus der Umgebung zusammenziehen und mit Mist beladen. Diese sollten, von den Gefangenen gezogen, beim Sturm auf den Kirchhof als Schutzwall dienen. Als Limbach die Angriffsvorbereitungen sah, wollte er über einen ehrenvollen Abzug verhandeln. Das lehnte nun Erwitte ab. Der ließ seine Soldaten die Ausgangsstellungen für den Angriff besetzen. Daraufhin kapitulierte Limbach mit seinen Truppen bedingungslos. Es waren über 1.000 Mann mit 15 Fahnen, die sich dem Oberst Erwitte ergaben.¹¹

Man spricht von der Schlacht bei Altenoythe, die in keinem Geschichtsbuch bzw. in keinem Werk über den Dreißigjährigen Krieg vermerkt ist. Sie war in der Tat wohl auch nur ein Gefecht in einer an Scharmützeln und an gewalttätigen Ereignissen reichen Zeit. Dieses Gefecht führte jedoch letztlich zur Selbstauflösung der Streitkräfte Mansfelds in Ostfriesland.

Es machte damit die Überlegenheit der katholischen über die protestantischen Kräfte im Reich deutlich. Gegen die wachsende Macht der katholischen Partei und des Hauses Habsburg verbündeten sich 1624 u.a. die niederländischen Generalstaaten, die ihren Freiheitskrieg gegen das habsburgische Spanien seit 1621 wieder aufgenommen hatten, England, dessen König Jakob I. sich

für den abgesetzten Kurfürsten und Winterkönig Friedrich von der Pfalz, seinen Schwiegersohn, einsetzte, und Dänemark, dessen König Christian als Herzog von Holstein und Oberst des niedersächsischen Reichskreises für die Interessen der protestantischen Union eintrat. König Christian sollte Niedersachsen, Ernst von Mansfeld Böhmen und Mähren von den kaiserlich-ligistischen Truppen räumen. Diese Planung wirkte sich für das Niederstift Münster dahingehend aus, dass dänische Truppen die Burgen von Cloppenburg und Vechta im Jahre 1626 für mehrere Monate besetzten.¹² Vor den heranrückenden Dänen räumten die Tillyschen Truppen gar das gesamte Gebiet des Hochstifts Osnabrück.¹³

Damit nahmen die kriegerischen Auseinandersetzungen europäische Ausmaße an, und der kaiserlich-ligistischen Partei stand erstmals eine Koalition mit einem gemeinsamen Feldzugsplan gegenüber. Gegen diese Bedrohung kam dem Kaiser Hilfe in der Person des böhmischen Adligen Albrecht von Wallenstein. Der hatte durch geschicktes Wirtschaften und Taktieren ein riesiges Vermögen erworben und bot sich an, dem Kaiser aus eigenen Mitteln ein Heer zur Verfügung zu stellen. Mit diesem Heer schlug Wallenstein 1626 bei Dessau die Truppen des Ernst von Mansfeld, während Tilly bei Lutter am Barenberg über den Dänenkönig siegte. Ganz Norddeutschland war in der Hand des Kaisers, als der Dänenkönig sich

gezwungen sah, um Frieden zu bitten. Doch verschreckte Kaiser Ferdinand II. die protestantischen Fürsten durch seine unkluge Religionspolitik, sein Generalissimus Wallenstein machte sich unter allen Fürsten Feinde durch sein hochmütiges und herrisches Auftreten. So verloren beide die mit Waffen erkämpften Erfolge. Wallenstein wurde 1630 auf den Druck der Kurfürsten hin entlassen. Auf den Kaiser kam eine weitere Gefährdung aus dem Norden, als der schwedische König Gustav II. Adolf im Sommer des gleichen Jahres in Pommern landete, um den bedrängten protestantischen Glaubensgenossen zu helfen und Niederdeutschland an Schweden zu binden.⁶

Während Gustav Adolf sich durch politische Verhandlungen noch um Operationsfreiheit bemühte, berannte das kaiserlich-ligistische Heer unter Tilly das den Schweden freundliche Magdeburg. Die Stadt fiel im Mai des Jahres 1631 und wurde in Schutt und Asche gelegt. Nachdem Gustav Adolf sich durch Bündnisverträge mit Pommern, Frankreich und Sachsen abgesichert hatte, marschierte er mit seinen Truppen in den Raum Leipzig, wo er im September 1631 bei Breitenfeld auf Tilly traf. Das schwedisch-sächsische Heer schlug das kaiserliche völlig. Der schwer verwundete Tilly konnte sich nur mit Resten seiner Truppen retten. Mit diesem überzeugenden Sieg war Gustav Adolf Herr über Nord- und Mitteldeutschland.

Während die Sachsen unter dem General von Arnim nach Böhmen marschierten und seine Hauptstadt Prag einnahmen, wandte sich Gustav Adolf den noch immer wohlhabenden Westgebieten des Reiches zu, um der katholischen Liga ein Ende zu bereiten. Von Leipzig zog er über Erfurt, Würzburg und Frankfurt nach Mainz, wo er im Dezember ankam – drei Monate nach Breitenfeld. Seinen Siegeszug führte er im nächsten Jahr weiter. Über Nürnberg und Donauwörth marschierte er auf den Lech zu, wo sich ihm Tilly noch einmal entgegenstellte. Er besiegte ihn ein weiteres Mal und befreite damit die Protestanten zu Augsburg. Eine kurze Belagerung

von Ingolstadt, wohin sich der bayrische Herzog Maximilian und sein General Tilly geflüchtet hatten, gab Gustav Adolf auf, um München zu erobern. Er konnte sich nun von der Ostsee bis zu den Alpen als Herr in Deutschland fühlen. Doch seine Kräfte waren offensichtlich erschöpft; denn er zog sich auf das protestantisch gesinnte Nürnberg zurück.

Flehenlich hatte der Kaiser den von ihm entlassenen Wallenstein gebeten, wieder ein Heer aufzustellen und es gegen die Schweden zu führen. Wallenstein brachte die organisatorische wie geschäftliche Leistung zustande, innerhalb von 90 Tagen ein Heer zu sammeln, das sich mit dem schwedischen messen konnte. In den Tagen, in denen die Schweden München besetzten, brachen die Wallensteinschen Truppen von Mähren auf und drängten die Sachsen aus Böhmen hinaus. Von dort her marschierte Wallenstein in die Oberpfalz und rückte auf Nürnberg vor.

Der Schwedenkönig, geplagt von Hunger und Seuchen, räumte das Lager vor Nürnberg und zog vor Wallenstein davon. Dieser wandte sich daraufhin nach Sachsen, um den Schweden diesen Verbündeten abspenstig zu machen. Gustav Adolf folgte ihm dorthin, und es kam im Raum Leipzig zu dem Treffen, das beide bei Nürnberg noch vermieden hatten. Bei dem Dorf Lützen tobte am 6. November 1632 die Schlacht zwischen den Truppen Gustav Adolfs und Wallensteins. Als der Tag zu Ende ging, lag tödliche Erschöpfung auf beiden Heeren. Keine Seite hatte eindeutig gesiegt. Die Schweden verloren ihren König. Wallenstein überließ den Schweden die norddeutschen Länder, er räumte in der Nacht das Schlachtfeld und bezog Winterquartiere in den habsburgischen Erblanden.

Nach dem Tod Gustav Adolfs suchten die Schweden offensichtlich keine weiteren Treffen mit den Kaiserlichen, sondern sie machten sich daran, deren materielle Basis zu schwächen und die eigene zu stärken durch Besetzung möglichst vieler Stützpunkte und Faustpfänder. Sie rückten unter dem Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg und dem Feldmarschall Knyphausen auch in das Nie-

derstift Münster ein, nahmen am 3. Februar Wildeshausen und am 5. Februar 1633 Vechta. Nachdem auch Cloppenburg, Haselünne und Meppen besetzt worden waren, schrieb der Oberkommandierende Herzog Georg Kontributionen aus. Im Laufe des Jahres 1633 wurde das eroberte Land den schwedischen Heerführern übereignet, was manche als Versuch dauernder Inbesitznahme deuten: der Feldmarschall Knyphausen wurde Herr des Amtes Meppen, der General Graf Baudissin Herr des Amtes Cloppenburg, der General Leslie Herr des Amtes Vechta, der Obrist Plessen Herr des Amtes Wildeshausen und Gustav Adolfs unehelicher Sohn Graf Gustav Gustavson Wasaburg wurde Herr des Hochstifts Osnabrück.¹⁴

Die festen Plätze wechselten in den folgenden Jahren häufig den Besitzer. 1635 waren die Kaiserlichen wieder überlegen. Nur Osnabrück und Meppen blieben in der Hand der Schweden. Die Auseinandersetzungen spitzten sich 1636 zu, und es kam am 10. Januar bei Haselünne zwischen den Schweden unter Dodo von Knyphausen und den Kaiserlichen unter dem Freiherrn von Leuttersum zu einem Gefecht, bei dem die Kaiserlichen zwar geschlagen wurden, die Schweden aber ihren Anführer verloren und letztlich keine Entscheidung über die Vorherrschaft erzielen konnten. Erst 1637 verdrängten die Schweden dann im Bunde mit den Hessen die Kaiserlichen wieder, diese konnten sich aber im Osnabrückischen in der Festung Fürstenau weiter halten. Dieses Wechselspiel der Kräfte ging fast bis zum Kriegsende weiter. Beständig waren allein die Kontributionsforderungen, die aus den festen Plätzen von den dort stationierten Truppen an die Bevölkerung im Umland gerichtet wurden. Wie rücksichtslos diese Forderungen gestellt und eingetrieben wurden, dafür mag als Beweis angeführt werden, dass in Abwesenheit ihrer Männer gar die Soldatenfrauen Kontributionen ausschrieben. Die Frau des Kommandanten der im Jahre 1638 schwedisch-hessischen Festung Vechta sandte nämlich der Stadt Quakenbrück einen Erlass folgenden Inhalts: „Eß wirdt dem

*Borgemester anbefollen, dat er kegen morgen Abent minen Kochen=Stür [Kochsteuer] inleferre. Im Fall solches nicht geschieht, werde ich verorsaket werden un darumme tho senden, welches mit Juven Fordel [Euren Vorteil] werdt nich gescheen.*¹⁵

Im Mai 1644 drangen noch einmal die Schweden unter dem General Königsmarck ins Niederstift Münster ein, belagerten und eroberten die Festung Vechta. Auch den Raum Cloppenburg besetzten die Königsmarckschen Truppen. Im Juni 1647 gelang es den Schweden endlich, auch die Festung Fürstenau nach mehrwöchiger Belagerung und intensiver Beschießung einzunehmen. Sie hatten dann die Kontrolle über das gesamte Hochstift Osnabrück wie auch über das Niederstift Münster.



Bild 7: Söldner des 30-jährigen Krieges: Pikenier mit Brustharnisch, Beinschutz und Schützenhaube

Nach der Schlacht von Lützen im Jahre 1632 führten auch die kaiserlichen Truppen keine großräumigen Bewegungen mehr aus. Wallenstein soll gelegentlich geäußert haben: Der Kaiser könnte noch zehn Victorien gewinnen, sie würden ihn dem Ende des Krieges nicht näher bringen. Am Wiener Hof warf man Wallenstein Untätigkeit, schließlich Verrat vor. Als Wallenstein sich weigerte, das von den Schweden unter dem Herzog Bernhard von Weimar im Oktober 1633 eroberte Regensburg zu entsetzen, und als Nachrichten über

eine persönliche Treueerklärung seiner Truppenführer an Wallenstein („Pilsener Schluss“) bekannt wurden, setzte Kaiser Ferdinand II. seinen Generalissimus ein zweites Mal ab und ließ ihn gleichzeitig verurteilen. Am 25. Februar 1634 wurde Wallenstein in Eger ermordet. Golo Mann meint: „Dass er den Reichsfrieden wollte an Stelle des Krieges, der dann noch vierzehn Jahre immer toller und zerstörender wütete, ist seine Ehre.“¹⁶

Das Kriegsjahr 1634 war wieder ereignisreich. Wallensteins Generale konnten nun beweisen, wie sehr sie der Ermordete von militärischen Operationen zurückgehalten hatte. Das Jahr führte vor allem zu dem Treffen von Nördlingen im September: Mit gewaltigem Kriegsvolk war der Kardinal-Infant, Ferdinand von Spanien, auf dem Weg von Italien in die Niederlande. Bei Donauwörth traf er seinen deutschen Vetter Ferdinand, den Kaisersohn. Beide Habsburger vereinten ihre Kräfte und brachten den schwedischen Truppen unter der Führung von Weimar und Horn eine vernichtende Niederlage bei. Die Schlacht von Nördlingen war in Paris als ein Fanal verstanden worden, das eine bedrohliche Umfassung durch das Haus Habsburg ankündigte. Darum schloss das katholische Frankreich nun ein offenes Bündnis mit den protestantischen Mächten und erklärte am 5. Mai 1635 förmlich den Krieg.

Nun kennzeichnete das Überwinden großer Entfernungen die Kriegführung. 1636 erschienen die Kaiserlichen unter Johann von Werth in Compiègne und erschreckten die Pariser. 1642 hatten die Schweden fast Wien erreicht und veranlassten damit die Prominenz der Stadt zur Flucht. Dreimal noch besetzten die Schweden das Königreich Böhmen. 1642 kam es zu einer zweiten Schlacht bei Breitenfeld und 1643 entbrannte zwischen Schweden und Dänemark ein Krieg, was den schwedischen General Torstenson veranlasste, von Böhmen her nach Schleswig und Jütland zu ziehen. Ihm hinterdrein marschierte der kaiserliche General Gallas, der allerdings 1645 bei Aschersleben im Raum Magdeburg schmählich

geschlagen wurde. 1646 und 1647 wurde Bayern von den Schweden im Bunde mit den Franzosen furchtbar heimgesucht. Die spanischen Streitkräfte hatten zwei empfindliche Niederlagen einstecken müssen: die Niederlande hatten 1639 die spanische Flotte in englischen Gewässern besiegt, die Franzosen der spanischen Landmacht 1643 bei Rocroy in den Ardennen ein Ende bereitet.

Diese Streifzüge durch die Lande lassen Kriegsziele nicht mehr erkennen. Nach Ansicht des englischen Historikers Lord Acton ist das Kriegsgeschehen nach Gustav Adolfs bzw. Wallensteins Tod nichts mehr gewesen als Machtpolitik und Schlächtereier „ohne höhere Bedeutung“.¹⁷ Die Heere bewegten sich häufiger voneinander weg als gegeneinander. Der eigentliche Krieg, der Kampf unter Sol-



Bild 8: Söldner des 30-jährigen Krieges: Musketier

daten, führte zu weniger Toten als die Gewalt, die Soldaten der Zivilbevölkerung antaten mit Plünderung, Raub und Mord. Noch mehr Verluste forderten Seuchen, die mit den Heeren durchs Land zogen. Viel hing da vom Zufall der hin und her wogenden Kämpfe, viel auch von der Nähe zu den Hauptverkehrsachsen mit den durchziehenden Soldatenhaufen ab. Menschen, Raum und Zeit wurden zur Wüste – eine Wüste, durch welche die Söldnerheere, Polen, Italiener, Schotten, Flamen, Kroaten, Kosaken, Griechen,

Türken, auch Deutsche, auch Franzosen, Spanier und Schweden plündernd hin und her zogen.

Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen, der zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges geboren und im Alter von etwa zwölf Jahren 1634 durch einen Kroatenüberfall in die Kriegstrubel geriet, berichtet, „...was für Grausamkeiten in diesem unserm Teutschland hin und wieder verübet worden... Das Erste, das diese Reuter taten, war, dass sie ihre Pferde einstellten, hernach hatte jeglicher seine sonderbare Arbeit zu verrichten, deren jede lauter Untergang und Verderben anzeigte, denn obzwar etliche anfangen zu metzgen, zu siedeln und zu braten, dass es sah, als sollte ein lustig Bankett gehalten werden, so waren hingegen andere, die durchstürmten das Haus unten und oben, ja das heimliche Gemach war nicht sicher, gleichsam ob wäre das gülden Fell von Kolchis [= das goldene Vlies der Argonauten] darinnen verborgen; Andere machten von Tuch, Kleidungen und allerlei Hausrat große Päck zusammen, als ob sie irgend ein Krempelmarkt anrichten wollten, was sie

aber nicht mitzunehmen gedachten, wurde zerschlagen, etliche durchstachen Heu und Stroh mit ihren Degen, als ob sie nicht Schaf und Schwein genug zu stechen gehabt hätten, etliche schütteten die Feder aus den Betten, und füllten hingegen Speck, andere dürr Fleisch und sonst Gerät hinein, als ob alsdann besser darauf zu schlafen gewesen wäre; Andere schlugen Ofen und Fenster ein, gleichsam als hätten sie ein ewigen Sommer zu verkündigen, Kupfer und Zinnengeschirr schlugen sie zusammen, und packten die gebogenen und verderbten Stück ein, Bettladen, Tisch, Stühl und Bänk verbrannten sie, da doch viel Klafter dürr Holz im Hof lag, Hafeln und Schlüssel musste endlich alles entzwei, entweder weil sie lieber Gebraten aßen, oder weil sie bedacht waren,

nur eine einzige Mahlzeit allda zu halten; unser Magd ward im Stall dermaßen traktiert, dass sie nicht mehr daraus gehen konnte, welches zwar eine Schand ist zu melden! den Knecht legten sie gebunden auf die Erd, steckten ihm ein Sperrholz ins Maul, und schütteten ihm einen Melkkübel voll garstig Mistlachenwasser in Leib, das nennten sie Schwedischen Trunk, wodurch sie ihn zwangen, eine Partei anderwärts zu führen, allda sie Menschen und Vieh hinwegnahmen, und in unseren Hof brachten... Da fing man erst an, die Stein von den Pistolen, und hingegen an deren statt der Bauren Daumen



Bild 9: Zeitgenössische Darstellung eines Überfalls auf ein Gehöft während des 30-jährigen Krieges

aufzuschrauben, und die armen Schelmen so zu foltern, als wenn man Hexen brennen wollen, maßen sie auch einen von den gefangenen Bauren bereits in Backofen steckten, und mit Feuer hinter ihm her waren, ohnangesehen er noch nichts bekannt hatte; einen andern machten sie ein Seil um den Kopf und reitelten (= drehten) es mit einem Bengel (= Stock) zusammen, dass ihm das Blut zu Mund, Nas und Ohren heraussprang. In Summa, es hatte jeder seine eigene Invention, die Bauren zu peinigen...“¹⁸

Fast 150 Jahre waren vergangen, als Schiller in seiner „Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs“ dessen Wirkungen ausmalte: „... Und wirklich war das Elend in Deutschland zu einem so ausschweifenden Grade gestiegen, dass das Ge-

bet um Frieden von tausendmal tausend Zungen ertönte und auch der nachteiligste noch immer für eine Wohltat des Himmels galt. Wüsten lagen da, wo sonst tausend frohe und fleißige Menschen wimmelten, wo die Natur ihren herrlichsten Segen ergossen und Wohlleben und Überfluss geherrscht hatte; die Felder, von der fleißigen Hand des Pflügers verlassen, lagen ungebaut und verwildert, und wo eine junge Saat aufschoss oder eine lachende Ernte winkte, da zerstörte ein einziger Durchmarsch den Fleiß eines ganzen Jahres, die letzte Hoffnung des verschmachtenden Volkes. Verbrannte Schlösser, verwüstete Felder, eingeäscherte Dörfer lagen meilenweit herum in grauenvoller Zerstörung, während ihre verarmten Bewohner hingingen, die Zahl jener Mordbrennerheere zu vermehren und, was sie selbst erlitten hatten, ihren verschonten Mitbürgern schrecklich zu erstatten. Kein Schutz gegen Unterdrückung, als selbst unterdrücken zu helfen. Die Städte seufzten unter der Geißel zügelloser und räuberischer Garnisonen, die das Eigentum des Bürgers verschlangen und die Freiheiten des Krieges, die Lizenz ihres Standes und die Vorrechte der Not mit dem grausamsten Mutwillen geltend machten. Wenn schon unter dem kurzen Durchzug einer ganzen Armee ganze Landstrecken zur Einöde wurden, wenn andre durch Winterquartiere verarmten oder durch Brandschatzungen ausgesogen wurden, so litten sie doch nur vorübergehende Plagen, und der Fleiß eines Jahres konnte die Drangsale einiger Monate vergessen machen. Aber keine Erholung wurde denjenigen zuteil, die eine Besatzung in ihren Mauern oder in ihrer Nachbarschaft hatten, und ihr unglückliches Schicksal konnte selbst der Wechsel des Glücks nicht verbessern, da der Sieger an den Platz und in die Fußstapfen des Besiegten trat und Freund und Feind gleich wenig Schonung bewiesen. Die Vernachlässigung der

Felder, die Zerstörung der Saaten und die Vervielfältigung der Armeen, die über die ausgesogenen Länder dahinstürmten, hatten Hunger und Teuerung zur unausbleiblichen Folge, und in den letzten Jahren vollendete noch Misswachs das Elend. Die Anhäufung der Menschen in Lägern und Quartieren, Mangel auf der einen Seite und Völlerei auf der anderen brachten pestartige Seuchen hervor, die mehr als Schwert und Feuer die Länder verödeten. Alle Bande der Ordnung lösten in dieser langen Zerrüttung sich auf, die Achtung für Menschenrechte, die Furcht vor Gesetzen, die Reinheit der Sitten verlor sich, Treu und Glaube verfiel, indem die Stärke allein mit eisernem Zepter herrschte; üppig schossen unter dem Schirme der Anarchie und der Straßlosigkeit alle Laster auf, und die Menschen verwilderten mit den Ländern. Kein Stand war dem Mutwillen zu ehrwürdig, kein fremdes Eigentum der Not und Raubsucht heilig. Der Soldat (um das Elend jener Zeit in ein einziges Wort zu pressen), der Soldat herrschte, und dieser brutalste aller Despoten ließ seine eigenen Führer nicht selten seine Obermacht fühlen. Der Befehlshaber einer Armee war eine wichtigere Person in dem Lande, worin er sich sehen ließ, als der rechtmäßige Regent, der oft dahin gebracht war, sich vor ihm in seinen Schlössern zu verkriechen. Ganz Deutschland wimmelte von solch kleinen Tyrannen, und die Länder litten gleich hart von dem Feinde und ihren Verteidigern. Alle diese Wunden schmerzten umso mehr, wenn man sich erinnerte, dass es fremde Mächte waren, welche Deutschland ihrer Habsucht aufopferten und die Drangsale des Krieges vorsätzlich verlängerten, um ihre eigennützigen Zwecke zu erreichen. Damit Schweden sich bereichern und Eroberungen machen konnte, musste Deutschland unter der Geißel des Krieges bluten; damit Richelieu in Frankreich notwendig blieb, durfte die Fackel der Zwietracht im Deutschen Reiche nicht erlöschen...¹⁹

Kriegsmüdigkeit und Friedensverhandlungen

War es eine Erschöpfung aller am Krieg beteiligten Mächte, war es eine dumpfe Friedenssehnsucht, war es die Einsicht, der nicht mehr beherrschbaren Gewalt endlich Grenzen ziehen zu müssen, was die Mächtigen eines



Bild 10: Rathaus von Osnabrück. Der Türgriff erinnert daran, dass im Friedenssaal über den Westfälischen Frieden verhandelt wurde (Foto nach einem Stadtprospekt)



Sinnes werden ließ, endlich auf einen Friedensschluss hinzuwirken? Nach vereinzelt Bemühungen wie dem Frieden von Prag zwischen dem Kaiser und Sachsen aus dem Jahre 1635, wie dem Nürnberger Kurfürstentag von 1639 oder dem Regensburger Reichstag von 1640 setzte sich die Ansicht durch: Der Friedenskongress sollte von allen deutschen Ständen, mit Stimmrecht, beschickt werden und die Verbindung eines Reichstages mit einer Friedenskonferenz sein. Für den Ort dieses großen Treffens hatten Frankreich, Schweden und der Kaiser im Jahre 1641 nach endlosen Diskussionen über Formfragen die westfälischen Städte Münster und Osnabrück bestimmt, jene als Residenz der Katholiken, diese der Protestanten. Der Kongress sollte 1641 be-

ginnen. Aber der Streit über den Status der deutschen Fürsten und über viele andere weniger inhaltsschwere Differenzen schob den offiziellen Beginn der Verhandlungen bis 1643, den wirklichen bis zum Dezember 1644 hinaus.

Es waren 148 Gesandte, 111 Deutsche und 38 Nicht-Deutsche, in den Konferenzstädten anwesend. Mit Ausnahme von England, Russland und der Türkei fand sich das gesamte Europa in Münster und Osnabrück ein. Da die Kongressteilnehmer Gesandte, nicht führende Politiker waren, mussten sie ihren Regierungen vortragen, was immer sie zu entscheiden hatten – eine Methode, die unter anderem die vierjährige Dauer der Verhandlungen erklärt.

Der Krieg wurde durch die Friedensverhandlungen nicht unterbrochen. Militärische Operationen wurden weiter geführt, und der Vertreter einer Macht, die einen Schlachtsieg hatte erringen können, nahm am Verhandlungstisch jeweils eine hochmütigere, abweisendere Haltung ein. Wenn die Heere in den Winterquartieren lagen, gab es folglich die wesentlichsten Fortschritte in den Friedensgesprächen. „Die Friedensverhandlungen“, schrieb der französische Gesandtschafts-Geistliche, „erwärmen sich im Winter und

kühlen sich im Frühjahr ab. Die Unruhe hält in der Versammlung etwa bis Ende Februar an. Dann gehen wir wieder zu unserer gewöhnlichen Ruhe über, die Generale rücken ins Feld und nehmen die Sache in die Hand. So haben die Männer des Krieges und des Friedens abwechselnd ihre Beschäftigung, und niemand kann sich beklagen.“²⁰

Allein ein Jahr dauerte die allgemeine Feststellung des jeweiligen Kriegszwecks (subjecta belligerantia) der einzelnen Mächte. Man kam da auf vier gewaltige Gruppen: die Klagen der deutschen Stände, vornehmlich gegen den Kaiser, die Frage einer Amnestie, die Satisfaktion der Bundesgenossen der Stände, also Schwedens und Frankreichs, und die Entschädigung der Enteigneten.

Der Friedensvertrag

Endlich wurden nach vierjährigen Verhandlungen am 24. Oktober 1648 die letzten Vertragsdokumente unterzeichnet. Der Westfälische Friede hatte unter anderem zur Folge,

- dass die Niederländer und Eidgenossen förmlich aus dem Reichsverband ausschieden und selbständige Staaten bildeten;
- dass im Westen den Franzosen und im Norden den Schweden Gebiete abgetreten und noch Faustpfänder überlassen werden mussten;
- dass den deutschen Fürsten eine eigene Landeshoheit zugestanden wurde, die sie auch außerdeutschen Mächten gegenüber bündnisfähig machte;
- dass die pfälzische Frage gelöst wurde, indem die Rheinpfalz zusammen mit einer neu geschaffenen, achten Kur auf den Sohn des Winterkönigs Friedrich von der Pfalz übertragen wurde, der Herzog von Bayern aber im Besitz der pfälzischen Kurwürde und der Territorien der Oberpfalz blieb;
- dass der Konfessionsstreit unter den Deutschen förmlich beendet wurde, weil die Gleichberechtigung allen Konfessionen auf der Reichsebene zuerkannt, weil der konfessionelle Besitzstand vom so genannten Normaljahr 1624 wiederhergestellt und weil die Religionshoheit des Landesherrn („*Cuius est regio, eius est religionis dispositio*“) noch einmal ausdrücklich bestätigt wurde.

Für das Niederstift Münster brachten die Bestimmungen des Westfälischen Friedens keine außerordentlich schwer wiegenden Änderungen. Anders sah es im Hochstift Osnabrück aus, für das die Friedensbestimmungen eine eigene Verfassung vorsahen, weil die Konfessionsfrage für jedes Kirchspiel, bezogen auf das Normaljahr 1624, gesondert zu regeln war, weil alle Ämter des Fürstentums paritätisch zu besetzen waren und weil das Amt des Bischofs als Landesherr wechselte zwischen einem katholischen Bischof und einem evangelischen, der stets dem

Hause Braunschweig-Lüneburg anzugehören hatte.

Eine allgemeine Amnestie gab den Verträgen den versöhnlichen Charakter, und die Rede von „vertrauensvoller Nachbarschaft“ bzw. von einem „christlichen, allgemeinen, immer währenden Frieden“ in den Texten drückte die Hoffnung auf einen dauerhaften Frieden aus. Freilich war es noch ein langer Weg von der Unterzeichnung des Friedens bis zu seiner Ausführung.

Während der bedeutende Staatsrechtler Samuel von Pufendorf (1632–1694) das deutsche Reich nach dem Westfälischen Frieden für ein nicht mehr zu beschreibendes Monstrum hält, ungeschützt gegenüber den rechtlich abgesicherten Eingriffsmöglichkeiten der ausländischen Vertragspartner, vertritt der Dichter Christoph Martin Wieland 1791 in seiner Vorrede zu Schillers „Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs“ die Ansicht, „*dass die dermalige Organisation des gesamten deutschen Staatskörpers die beste ist, die ihm unter allen stattfindenden Umständen von jener berühmten Nationalversammlung zu Osnabrück gegeben werden konnte...*“²¹

Bedeutung des Westfälischen Friedens

Wichtiger als alle verfassungsgeschichtlichen Auswirkungen des Westfälischen Friedens dürfte für die Menschen des 17. Jh. in Deutschland das Abnehmen von Terror und Gewalt sowie die allmähliche Rückkehr von Recht und Ordnung gewesen sein. „*Bis heute gilt der Dreißigjährige Krieg als eine der schlimmsten Katastrophen der deutschen Geschichte.*“²² Ein Vergleich der vor diesem Krieg für die bäuerliche Bevölkerung unseres Raumes aufgestellten Schatzungs- und Steuerregister mit denen, die nach dem Krieg entstanden, erlaubt im Hinblick auf den Viehschatz schon die Aussage, dass vor der Kriegszeit ein großer Viehbestand vorhanden war, der dann in den Kriegswirren um 80–100 Prozent vermindert wurde.²³ Wenn der Viehbestand vor dem Krieg als Zeichen eines bescheidenen Wohlstandes ausgelegt werden darf, so enthalten die Kopfschatz-

register nach dem Dreißigjährigen Krieg zahlreiche Hinweise darauf, dass Leute arm und unvermögend oder Stellen wüst waren. Um den Kontributionsforderungen und Drangsalierungen zu entgehen, hatten nämlich viele Landbewohner Haus und Hof verlassen. Noch 1651 waren im Kirchspiel Ankum 32 Vollerbenhöfe, 3 Halberbenhöfe, 5 Erbkotten und 8 Markkotten verlassen, d.h. nicht bewohnt.²⁴ Familienforscher müssen oft feststellen, dass auf den alten Hofstellen unter dem alten Namen nach dem Dreißigjährigen Krieg andere Menschen, andere Familien lebten – eine von vielen Auswirkungen des Krieges. Der wütete in den einzelnen Teilen Deutschlands unterschiedlich hart und lang. Während zum Beispiel Schleswig-Holstein und das heutige Niedersachsen nur gering betroffen wurden, erreichten die Bevölkerungsverluste in den Durchzugsgebieten Sachsens, Frankens, Schwabens und der Rheinlande eine Quote von 50 Prozent und mehr.²⁵

„*Bis heute gilt der Dreißigjährige Krieg als eine der schlimmsten Katastrophen der deutschen Geschichte.*“²² Dieser Satz aus einem Buch zur deutschen Geschichte, viele noch umlaufende Erzählungen und nicht auszurottende Vorstellungen gestatten die Schlussfolgerung: Der Dreißigjährige Krieg war für die Deutschen eine seelische Erschütterung. Welche Nachwirkungen hatte dieses Trauma? Vielleicht gar die Zuflucht zu einer auf die Wirkung militärischer Machtmittel bauenden Politik? Ist dieses Trauma ein Grund für den preußisch-deutschen Militarismus?

Wer über die Auswirkungen des Dreißigjährigen Krieges und die des Westfälischen Friedens auf die Menschen des 17. Jh. nachgedacht hat, wird die Bitte nachempfinden können, die der im Brandenburgischen lebende evangelische Pastor Paul Gerhardt 1647 in der vierten Strophe eines seiner bekannten Kirchenlieder zum Ausdruck brachte:

*Er lasse seinen Frieden ruhn
auf unserm Volk und Land;*

*Er gebe Glück zu unserm
Tun und Heil zu allem Stand.*

Anmerkungen

- 1 vgl. Hermann Lübbling „Oldenburg - Historische Konturen“, Oldenburg 1971, S. 54
- 2 vgl. Dieter Zoller „Archäologische Untersuchungen in der St. Vitus-Kirche zu Altenoythe“ in JAHRBUCH FÜR DAS OLDENBURGER MÜNSTERLAND 1990, Vechta 1989, S. 160 ff.
- 3 vgl. Reinhard Karrenbrock „Aspekte einer Kunstlandschaft“ in WESTFALEN IN NIEDERSACHSEN, Cloppenburg 1993, S. 171
- 4 vgl. Georg Dehio „Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler - Bremen/Niedersachsen“, München/Berlin 1977, S. 324 f.
- 5 vgl. Walter Barton „Die Schlacht von Altenoythe und das Ende von Mansfelds Herrschaft in Ostfriesland als Medienereignisse ihrer Zeit“, Oldenburg 1991, S. 25
- 6 vgl. Golo Mann „Das Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges“ in „Weltgeschichte“, Bd. 7, hrsg. von Golo Mann und Alfred Heuß, Gütersloh 1979, S. 135 ff.
- 7 vgl. W. Neseemann „Die Kriegsleiden des Hasegaves und der benachbarten Gebiete während des dreißigjährigen Krieges“ in MITTHEILUNGEN DES VEREINS FÜR GESCHICHTE UND ALTERTHUMSKUNDE DES HASEGAUES, 8. Heft, 1899, S. 6, unveränderter Nachdruck, hrsg. Landkreis Osnabrück 1992
- 8 vgl. Hans Hochartz „Beiträge zur Geschichte Cloppenburgs - Berichte, Bilder und Briefe aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges“ in JAHRBUCH FÜR DAS OLDENBURGER MÜNSTERLAND 1985, Vechta 1984, S. 20 ff.
- 9 vgl. J.G. Hoche „Reise durch Osnabrück und Niedermünster in das Saterland, Ostfriesland und Grönigen“, Nachdruck der Ausgabe Bremen 1800, Leer 1977, S. 172 f.
- 10 vgl. Hermann Lübbling „Oldenburger Sagen“, Oldenburg 1968, S. 70 f.
- 11 vgl. Johann Wilhelm Schmitz-Hübsch „Die Schlacht von Altenoythe“ in JAHRBUCH FÜR DAS OLDENBURGER MÜNSTERLAND 1979, Vechta 1978, S. 27 ff.
- 12 vgl. Hans Hochartz „Beiträge zur Geschichte Cloppenburgs - Berichte, Bilder und Briefe aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges“ a.a.O., S. 20 und Gerd Dethlefs „Geschichte der Festung und Zitadelle Vechta“ in „Beiträge zur Geschichte der Stadt Vechta“, Bd. I, Vechta 1992, S. 276
- 13 vgl. Dr. Fritz Strahlmann „Das Niederstift Münster im ersten Jahrzehnt des Dreißigjährigen Krieges“ in VOLKSTUM UND LANDSCHAFT, 8. Folge 1939, Cloppenburg Dezember 1939, S. 127
- 14 vgl. Gerd Dethlefs „Geschichte der Festung und Zitadelle Vechta“ in „Beiträge zur Geschichte der Stadt Vechta“, Bd. I, Vechta 1992, S. 277
- 15 vgl. H. Bockhorst „Schwere Not im Münsterlande vor 300 Jahren“ in VOLKSTUM UND LANDSCHAFT, 2. Folge 1938, Cloppenburg März 1938, S. 30
- 16 vgl. Golo Mann „Das Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges“ in „Weltgeschichte“, Bd. 7, hrsg. von Golo Mann und Alfred Heuß, Gütersloh 1979, S. 211
- 17 zitiert bei Golo Mann „Das Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges“ in „Weltgeschichte“, Bd. 7, hrsg. von Golo Mann und Alfred Heuß, Gütersloh 1979, S. 212
- 18 vgl. Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen „Der abenteuerliche Simplicissimus“, Ottobrunn 1983, S. 10. ff.
- 19 vgl. Friedrich Schiller „Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs“, Zürich 1985, S. 481 ff.
- 19 zitiert bei Golo Mann „Das Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges“ in „Weltgeschichte“, Bd. 7, hrsg. von Golo Mann und Alfred Heuß, Gütersloh 1979, S. 222
- 21 vgl. Vorrede von Christoph Martin Wieland zu Friedrich Schiller „Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs“, Zürich 1985, S. 11 f.
- 22 zitiert nach Helmut M. Müller „Schlaglichter der deutschen Geschichte“, Mannheim 1987, S. 105
- 23 vgl. „Die Schwedenzeit im Münsterlande“ in VOLKSTUM UND LANDSCHAFT, 1. Folge 1936, Januar 1936, S. 13
- 24 vgl. W. Neseemann a.a.O., S. 12
- 25 vgl. Gerhard Schatt „Stadt und Land um die Mitte des 17. Jahrhunderts“ in „Deutsche Geschichte“, hrsg. von Heinrich Pleticha, Teil 7, Gütersloh 1983, S. 104 f.

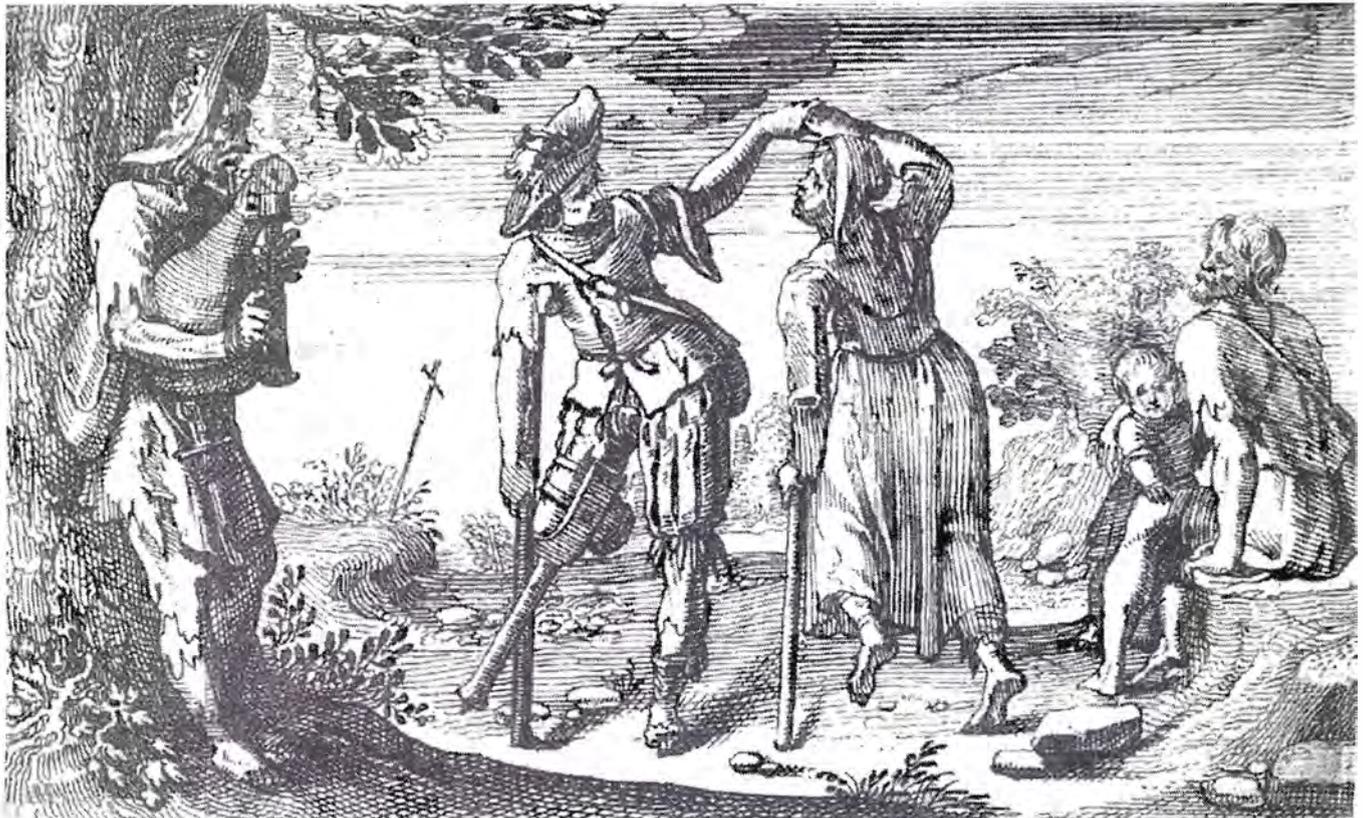


Bild 11: Aufspiel zu einem danse macabre: Rondo für zwei Kriegsversehrte und sechs Beine. Radierung von Rudolf Meyer, um 1630 (nach einem Ausstellungskatalog zum 30-jährigen Krieg)

WIE WAR DAS DAMALS

Turniere zur Ritterszeit beliebtes Waffenspiel

WOLFGANG ALTENDORF

Ritter in
Turnier-
Rüstung

Das Turnier soll im 11. Jahrhundert (so glaubt die Forschung) von Godefroy de Preully, einem französischen Ritter, erfunden worden sein, allerdings in einer Umgestaltung der in allen kriegerischen Völkern nachweisbaren „Waffenspielen“, folglich zur Übung im Wettbewerb. Sie waren eine Art Manöver, das stets viele Zuschauer anlockte. Während der „Buhurd“ Gelegenheit bot die Gewandtheit des Reiters vom Sattel aus zur Geltung zu bringen, in der „Tjost“ nur zwei Ritter als Gegner sich gegenüberstanden, die mit zumeist abgestumpften, hin und wieder auch tatsächlich scharfen Waffen gegeneinander kämpften (Todesfolgen waren zwar nicht häufig, kamen dabei doch hin und wieder vor), stellte das Turnier gewissermaßen spektakuläre Abbilder großer Reitereschlachten dar.

Vor Beginn eines solchen großen Turniers wurden die Scharen insofern geteilt, als sich gleich viele Reiter gegenüberstanden. Bereits am Tag vor den eigentlichen Kampfspielen hatten die Teilnehmer am Turnier in der Tjost und in der so genannten „Vespereide“ ihrer Kräfte zu messen.

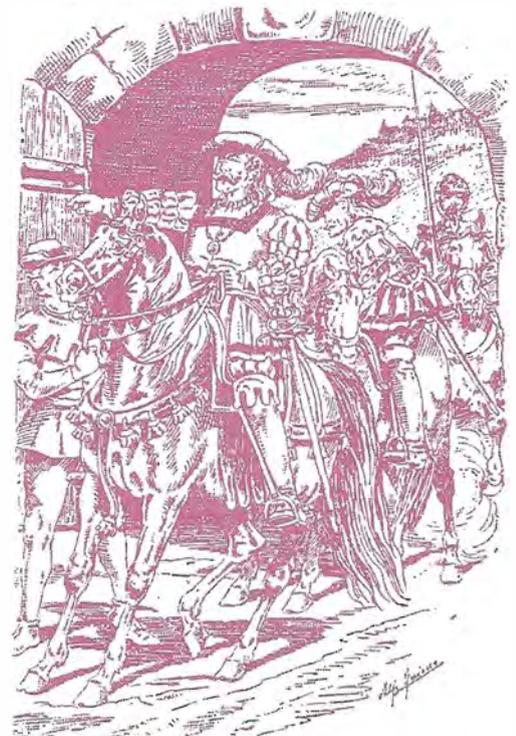
Das eigentlich Turnier begann mit einem Speerkampf, wobei jeder seinen Gegner durch einen geschickten Speerstoß gegen das Zentrum des Schildes (dem Kranz mit den vier Nägeln) aus dem Sattel zu

heben versuchte. Es folgte die „Schar gegen die Schar“ unter dem Kommando ihrer jeweiligen Befehlshabers. Waren die Speere „verstochen“, wurde der Kampf mit den Schwertern fortgesetzt, schließlich durch Ringen (Mann gegen Mann und ohne Waffen) endgültig entschieden.

Der Unterliegende hatte sich als „Gefangener“ seinem Gegner zu ergeben und trat als „Finance“ seinem Besieger sein Pferd als Beute ab, der es von seinen Knapen sogleich in Sicherheit bringen ließ. Weiterhin verlangte er vom besiegten Waffen und Harnisch und, wenn dies in den Bedingungen ausgemacht war, auch ein Lösegeld. So entwickelten sich diese Turniere zu einer Art Vabanquespiel. Man konnte ebenso alles verlieren, wie gewinnen. Und es existierten schon damals „Glücksritter“ (von daher dieser heute noch geläufige Ausdruck), die aus reiner Gewinnsucht von Turnier zu Turnier reisten, nicht selten höchst phantastisch gekleidet und von ihrer Kleidung her bereits bekannt, wenn nicht berühmt oder gefürchtet. Immer wieder kam es bei diesen Turnieren, der vielen Teilnehmer und der komplizierten Ausrichtungen wegen, zu Unfällen. Offenbar häuften sie sich in der weiteren ausufernden Entwicklung, so dass die Päpste Innocenz II., Eugen III., Alexander III. und Cölestin III. die Teilnahme an Turnieren – allerdings ohne jeden Erfolg – mit der Exkommunikation bedrohten.

Die Anwesenheit von Damen als Zuschauer bei diesen Turnieren war weniger häufig, als das zumeist geschildert oder dargestellt wird. Man glaubte sie dem „Spektakel“ nicht aussetzen zu dürfen. Der Grundgedanke, Rittern Gelegenheit zu geben, im Wettstreit sich zu schulen, neue Taktiken anzuwenden, kurz sie für den Ernstfall auszubilden, wurde niemals ganz aufgegeben.

Erst als die Spiele immer mehr im Charakter verrohten und (in der zweiten Hälfte des 13. Jh.) selbst die Raubsucht (Diebstähle, Einbrüche in die Zelte der Teilnehmer, gar den Mord) begünstigten, kam es zur Degeneration, die den Ablauf der Turniere stark gefährdeten. Im 14. Jh. jedoch regenerierten sie sich wieder. Sie wurden nun speziell vom hohen Adel (unter strikter Auswahl der Teilnehmer und des Publikums) veranstaltet. Im 15. Jh. verloren sie den Charakter des „Manövers“, beschränkten sich in der Regel auf Zweikämpfe, die durch die Erfindung von Pulver und Blei her notwendigen schwere Stahlrüstungen kaum noch Unfälle schwerer Art oder gar Todesfälle aufwiesen. Bei diesen Spielen war der „Neuadel“ ausgeschlossen. Es wurden strenge Voraussetzungen gefordert und durchgesetzt. Die Zugelassenen mussten – neben altem, nachgewiesenem Adel – über einen tadellosen Leumund verfügen. Kaiser Maximilian, beispielsweise, war ein großer Liebhaber der Turniere diese besonderen Art. Nach seinem Tod wurden sie seltener.

Einzug zum Turnier
in den Burghof

Als 1559 schließlich der französische König Heinrich I. auf einem dreitägigen Turnier selbst „in den Schranken“ erschien, hatte der Graf von Montgomery das Unglück dem König eine tödliche Verwundung durch einen Lanzenstoß ins rechte Auge beizubringen, durch den Heinrich – zu Entsetzen seiner Frau, Katharina von Medici – ums Leben kam. Dadurch gerieten die Kämpfe Mann gegen Mann wieder stark in Misskredit und erloschen alsbald. „Karussellreiten“, „Ringelrennen“, das „Stechen nach Quintanen“, wobei die Reiter ihre oft erstaunliche Geschicklichkeit zu entfalten vermochten, gaben Gelegenheit zur Prunk- und Prachtentfaltung, die August der Starke besonders schätzte. Aber auch nach seinem Tod fielen selbst diese Art der Spiele in Vergessenheit, allenfalls heute bei historischen Heimatfesten nachgeahmt.

Burg- oder Schloßhöfe waren beliebte Turnier-Plätze
(Zeichnungen von Federere, Anfang 19. Jh., Archiv Altendorf)



beitet“, von daher verfälscht. Schon früh war es verboten „Feindsender“ abzuhören. Wer dieses Verbot übertrat, konnte, besonders, wenn er darüber sprach, wegen „Wehrkraftzersetzung“ mit dem Tode bestraft werden. So blieb für den größten Teil der Bevölkerung der „Wehrmachtsbericht“ mit den „Sondermeldungen“, dazu der für die Fachpresse bestimmte „Zusammenfassende Bericht des OKW“ über abgeschlossene Kriegsereignisse, die einzige Informationsmöglichkeit. Auch an der Front selbst, vom Bataillonstab aufwärts (nur ab hier verfügte man über Empfangsgeräte) gaben Wehrmachtsbericht und Sondermeldung geschönte Berichte über das Kriegsgeschehen in anderen (als den eigenen) Abschnitten. Dort, wo eine solche Meldung den eigenen, gut bekannten Abschnitt betraf, ein Ereignis, das man selbst erlebte, war Empörung (oder bitteres Auflachen) über die Darstellung die Regel, damit verknüpft eine unerschwellige Distanzierung. Dennoch blieb der Wunsch „im Wehrmachtsbericht genannt“ zu werden allgemein. Die Reaktion danach in Briefen der Angehörigen, die Zuhause die Meldung gehört oder darüber gelesen hatten, wurde als angenehm empfunden. Ja, es gab (dabei nicht selten verlustreiche) Operationen – etwa Stoßtrupunternehmungen auf gegnerische Stützpunkte – die bewusst deshalb angesetzt wurden, damit der eigene Frontabschnitt im Wehrmachtsbericht endlich einmal Erwähnung fände. Hohe Tapferkeitserhungen (das Ritterkreuz in seinen Steigerungen bis hin zu „- mit Schwertern und Brillanten“ wurden in den Wehrmachtsberichten erwähnt. Niederlagen kamen stets nur kurz zur Sprache, meist strategisch oder taktisch begründet, von daher also von „faktischer Notwendigkeit“, was wiederum suggerierte, dass die Führung flexibel und gezielt handelnd, das Heft in der Hand behielt.

Es war der Hörfunk, der sich als Kriegspropaganda-Instrument mit seiner Möglichkeit hochaktueller Berichterstattung anbot, ergänzt durch die Presse und durch die „Wochenschauen“ im Vorprogramm der Kinos. Die Berichte verlängerten den Krieg. Sie entschieden jedoch nicht, wie vielleicht erhofft, seinen Ausgang. □

Wehrmachtsberichte und Sondermeldungen während des Krieges 1939-1945

WOLFGANG ALTENDORF

Die Rolle, die der „Wehrmachtsbericht“ und die „eingeschobenen Sondermeldungen“ über den Rundfunk im Zweiten Weltkrieg spielten, kann einmal nicht in ihrer Wirkung unterschätzt und sollte, zum anderen, nicht überschätzt werden. Sie wurden bewusst vom Reichspropagandaminister Dr. Josef Goebbels und von Hitler „zum Zwecke der Festigung der Kampfmoral in der Heimatfront“ eingesetzt. Speziell die „Sondermeldungen“ (»aus dem Führerhauptquartier« oder »vom Oberkommando der Wehrmacht«), über den Rundfunk vorher mehrfach angekündigt und schließlich effektiv eingeleitet mit den „Preludes“ von List, suchten die „Kriegsfreudigkeit“ durch sensationell aufgemachte Erfolge an den Kriegs-

schauplätzen „zu Lande, zu Wasser und in der Luft“, wenn nicht zu fördern, so doch zu erhalten.

Zu den über Sondermeldungen verkündeten Erfolgen zählten vorwiegend versenkte Bruttoregister-tonnen im Seekrieg mit England durch deutsche Unterseeboote. Allerdings vermochten sich die wenigsten Radiohörer unter einer Bruttoregister-tonne etwas Begriffliches vorzustellen; aber gerade dadurch wirkten diese Meldungen sachlich fundiert und unstreitig glaubwürdig.

Was bei diesen Erfolgsmeldungen in der Verantwortung des Oberkommandos der Wehrmacht lag, entsprach in den Fakten der Realität; sie wurden, besonders während des „Ostfeldzuges“ von Goebbels, aber auch von Hitler selbst, propagandistisch „aufgear-

KIRCHE IM KOMMUNISMUS

Der Generalvikar wurde am Karfreitag hingerichtet

Vor 75 Jahren begann in Moskau der offene Kampf gegen die katholische Kirche

RUDOLF GRULICH

Vor 75 Jahren, am 31. März, dem Karfreitag des Jahres 1923, liquidierte ein GPU-Mann im Moskauer Sokolniki-Gefängnis den 56-jährigen Prälaten und Generalvikar Konstantin Budkewicz durch Genickschuss. Das Vergehen des Angeklagten bestand darin, dass er Religionsunterricht erteilt hatte, was nach einem sowjetischen Dekret vom 21. Januar 1921 am Personen unter 21 Jahren verboten war, und dass er sich auch geweigert hatte, kirchliche Wertgegenstände wie Kelche, Monstranzen usw. an den Staat abzuliefern.

Mit dem Generalvikar stand auch sein Bischof Jan Cieplak vor Gericht, auch er wurde zum Tode verurteilt, aber gegen einen polnischen Kommunisten nach Warschau ausgetauscht. Mit diesem Prozess gegen den Bischof, den Generalvikar und weitere Priester der Erzdiözese Mohilev setzte die erste Etappe des Kampfes gegen die katholische Kirche in Russland ein. Damals wurden die alten Diözesen liquidiert und die Bischöfe vertrieben. In der zweiten Etappe gelang es Stalin, die von dem Geheimbischof Michel d'Herbigny geheim geweihte Hierarchie zu zerschlagen. Der dritte Abschnitt begann seit 1939 bzw. 1940, als mit Ostpolen und dem Baltikum bis dahin intakte katholische Gebiete und Diözesen erstmals unter sowjetische Herrschaft gerieten und dies 1944/45 ein zweites Mal erfolgte.

Wie entschlossen die Sowjets waren, zeigt ein Bericht der Moskauer „Prawda“ einen Tag nach der Hinrichtung von Budkewicz: „Warum eröffnet man keinen Prozess gegen den Papst von Rom? Der Prozess Cieplak hat bewiesen, dass die verantwortlichere Person in dem von gegenrevolutionären Priestern organisierten Widerstand gegen die Beschlagnahme des Kirchenbesitzes der Papst von Rom ist. Er sollte von einem Revolutionsgerichtshof abgeurteilt werden. Der

Prozess und das jüngst verkündete Urteil ... haben bewiesen ..., dass der katholische Klerus ein unbändiger Feind der Armen und der Regierung der Bauern und Arbeiter ist.“

Bei der Machtübernahme der Bolschewisten 1917 durch die Oktoberrevolution gab es im damaligen Russland eine Kirchenprovinz Mohilev, zu der neben der Erzdiözese Mohilev die Suffraganbistümer Wilna, Samogitien, Lutzk-Shitomir und die 1848 gegründete russlanddeutsche Diözese Tiraspol mit Sitz in Saratow an der Wolga gehörten. 1801 Priester betreuten in 1051 Pfarrkirchen, 258 Filialkirchen und 717 Kapellen fast fünf Millionen Katholiken. Sitz des Erzbistums Mohilev war die kaiserliche Hauptstadt St. Petersburg, das auch eine Kaiserliche Römisch-katholische Geistliche Akademie und das Priesterseminar beherbergte. Ein weiteres katholisches Priesterseminar gab es in Saratow an der Wolga für die Russlanddeutschen der Diözese Tiraspol. Am Vorabend des Ersten Weltkrieges studierten an der Geistlichen Akademie 68 Studenten aus zwölf Diözesen, das Priesterseminar zählte mit dem Vorbereitungskurs 160 Studenten. Daneben hatte die katholische Kirche in der Hauptstadt zwei Gymnasien und eine Distriktschule. Am Priesterseminar wurden neben den alten Sprachen auch Russisch, Deutsch, Französisch und Letgallisch gelehrt.

Die Diözesanstruktur Russlands

Die Diözesanstruktur Russlands war im 18. Jahrhundert entstanden. Nach der ersten polnischen Teilung ernannte Zarin Katharina die Große einen Bischof für Weißrussland, den sie 1782 zum Erzbischof von Mohilev machte. Nach der zweiten und dritten Teilung Polens kamen fünf lateinische Diözesen an Russland: Liv-

land, Samogitien, Wilna, Lutzk und Kamenetz. Die Kaiserin bestimmte damals die Grenzen der Diözese Livland neu und hob die anderen Diözesen ohne Zustimmung des Papstes auf. Stattdessen gründete sie zwei neue Diözesen. Ihr Sohn und Nachfolger Paul I. machte jedoch diesen Beschluss rückgängig und genehmigte im Russischen Reich sechs lateinische Diözesen: Das Erzbistum Mohilev und die Bistümer Wilna, Samogitien, Minsk, Lutzk und Kamenetz. Mohilev war damit die größte Diözese der Welt, da sie bis Alaska reichte. Unter den Zaren konnte der seit 1773 vom Papst aufgehobene Jesuitenorden in Russland weiterbestehen, was Papst Pius VII. 1801 auch genehmigte, ehe er den Orden 1815 wieder für die ganze Kirche zuließ. Für die Katholiken des Königreiches Polen gab es nach dem Wiener Kongress eine eigene Kirchenprovinz Warschau. Zar Nikolaus I. (1825/1855) ging von Beginn seiner Regierungszeit an nicht nur unversöhnlich gegen die Unierten vor, sondern schloss auch seit 1832 zahlreiche katholische Kirchen. 1839 verleibte er die unierte Kirche auf russischem Boden ganz in die orthodoxe Kirche ein und „legalisierte“ dies durch eine Synode in Polotzk. Trotzdem kam der Zar im Dezember 1845 nach Rom und besuchte zweimal Papst Gregor XVI. Nach dessen Tode 1846 gab es weitere Verhandlungen unter Pius IX. und es kam am 3. August 1847 zum Abschluss eines Konkordates. In diesem sicherte der Zar die Beibehaltung der Kirchenprovinz Mohilev mit den Bistümern Wilna, Samogitien, Minsk, Lutzk und Kamenetz zu sowie die Neugründung eines Bistums Cherson bzw. Tiraspol. Für die Seelsorge an den katholischen Armeniern wurde eine besondere Vereinbarung getroffen, außerdem der Weiterbestand der Kirchenprovinz Warschau mit ihren acht Diözesen garantiert.

Am Vorabend des Ersten Weltkrieges gab es in St. Petersburg 13 katholische Kirchen und acht Kapellen. Kathedrale Kirche war die Katharinenkirche auf dem Newski-Prospekt, außerhalb der Hauptstadt gab es in der Umgebung katholische Kirchen in Kronstadt, Jamburg, Zarskoje Selo und Oranienbaum. Das Dekanat Moskau zählte 33.000 Gläubige, davon 27.700 in Moskau, die übrigen in Nischni Novgorod, Rjasan und Twer. Dekanatssitze waren hinter dem Ural in Irkutsk, Tomsk und Omsk; Gemeinden gab es im asiatischen Teil auch in Nikolajevsk am Amur, in Harbin und Taschkent, im europäischen Russland in Archangelsk, Vladimir, Kasan, Kaluga, Tula, Ufa und vielen anderen Städten. Dies verdrängt heute das Moskauer Patriarchat, wenn es nach dem Ende der kommunistischen Herrschaft und der Wiedezulassung katholischer Strukturen in Russland dem Vatikan Aggression und Proselytenmacherei vorwirft.

Als erster katholischer Bischof wurde schon 1919 der Erzbischof von Mohilev, Eduard von Ropp, verhaftet und nach mehrmonatiger Haft ausgewiesen. Sein Nachfolger Johann Cieplak wurde 1922 verhaftet und im März 1923 zum Tode verurteilt. Er war angeklagt, er habe versucht, „eine konterrevolutionäre Organisation mit dem Ziel einer Revolte gegen die Gesetze und Verordnungen der Sowjetregierung“ zu gründen. Heute können wir anhand der KGB-Akten das Ausmaß der damaligen Verfolgung erahnen. I. Osipova hat dies in dem 1996 in Moskau erschienenen Buch „V jazbach svojich sokroj menja“ dokumentiert. Eine deutsche Ausgabe wird vorbereitet.

Um eine Seelsorge unter den veränderten Bedingungen des neuen Regimes zu gewährleisten, teilte Rom die Sowjetunion in neun neue kirchliche Sprengel auf, für die folgende Zahlen angegeben werden können:

1. Erzdiözese Mohilev mit 74 Priestern, 115 Kirchen, 250.000 Gläubigen
2. Diözese Kamenetz mit 48 Priestern, 100 Kirchen, 300.000 Gläubigen
3. Diözese Minsk mit 14 Priestern, 46 Kirchen, 150.000 Gläubigen

4. Diözese Shitomir mit 66 Priestern, 107 Kirchen, 350.000 Gläubigen
5. Diözese Tiraspol mit 100 Priestern, 90 Kirchen, 300.000 Gläubigen
6. Diözese Wladiwostok (vom 2. Februar 1923) mit 6 Priestern, 6 Kirchen, 20.000 Gläubigen
7. Apostolisches Vikariat Kaukasus-Krim mit 30 Priestern, 30 Kirchen, 70.000 Gläubigen
8. Apostolisches Vikariat Sibirien (1. Dezember 1921) mit 12 Priestern, 35 Kirchen, 75.000 Gläubigen
9. Apostolische Administratur für die Gläubigen des armenischen Ritus mit 47 Priestern, 45 Kirchen, 15 Kapellen, 66.618 Gläubigen.

Daneben zählte man zehn Priester (Ukrainer und Russen) des slawisch-byzantinischen Ritus für einige Tausend Gläubige dieses Ritus, an deren Spitze seit 1921 Exarch Feodorov stand. Bis 1925 wurden aber alle katholischen Bischöfe vertrieben oder ausgewiesen. Monsignore Slivovski von Wladiwostok floh nach China. Deshalb versuchte der Vatikan durch den Präsidenten der päpstlichen Kommission für Russland, den Jesuiten Michel d'Herbigny, 1926 eine Reorganisation der kirchlichen Verwaltung. Anstelle der alten Diözesen Mohilev und Tiraspol sollten folgende neue Bezirke geschaffen werden: Moskau, Leningrad, Mohilev-Minsk, Charkov, Kasan-Samara-Sibirsk, Odessa, Saratow, das Kaukasusgebiet und Georgien. Vier der dafür vorgesehenen Administratoren erhielten die Bischofsweihe im Geheimen durch d'Herbigny, der vom Nuntius in Berlin, Eugenio Pacelli, dem späteren Papst Pius XII., die Bischofsweihe erhalten hatte und dreimal in der Sowjetunion war. Der für Moskau geweihte Alexander Neveu war ein Franzose, der Jahrzehnte bei den Donkosaken als Seelsorger gewirkt hatte, Bischof Boleslas Sloskans für Mohilev-Minsk war Lette, sprach aber gut russisch und weißrussisch. Bischof Anton Malecki (für Leningrad) war Pole und Alexander Frison von Odessa entstammte einer russlanddeutschen Familie.

Die sowjetischen Behörden verhafteten aber bald drei dieser Bischöfe, von denen Malecki und Sloskans nach mehrjähriger Haft gegen in Polen und Lettland inhaftierte kommunistische Spione in ihre Heimatländer ausgetauscht wurden. Bischof Neveu lebte bis 1936 in Moskau, bis er krankheits halber nach Frankreich ging, von wo aus man ihm die Rückkehr nach Moskau verwehrte. Bischof Frison wurde nach langer Haft 1937 hingerichtet. Seitdem war die katholische Kirche Russlands ohne Hierarchie und begann der totale Kampf der sowjetischen Behörden gegen die Seelsorger in den Pfarreien. Bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges gab es viele Prozesse gegen Priester als „Spione und Geheimagenten ausländischer Mächte“.

Es begann damals die Zeit der Untergrund-Diaspora vor allem in den Zwangsarbeitslagern, von der Walter Kolarz feststellt: „In Sibirien und in der europäischen Arktis, besonders im Workutagebiet, improvisierten gefangene Priester Gottesdienste, hörten Beichte, taufte sogar eine Anzahl von Menschen und nahmen nicht-katholische Christen in die Kirche von Rom auf. Das Messopfer wurde an den unmöglichsten Stellen gefeiert, in Bergwerksstollen, in der Ecke einer Gefangenenbaracke, und sogar in Büros, die mit Gefangenen besetzt waren. Wer nicht selbst an den Gottesdiensten teilnehmen konnte, empfing die heilige Kommunion von den Mitgefangenen. Kelche und Altartücher waren äußerst primitiv, der Messwein wurde aus getrockneten Weintrauben hergestellt, wenn er nicht ins Lager geschmuggelt werden konnte, und die Hostien wurden aus Weizenmehl gebacken. Die Amnestien nach dem Tode Stalins, die den meisten gefangenen Katholiken die Freiheit brachten, beendeten dieses heroische Kapitel in der Geschichte der katholischen Kirche.“

Als Beispiel, wie sehr die katholische Kirche in der Sowjetunion äußerlich zugrunde gerichtet wurde, erwähnen wir Leningrad: Im alten St. Petersburg, das nach Lenins Tod in Leningrad umbenannt wurde, hatte es einen Erzbischof, ein Domkapitel, eine geistliche Akademie, ein Priestersemi-

nar und 13 katholische Kirchen gegeben. Völlig verschwunden waren seit 1923 außer Erzbischof, Domkapitel und Akademie die Kirche das hl. Kasimir und die Bonifatiuskirche. Die Katharinenkirche auf dem Nevski-Prospekt, die 1783 eingeweiht wurde, war seit 1922 geschlossen. Im Inneren befand sich bis vor kurzem ein Fahrradlager. Die liturgischen Geräte und die Messgewänder erhielt das Leningrader Schauspielhaus. Die Kirche Maria Himmelfahrt (Krasnoarmejskaja-Straße) wurde ein Studentenheim, das ehemalige Priesterseminar ein Institut der Metallarbeiter. Die St.-Stanislaus-Kirche (Pecatnikov-Str. 22) diente als Pelzlager. Von der St.-Marien-Kirche in der Arsenal'naja Nr. 8 ist heute nur noch eine bewachsene Wildnis zu sehen, da die Kirche 1925 ausbrannte und das Pfarrhaus und der Friedhof als Steinbruch benutzt wurden. Die Herz-Jesu-Kirche (Batjuskina Nr. 1) ist heute ein Wohnhaus. Übrig blieb nur die so genannte „französische“ Kirche Notre Dame de France (Kovenskij Pereulok 7). Die Kirche stammt aus dem Jahre 1880. Neben den 13 Kirchen (davon 8 Pfarrkirchen) gab es bis 1917 neun weitere katholische Kapellen und zwei katholische Schulen, die ebenfalls verstaatlicht wurden.

Die bischofslose Zeit dauerte bis 1989, als erstmals wieder im Zuge der Perestrojka mit Thaddäus Kondrusiewicz ein katholischer Bischof in Weißrussland ernannt werden durfte. Er ist heute Erzbischof in Moskau und für das europäische Russland zuständig, während seit 1991 in Sibirien Bischof Josef Werth von Novosibirsk aus die Katholiken zwischen dem Ural und Wladiwostok betreut.

Artikel 124 der Verfassung der alten UdSSR besagte: „Zum Zwecke der Gewährleistung der Gewissensfreiheit für die Bürger sind in der UdSSR die Kirche vom Staat und die Schule von der Kirche getrennt. Die Freiheit der Ausübung religiöser Kulthandlungen und die Freiheit antireligiöser Propaganda werden allen Bürgern zuerkannt.“ Hier lag während der Sowjet-herrschaft bereits Einseitigkeit und Diskriminierung vor: Beschränkung auf Kulthandlungen für die Gläubigen, aber Möglichkeit der Propaganda für Atheisten. Die er-

ste sowjetische Verfassung von 1918 hatte auch den Gläubigen noch die Möglichkeit von „religiöser Propaganda“ gewährt. Aber die Verordnung über die religiösen Vereinigungen vom 8. April 1929 schränkte die Tätigkeit der Kirchen ein und unterstellte sie total der Kontrolle des Staates. Das tat noch mehr die Satzung des Sowjets für Religiöse Angelegenheiten beim Ministerrat der UdSSR. Der Bevollmächtigte des Sowjets für Religiöse Angelegenheiten beim Ministerrat der UdSSR hatte das Recht:

- „a) die Tätigkeit der lokalen religiösen Organisationen zu kontrollieren,
- b) von den lokalen sowjetischen Amtsstellen Unterlagen betreffend die Religion entgegenzunehmen,
- c) den republikanischen und örtlichen sowjetischen Amtsstellen Erläuterungen zur Anwendung der Kultgesetzgebung zu geben,
- d) vor den zuständigen republikanischen und lokalen Amtsstellen die Frage betreffend die Eröffnung von Verfahren disziplinarischer, administrativer und strafrechtlicher Art gegen Personen, die die Kultgesetzgebung verlegt haben, aufzuwerfen.“

Nach einer Instruktion über die Anwendung der Kultgesetzgebung durften die Gläubigen als religiöse Vereinigung nur:

- „a) religiöse Riten verrichten, Gebets- und andere Versammlungen abhalten, die mit der Kultverrichtung verbunden sind;
- b) Kultdiener oder andere Personen, die für die Kultbedürfnisse sorgen, in den Dienst stellen oder wählen;
- c) ein Gebetsgebäude oder anderes Kultvermögen benutzen;
- d) freiwillige Opfergaben der Gläubigen in den Gebetsräumen für Zwecke sammeln, die mit dem Unterhalt der Kultdiener, des Kultgebäudes oder des anderen Kultvermögens sowie der Exekutivorgane der religiösen Vereinigungen verbunden sind.“

Religionsunterricht für Jugendliche unter 18 Jahren war verboten.

Märtyrer in der Sowjetunion

Neben Generalvikar Budkevicz gibt es auf dem Gebiet der Sowjetunion eine ganze Reihe von Blutzugehen und Märtyrern verschiedener Volksgruppen: Polen und Litauer, aber auch russische Konvertiten, Deutsche, Armenier und Georgier, die zunächst zur Diözese Tiraspol gehörten, dann aber 1917 kirchlich selbständig wurden und mit ihren jungen, aber bald wieder von der Roten Armee unterworfenen Republiken Freiheit erhofften. Jede seelsorgliche Tätigkeit war seit 1923 erschwert, aber dennoch gab es noch Priester, bis seit 1937 mit Stalins Säuberungen auch Massenhinrichtungen einsetzten. Damals starb Bischof Alexander Frison, der aus der Siedlung Baden im Gebiet Odessa stammte und am Seminar in Saratow studiert hatte. Er hatte 1902 in Rom das Doktorat der Philosophie und 1904 der Theologie erlangt, war Professor in Saratow und nach Verlegung des Seminars nach Odessa auch Rektor. 1926 geheim zum Bischof geweiht, wurde er mehrfach verhaftet, aber wieder freigelassen, bis er 1937 die Todesstrafe erhielt. Wie er wurden auch andere russlanddeutsche Priester hingerichtet: Georg Baier, Adam Bellendir, Adam Wagner, Peter Weigel, Michael Wolf oder Alexander Dornhof. Andere starben im Lager am Eismeer oder hinter dem Ural. Von vielen sind die Todesursachen und Todesdaten unbekannt geblieben.

Priester des armenisch-katholischen Ritus war Ter-Arsen Ter-Karapetian aus Eriwan, der auf die Solowki-Inseln verbannt war und 1937 in Leningrad erschossen wurde. Sein Mitbruder Stjepan Erojan, der Pfarrer in Tiflis gewesen war, ehe er nach Solowki deportiert wurde, erlitt das gleiche Schicksal. Der georgische Priester Schio Batmanischwili hatte vor der Oktoberrevolution in Rom studiert und war Priester der georgisch-katholischen Pfarrei in Konstantinopel. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde er Administrator der Katholiken in Georgien. Seit 1927 in verschiedene Straflager deportiert, wurde er 1937 hingerichtet. Nachfolger in Tiflis, Steppan Demurow, wurde 1938 erschossen. Besonders

groß ist die Zahl der russischen Märtyrer, die zur katholischen Kirche konvertiert und zum Teil Priester geworden waren oder als orthodoxe Priester katholisch wurden. Igor Akulow, 1897 in St. Petersburg geboren, war als Priestertermönch 1922 katholisch geworden und war 1923 erstmals verhaftet, einen Monat später aber freigelassen worden. 1924 kam er erneut in Haft und erhielt nun fünf Jahre Zuchthaus; die Strafe verbüßte er in Irkutsk und Nasimovsk. Nach der Entlassung kehrte er nach Leningrad zurück und wurde 1937 wieder verhaftet und am 27. August erschossen. Iwan Deibner, aus einer adligen Familie geboren, war 1899 katholisch geworden. Vom ukrainischen Metropolitan Scheptitzki zum Priester geweiht, betreute er die Katharinenkirche in Petersburg. Auch er erlitt seit 1923 Haft und Lager und

wurde 1936 ermordet. Wladimir Klöpfer aus Livland war 1910 zum orthodoxen Priester geweiht worden. Wegen seiner „Sympathie für den Katholizismus“ verbannte ihn die orthodoxe Kirche 1913 zur Buße in das Kiewer Höhlenkloster. 1926 trat er zum Katholizismus über. Er wurde zweimal inhaftiert und starb 1936 im Kerker in Odesa. Andronik Rudenko, Sebastian Sabudzinski, Leonid Titow, Nikolai Tolstoi sind Namen weiterer Märtyrer, die orthodox waren, aber als Katholiken den Tod erlitten. Groß ist auch die Zahl russischer Frauen, die in die katholische Kirche eintraten und Nonnen wurden: Anna Abrikossowa war die Frau von Wladimir Abrikossow und wurde mit ihm katholisch. Sie wurde 1913 Nonne und seit 1922 Äbtissin einer katholischen Frauengemeinschaft in Moskau. Auch sie wurde 1923 verhaftet und in

verschiedenen Gefängnissen untergebracht. Sie starb 1936 im Butyrka-Zuchthaus in Jaroslawl. Katholische Nonnen wurden auch die Konvertitinnen Alexandra Balaschowa, Jekatarina Baschkowa oder Nina Wassileni-Poharskaja, die in Prozessen verurteilt wurden, Kerkerhaft verbüßten und deren späteres Schicksal aber aus den KGB-Akten nicht ersichtlich ist. Allein im Buch von I. Osipova tauchen unter den Märtyrern mehr als 50 Frauennamen auf, die meisten von ihnen sind Konvertitinnen.

Bis zum Jahre 2000 will der Vatikan ein aktualisiertes Martyrologium erstellen, ein neues Verzeichnis der für die Kirche als Glaubenszeugen umgekommenen Männer und Frauen. Das Gebiet Russlands und der GUS wird darin einen großen Raum beanspruchen. □

**KURZ
BERICHTET**

Die katholischen Gemeinden in Kirgistan leiden unter den Exodus

Über die Zahl seiner Gläubigen hat er nur Schätzungen. Auf zweihundert beziffert Pater Alexander Kahn vorsichtig seine Gemeinde in Kirgistan. Der sportliche Jesuit ist erster katholischer Oberhirte in dieser ehemaligen Sowjetrepublik und mit 35 Jahren einer der jüngsten Kirchenführer überhaupt. Allerdings umfasst seine „Mission“ – der Vatikan hat in Kirgistan erst diese Vorstufe einer Diözese eingerichtet – bislang praktisch nur eine einzige Gemeinde samt Kirche in der Hauptstadt Bischkek.

Viele Rußland-Deutsche, ursprünglich fünf Prozent der 4,5 Millionen Einwohner Kirgistans, sind in den letzten Jahren ausgewandert, berichtet Kahn in tadellosem Deutsch. Vielleicht auch deshalb nennt der Vatikan in seiner letzten Statistik noch eine Zahl von 26.000 Katholiken. Aber „auch die wenigen Deutschen, die geblieben sind, wollen weg“, klagt der Jesuit. Dabei weiß der im benachbarten Kasachstan geborene Missions-Chef nicht einmal, wo überall es noch katholische Familien gibt. Immer wieder tauchen Nachrichten von verstreuten Gläubigen auf. Die Katholiken polnischer Abstammung waren in seiner bereits 1969 staatlich anerkannten und registrierten Gemeinde bislang wenig integriert; sie galt als „deutsche Kirche“. Aber jetzt feiere er seine Gottesdienste auf Russisch, zumal auch die verbliebenen Deutschen ihrer Muttersprache kaum noch mächtig seien, sagt Kahn.

Die Seelsorgearbeit des Paters spielt sich bislang weitgehend in der Hauptstadt Bischkek ab. Zweimal im Monat fährt Kahn mit seinem Pfarrhelfer ins dreißig Kilometer entfernte Kant, wo es ebenfalls noch viele Katholiken gibt. Sorge macht sich Kirgistans Oberhirte auch um ein „Religionsgesetz“ im russischen Stil. Von einem ähnlichen Projekt spreche man jetzt auch in seinem Land. Die Behörden hätten bereits zu verstehen gegeben, dass die alte, sowjetische Registration von 1969 nicht gültig sei. (Johannes Schidelko, KNA, nach: DT 16.05.98)

Sibiriens katholische Kirche konnte sich registrieren

Die katholische Kirche in Sibirien hat sich endlich amtlich registrieren lassen können. „Dies ist ein wichtiger Schritt für uns“, sagte der Apostolische Administrator von Nowosibirsk, Bischof Joseph Werth, am 26. November 1998 der US-amerikanischen katholischen Nachrichtenagentur CNS. Noch im Oktober hatte Werth, der seit kurzem auch Präsident des russischen Caritasverbandes ist, das vor rund einem Jahr in Kraft getretene Religionsgesetz seines Landes im litauischen Kaunas kritisiert. Zugleich hatte er den Westen dazu aufgerufen, Russland „nicht im Stich zu lassen“, sondern seinen Einfluss geltend zu machen, damit die Arbeit der Kirche in seinem Land auf eine sichere Grundlage gestellt werden könne.

Nach der nun erfolgten Registrierung könne die katholische

Fortsetzung von Seite 46

Kirche einfacher als bisher eine Einreiseerlaubnis für ausländische Priester und Ordensleute erwirken. Auch hoffe man, auf lange Sicht das Problem des Kircheneigentums lösen zu können, meinte der Bischof. Ende 1997 hatte der russische Präsident Boris Jelzin trotz internationaler Proteste ein neues Religionsgesetz unterzeichnet, in dem nur die russisch-orthodoxe Kirche, das Judentum, der Buddhismus und

der Islam als „traditionelle Religionen“ anerkannt werden. Die katholische Kirche hatte scharf gegen diese Diskriminierung protestiert. Im vergangenen Sommer wurde es der katholischen Kirche im europäischen Teil Russlands erlaubt, sich zu registrieren. Örtliche Verwaltungen, wie etwa in Sibirien, benutzten die Bestimmungen nach Kircheninformationen jedoch, um den Katholiken Schwierigkeiten zu machen. Nach dem Gesetz müssen die Religionsgemeinschaften bis Ende 1999 registriert sein. (KNA)

Kein Kommunismus ohne Terror!

Das Schwarzbuch des Kommunismus

ECKHARD STUFF

Während der vorstehende Beitrag von RUDOLF GRULICH den Terror kommunistischer Gewaltherrschaft gegenüber der katholischen Kirche in der Sowjetunion betrachtet, dokumentieren die Autoren des „Schwarzbuch des Kommunismus“ die im Sowjetimperium verübten systematischen Verbrechen, Unterdrückungs- und Tattaten vom ersten Tag bis zum Zusammenbruch

Der Zusammenbruch des Kommunismus hatte auch die westeuropäische Linke auf dem falschen Fuß erwischt. Ja, es bedurfte wirklich dieses Umbruches in Europa, um bei vielen eine Neubewertung kommunistischer Herrschaft auszulösen. Das ist eigentlich erstaunlich vor dem Hintergrund sowjetischer Geschichte mit dem Massenmörder Stalin. Absurd wird es aber, wenn man sich vor Augen hält, dass die politischen Experimente Maos zwischen 1959 und 1961 dreißig Millionen Chinesen verhungern ließen und ausgerechnet dieser Mann wenige Jahre später zu einer Ikone der westlichen Studentenbewegung wurde.

Das „Schwarzbuch des Kommunismus“ räumt auf mit jedem Romantizismus, der bezüglich kommunistischer Herrschaft bestanden haben mag. Und zwar gründlich. Dabei sind gelegentlich Qualitätsdifferenzen, vor allem aber Temperamentsunterschiede der Autoren spürbar. Sie analysieren die Geschichte des Kommunismus in der Sowjetunion, in Europa, in Asien und der Dritten Welt. Die französische Originalausgabe



war und ist ein Riesenerfolg. Der deutschen Ausgabe (warum nur ihr?) wurde ein von Erhart Neubert und Joachim Gauck geschriebenes Kapitel über die Aufbereitung des Sozialismus in der DDR hinzugefügt. Auch bei uns ist das Buch seit Wochen in den Bestsellerlisten.

Die zentrale These des Buches, die Stéphane Courtois, Forschungsdirektor am französischen CNRS (Centre national de la recherche scientifique) – mit dem die Mehrzahl der Autoren verbunden ist – im Eingangskapitel aufstellt, wird anschließend vielfach bestätigt: „Die internen Archive des Unterdrückungsapparats der Sowjetunion, der ehemaligen Volksdemokratien und Kambodschas bringen eine erschreckende Realität ans Licht – die Passivität und den systematischen Charakter des Terrors, der in vielen Fällen bis zum Verbrechen gegen die Menschlichkeit ging ... Der Totalitarismus hat eine nationalsozialistische, aber auch eine leninistisch/stalinistische Version. Es ist nicht länger akzeptabel, eine halbseitig gelähmte Geschichte zu schreiben, ohne Berücksichtigung der kommunistischen Variante. Auch kann man sich nicht länger auf eine Position zurückziehen, die die Geschichte des Kommunismus auf seine nationalen, sozialen und kulturellen Aspekte reduziert, zumal die Verwicklung in den Totalitarismus sich nicht auf Europa und die sowjetische Episode beschränkt. Sie betrifft ebenso das maoistische China, Nordkorea, das Kambodscha Pol Pots.“ Also kurz: kein Kommunismus ohne Gewalt und Terror. In der Neubewertung des Kommunismus wird dieses Buch eine wichtige Rolle spielen.

Stéphane Courtois, Nicolas Werth, Jean-Louis Panné, Andrzej Paczkowski, Karel Bartosek, Jean-Louis Margolin: „Schwarzbuch des Kommunismus“ Unterdrückung, Verbrechen und Terror. Piper Verlag, München 1998, 987 S., 77 s/w-Abb. und 6 Karten. ISBN 3-492-04053-5.

Nationalsozialismus – KOMMUNISMUS

Der Nationalsozialismus gehört zu den grauvollsten Fehlentwicklungen menschlichen Geistes und hatte unser Volk teils infiziert, teils korrumpiert, teils aber auch einfach mitgerissen. Versteckte Widerstände gab es oft, offene dagegen zwangsläufig weniger. Die NS-Herrschaft dauerte zwölf Jahre und endete für uns Deutsche in einer großen Katastrophe. Die Hauptschuldigen wurden erkannt und abgeurteilt (Nürnberg), eine Reinigung durch die Entnazifizierung der Alliierten, war teilweise streng und gut, stand aber auch vor einem bisher nicht bekannten Phänomen. Die späteren deutschen Spruchkammern – durchweg mit erwiesenen Antinazis besetzt – taten ihr Bestes. Dennoch sind Schuldige durch die Maschen der Justiz und auch der Überprüfungen geschlüpft. Sie hatten Zugriff zu Geld, konnten alle Verbindungen ausnutzen oder Wissen um Interna gut „verkaufen“. So genannte „Persilscheine“ waren gefragt und sind auch – oft unwissend – erteilt worden. Und manch einer hat unter dem drohenden Zusammenbruch noch schnell eine „gute Tat“ vollbracht. Die geistige Auseinandersetzung mit dem NS-Regime ist leider oftmals zu kurz gekommen. Das lag aber auch daran, dass NS-Literatur nach dem Ende verboten war. Zudem gab es keinen „Gesprächspartner“, da alle Leidende waren. Es war einfach nicht möglich, ehemalige Gauleiter zur Rede zu stellen. In der Not der Nachkriegsjahre dachte man daran auch zu wenig. Und danach begann der Aufbau mit einer völlig anderen Interessenlage.

Der Versuch, in der Bundeswehr mit Hilfe der Inneren Führung, durch politischen Unterricht Bewusstsein zu schaffen, hatte nur begrenzten Erfolg, weil sie nicht „Schule der Nation“ war und auch nicht sein konnte. In den Schulen wurde die Aufarbeitung der politischen Geschichte vielfach ausgespart. Aber es gab die staatliche Wiedergutmachung durch die verschiedenen Regierungen seit der Gründung der Bundesrepublik Deutschland (Adenauer: Abkom-

men mit Israel, Brandt: Kniefall in Warschau etc.). Die Aufarbeitung der Geschichte ist aber immer ein schwieriges Thema. So hat auch Frankreich die französische Revolution und die Unrechtskriege Napoleons nicht in der Weise aufgearbeitet, wie man das heute verlangt. Damit wird ein Problem sichtbar, späteren Generationen fehlt oft die Vorstellung, wie es zu der damaligen Zeit aussah. Es gab Zeiten, da wurde die Vertreibung (z.B. aus religiösen Gründen), der Verkauf von Landeskindern, die Führung von Angriffskriegen (z.B. Friedrich II. von Preußen gegen Österreich um Schlesien) als erlaubte Fortsetzung der Politik angesehen.

Wenn nun heute so massiv und einseitig auf NS-Unrecht hingewiesen wird, dann muss allerdings auch darauf verwiesen werden, dass die Fehlentwicklungen und menschenverachtenden Praktiken des Kommunismus noch nicht im Ansatz diskutiert sind. Wenn in diesen Tagen ein Herr Krenz nicht erkennen will, dass der Staat, der von einigen seiner Bürger sportliche Höchstleistungen durch gesundheitsschädigende Verabreichung von Dopingmittel erzwingen will, unrecht tut, dann ist das nur ein Symptom für fehlendes Unrechtsbewusstsein.

Inzwischen werden Archive zugänglich und dabei muss man erkennen, dass der Kommunismus die gleichen menschenverachtenden Züge trug wie die NS-Ideologie. Liest man z.B. die Biographie „Stalin“ von Dimitri Wolkogonow, lange Zeit Professor und Generaloberst an der Militärschule „Lenin“ und heute Leiter des Institutes für Militärgeschichte in der UdSSR, so wird deutlich, dass „Stalins Amoralität und Menschenverachtung“ nicht zu über treffen waren.

Oftmals wird vorgebracht, dass der Kommunismus unter Lenin menschliche Züge gehabt habe. Nimmt man jedoch die Quellen zur Hand, dann muss man feststellen, dass bereits 1920, also noch zu Lebzeiten Lenins, Stalin Gefangene ohne Gerichtsverfahren erschießen ließ. (Stalin, S. 89).

Der Vorsitzende des Revolutionären Kriegsrates Trotzki, wusste (Bericht 12. Mai 1920) davon, dass Deserteure ohne Gerichtsverfahren zu erschießen seien – gemäß Befehl der 14. Armee.

Nach Lenins Tod und Stalins Aufstieg, verschärfte sich die Situation und es „regnete“ Verurteilungen meist mit Todesfolge (ebd. S. 379). Damals waren besonders „Saboteure“ die Opfer, allein in der Schwerindustrie 585 Menschen (Bericht v. 1. März 1937). Ungezählt sind die Verbannten, die in der Weite Sibiriens „verschwanden“ und im Archipel Gulag zugrunde gingen. Die Zahl dieser Opfer geht – außer Kriegsverlusten – allein zwischen 1929 und 1953 auf mehr als 20 Millionen Menschen. (vgl. ebd. S. 706). Die Zahl der gefallenen Soldaten ist wegen der brutalen Führungsmethoden auf 10 Millionen zu beziffern (S. 683) und die Gesamtzahl der Toten um 25 Millionen.

Rechnet man dann die Menschenopfer des Russischen Volkes von 1917 bis 1929 mit ebenfalls 10-15 Millionen, dann hat der Kommunismus – ohne Kriegsverluste – für sein Ziel, den neuen Menschen zu schaffen, zwischen 30 und 40 Millionen zu Tode gebracht. Die Verheerungen, die er in den Seelen der Überlebenden angerichtet hat, kann man kaum abschätzen.

Die Hintergründe sind erst dann zu erforschen, wenn auch in Moskau alle Archive geöffnet werden.

Nicht zu vergessen ist auch die Zahl der Menschen in Deutschland, die nach dem Krieg ohne Urteil zu Tode gebracht wurden. Nicht zuletzt muss auch der Kriegsgefangenen gedacht werden, die oftmals nach „Scheinprozessen“, vielfach aber durch unnötige Grausamkeiten umgebracht wurden.

Wenn man diese Tatsachen überdenkt, dann ist es hoch an der Zeit, die Geschichte des Kommunismus als menschenfeindliche Ideologie aufzuarbeiten. Manchem, auch heute noch Phrasendreschenden Alt-Linken, müsste die Schamröte ins Gesicht steigen, zumal, wenn er sich dann noch als Richter über andere blutige Ideologen aufspielen will. (H.F.)

WEHRMACHTSAUSSTELLUNG

HELMUT FETTWEIS

Diese Ausstellung zeigt mit brutaler Offenheit, dass es neben dem Sterben an der Front oder in der Heimat auch den Tod im Hinterland der Fronten gegeben hat. Es wird deutlich: Krieg darf nicht sein. Es muss alles getan werden, um Kriege zu verhindern oder rechtzeitig im Keim zu ersticken.

Diese Ausstellung aber verwechselt Ursache und Wirkung. Sie lässt jede Einbettung in Zeit und Situation der Wehrmacht vermissen. Durch plakative Überschriften und schlammige Ermittlung bringt sie sich um den Ruf der wissenschaftlichen Aufarbeitung und damit der ernsthaften Auseinandersetzung mit dem Problem. So sind die Autoren selbst schuld, dass diese Darstellung von manchen Besuchern in die Nähe früher geübter kommunistischer Desinformation gerückt wird: „Man nehme einige Wahrheiten, reichere sie durch Halbwahrheit und nebulöse Schilderung an und verseehe das Ganze mit provokanten Überschriften gegen gewisse Zielgruppen.“ Unverständlich ist auch, dass Exponate, die als wissenschaftlich falsch erwiesen sind, nicht aus der Ausstellung entfernt wurden. Damit disqualifizieren sich die Aussteller selbst.

Fest steht, dass bei einer Armee mit rund 17 Millionen Männern Verbrechen geschehen sind (In NRW wurden 1995 bei etwa gleicher Bevölkerungszahl – Männer und Frauen – 742 Morde und 2.152 schwere Gewaltstraftaten registriert). Man muss aber unterscheiden zwischen Verbrechen Einzelner: z.B. der Soldat, der einem Bauern die Kuh oder das Schwein raubt und evtl. den sich wehrenden erschießt. Dann gibt es Verbrechen, die von Vorgesetzten angeordnet wurden, z.B. bei leichten Übergriffen ein Haus zu sprengen. Und letztlich gibt es jene Verbrechen, die von „Oben“ – einschließlich „Führer“ – angeordnet und dann auch in klarer Erkenntnis des verbrecherischen Charakters des Befehls ausgeführt wurden. Diese Unterscheidung fehlt in der Ausstellung völlig.

Nicht zu beschönigen ist, dass Hitler den Krieg gegen Polen willentlich begonnen hat. Die Soldaten aber hatten das Bewusstsein, dass nach den „ungeheuerlichen Provokationen der polnischen Seite“ –

Verweigerung der Verhandlung über einen Korridor nach Ostpreußen und Überfall auf den Sender Gleiwitz – eine bewaffnete Abwehr notwendig war. Die wahren Hintergründe habe ich z.B. erst 1945 durch amerikanische Informationen erfahren.

Ebenso ist zu bedenken, dass damals im Bewusstsein der Menschen, der Krieg ein letztes Mittel der Politik war. Genfer Abkommen, Haager Landkriegsordnung und Völkerbund gaben die rechtlichen Richtlinien. Dass diese Richtlinien nicht ausreichend waren, ist eine Erkenntnis nach 1945 – mit einer Ausnahme: Papst Pius XII. warnte damals – bereits 1939 – vor jeder Art von Krieg! Aber wer hörte auf ihn? Die Friedens-„Kämpfer“ in Deutschland und im europäischen Ausland waren eine verschwindende Minderheit, die aufgrund des Grauens des ersten Weltkrieges agierten.

Unbekannt bleibt auch, dass der Soldat der Reichswehr wie der Wehrmacht kein Wahlrecht hatte. Die Beauftragung Hitlers wurde also ausschließlich durch Zivilisten vollzogen, die seinen „Friedensbeteuerungen“ glaubten. Nicht erwähnt wird, dass die Wehrmacht nur kampfkraftig wurde durch die technisch brillante Leistung der Ingenieure und durch hohe Arbeitsausbildung und -moral der deutschen Arbeiter. Nicht vergessen werden darf auch die enorme Arbeitsleistung aller Gast- und Fremdarbeiter. Sie haben weder gestreikt noch (in größerem Ausmaß) sabotiert. Wollte man das – gemäß der Überschrift dieser Ausstellung – noch weiterführen, das ganze deutsche Volk der damaligen Zeit wäre eine Verbrecherbande gewesen. Die fehlende Differenzierung ist eine wesentliche Schwäche dieser Ausstellung (Prof. Dr. Jacobsen).

Schwerwiegend aber ist, dass nicht gesagt wird, dass bereits Karl Marx um 1849 die Theorie einer revolutionären Kriegsführung aufstellte (Partisanen, Brigadier Dixon und Dr. Heilbrunn, S.U.). Die sozialistische Gruppe nahm diese schnell auf. 1917 wurde diese Kampfführung zur Doktrin „der Verteidigung der sozialistischen Sowjetunion“ propagiert. Diese Form des Kampfes wurde von den deutschen Heeresführern, aber auch den militärischen Strategen in der westlichen Welt nicht zur Kenntnis genommen. Daher hatte die Wehrmacht kein Konzept zur Bekämpfung der Partisanen. Man überließ – viel-

leicht gar nicht ungerne – die Aufgabe der SS, dem SD und gewissen Polizeikräften. Nicht zuletzt aus den o.a. Gründen trat die UdSSR auch dem internationalen Genfer Abkommen nicht bei.

Der Generalleutnant der Roten Armee Ponomarenko hat in seinem Buch „Behind the Front“ 1945 ausführlich dargestellt, dass sich die Partisanen aus überzeugten Sozialisten zusammensetzten, die teils in deutschen Uniformen aller Waffengattungen, aber auch in Zivil und in slowakischen sowie polnischen Uniformen die Schwachstellen bei den rückwärtigen Diensten angriffen und sich nachher wieder in harmlose Zivilisten verwandelten.

Man muss sich klar sein, und Stalin kalkulierte die Verluste ein, dass, wenn das zivile Volk in den Krieg hineingezogen wird, auch Verluste von Unschuldigen nicht ausbleiben.

Die Ausstellung erwähnt auch nicht, dass die Rote Armee zwischen 1939 und 1940 zwei Angriffskriege führte – Polen und Finnland – und drei brutale Besetzungen – Estland, Lettland, Litauen – durchführte. Die Unschuld des reinen Sozialismus ist so nicht durchzuhalten. Bedenkt man zudem die Erschießung der über 4.000 polnischen Offizieren in der Gefangenschaft (Katyn), die Verschleppung und Vernichtung der polnischen Intelligenz aus den von Russen besetzten 51% des polnischen Staatsgebietes (1939), dann wird erst ein umfassendes Bild der Kriegssituation deutlich.

All das verschweigt (bewusst?) diese Ausstellung. Die Autoren qualifizieren sich dadurch selbst ab. Es ist aber schon ein Vergehen an der Jugend, Schüler in diese Ausstellung ohne eine ausreichende Information zu schicken. Man stempelt – auch wenn das Gegenteil beteuert wird – eine ganze Generation zu Verbrechern, obwohl man weiß, dass sie, da in der überwiegenden Zahl gezwungen, keinen Ausweg aus diesem Dilemma hatten und auch persönlich nicht schuldig geworden sind. Alle anderen Kriegsgegner der Wehrmacht bestätigen ihr und den Soldaten ein tapferes und faires Handeln. Dass dann noch der heldenhafte Widerstand von Politikern, Generalen, Obersten und niederer Dienstgrade keine Erwähnung findet, ist nicht zu verstehen, sondern Methode.

Man sollte dieses Machwerk nicht beachten, sondern sich an die historischen Quellen halten. □

Traditionspflege auf polnisch: Das General-Sikorski Institut in London

JOACHIM GEORG GÖRLICH

Das Andenken nicht nur an den bekannten Oberbefehlshaber der polnischen Streitkräfte im Westen und Exilpremier, General Wladyslaw Sikorski, bewahrt 55 Jahre nach dessen spektakulärem Flugzeugabsturz über Gibraltar, das „Polish General Sikorski Institute and Museum“ in Londons Nobel-City in der Princes Gate 20. Nach der „Wende“ in Polen trifft man dort zunehmend als Besucher und Hospitanten polnische Offiziere, Geschichtsstudenten und Reisegruppen aus dem Mutterland an. Auch Polens Botschafter an der Themse schaut jetzt von Zeit zu Zeit hinein.

Die Einrichtung gibt Auskunft nicht nur über die polnischen Streitkräfte im Westen sowie die Heimatarmee des polnischen Kriegs-Untergrundes, sondern auch über die Exilregierungen. Alljährlich erscheint eine anspruchsvolle Broschüre, die ebenso exakte Auskunft über die Tätigkeit dieser Institution gibt. Obwohl es in Polen wieder eine freie Armee gibt, wird das Institut seinen Sitz an der Themse beibehalten.

Das Archiv des Instituts und Museums ist eine wahre Fundgrube nicht nur polnischer Militärgeschichte. Im Museum trifft man interessante Exponate an: Angefangen von den diversen Fahnen und Standarten der polnischen Vorkriegsregimenter bis zu Chiffrier- und Dechiffriermaschinen, mit der schon seit 1932 die polnische militärische Abwehr die Funksprüche der deutschen Konkurrenz dechiffrierte, und die dann auch während des II. Weltkrieges Anwendung bei den westlichen Alliierten fand. Der Einrichtung ist eine „Historische Kommission der polnischen Streitkräfte“ (im Westen und im Untergrund) sowie ein „Studium des Untergrund-Polens“ angegliedert.

Außerdem führt das Sikorski-Institut eine weitgefächerte kulturelle und wissenschaftliche Tätig-

keit: Angefangen von Kammerkonzerten bis z.B. zu Tagungen des „Verbandes Polnischer Ärzte“, der „The Chopin Society“, der „Polnischen Historischen Gesellschaft in Großbritannien“, der Vorsitzenden der „Regimentskreise“, der 1. Panzerdivision bis zur 5. Ostland-Infanteriedivision usw.

Hinzu kommt, dass das General-Sikorski-Institut mehrere –

Sikorski, Wladyslaw, polnischer Politiker,
* 20.05.1891 Tuszow Narodowy, † 04.07.1943 durch Flugzeugunfall bei Gibraltar; im Ersten Weltkrieg Verfechter einer austro-poln. Lösung, 1921/22 Generalstabschef, Jan./Mai 1923 Ministerpräsident, 1923/25 Kriegsminister, 1928/39 in Opposition zur Regierung; 1939/43 Ministerpräsident und Befehlshaber der polnischen Verbände im Exil. Seine Regierung wurde im April 1943 von der UdSSR als Verhandlungspartner abgelehnt.

nicht nur militärhistorische – Arbeiten herausgab, wie z.B. über das weibliche Kriegsgefangenenlager für AK-Soldatinnen in Oberlangen, den Septemberfeldzug 1939, über die polnische Fallschirmjägerbrigade und deren Einsatz in Arnheim, über „Die polnischen Offiziere in Ostafrika in den Jahren 1941–1943 über die Geschichte der polnischen Fallschirmjäger, die Internierung der 2. Schützendivision in der Schweiz

in den Jahren 1940–1941, über die Fliegerabwehr im Vorkriegspolen sowie über nahezu alle Waffengattungen mit Ausnahme der Kriegsmarine.

Das Institut hat viele Sponsoren, neuerdings auch im Mutterland und veröffentlicht auch jährlich eine „Goldene Liste der Wohltäter“, in vielen Testamenten wird das Londoner Institut bedacht.

Das Museum weist zudem ein reiches Fotoarchiv, ein Filmarchiv, ein Tonarchiv und eine Abteilung Bildende Kunst auf, mit einem Verzeichnis von Kunstmalern aus dem Bereich der nationalen Streitkräfte und Militaria-Gemälden.

Übrigens: In der regierungsnahen Warschauer Tageszeitung „Rzeczpospolita“ (Die Republik) kommt der bekannte polnische Militärhistoriker, Zbigniew L. Stanczyk, seines Zeiches Nachlassverwalter der polnischen Londoner Exilregierungen und Mitarbeiter des Hoover Institutes an der Stanford University in Kalifornien, zur Feststellung, dass keinesfalls die Briten Sikorski umkommen ließen. Wenn überhaupt, dann gehe eher ein Attentat auf das Konto des nationalpolnischen Offizierskorps. In ihm hatten Sikorski's Feinde aus dem Pilsudski-Lager das absolute Sagen. Als der Flugzeugabsturz bekannt wurde, so Stanczyk abschließend, knallten in der Londoner Zentrale der „Abteilung II 2“ die Sektkorken. □

KURZ BERICHTET

Konvention für ein Verbot von Anti-Personen-Minen

Die Konvention für ein Verbot von Anti-Personen-Minen tritt im März 1999 in Kraft, nachdem Burkina Faso das Abkommen als 40. Staat im September ratifiziert hatte. Die Konvention wurde bisher von 131 Regierungen unterzeichnet und von 55 ratifiziert.

Nach dem Inkrafttreten des Anti-Minen-Abkommens haben die einzelnen Länder vier Jahre Zeit, um ihre Bestände zu vernichten. Für die *Minenräumung stehen den Ländern zehn Jahre zur Verfügung*. Die Konvention verbietet die Anwendung, Herstellung, Weitergabe und Lagerung von Anti-Personen-Minen. Die USA, Russland, China und Indien sind dem internationalen Vertragswerk bisher nicht beigetreten. Personenminen kosten zurzeit noch über 20.000 Personen pro Jahr das Leben oder verstümmeln die Opfer.

UND SCHON GESCHICHTE – DIE EHEMALIGE DDR:

Ein Staat war pleite und niemand merkte es!

Als 1990 das Volk in der ehemaligen DDR die roten Machthaber zur Vereinigung mit der Bundesrepublik zwang, da wusste niemand, welche Last auf das gesamte deutsche Volk zukam. Es erscheint heute kaum verständlich, dass weder Geheimdienste noch Presse davon berichtet haben, wie der wahre Zustand der DDR war. Kein Wort wurde über die Umweltschäden, die schlechte Verkehrsbedingungen, die überalterte Maschinen und die horrenden Fehlinvestitionen in Prestigeobjekte berichtet. Im Gegenteil, alte von der kommunistischen Führung hochgespielte Erfolge, wurden auch hier als bare Münze verkauft. Eine Desinformation wie sie besser auch ein Goebbels – unseligen Angedenkens – nicht hätte machen können.

Nun erfährt man, dass Krenz und Modrow, die Nachfolger Honneckers – bei aller ideologischen Blindheit – besser Bescheid wussten. Am 30. Oktober 1989, wurde der SED-Staatsführung eine relativ ungeschminkte Analyse vorgelegt. Sie war so katastrophal, dass sie ins Geheimarchiv verbannt wurde, wo man sie nach 1991 vorfand. Die damalige DDR war mit 50 Milliarden Westmark weltweit verschuldet. Aber im Inland bestand eine Verschuldung von 200 Milliarden Ostmark, nach dem damaligen Wechselkurs eine Summe von (1: 10) 20 Milliarden DM. Hinzu kommt ein Kaufkraftüberhang – Unterdeckung von Verbrauchsgütern und Dienstleistungen – von 6 Milliarden Ostmark. Nimmt man hinzu, daß es Renten- und Versicherungsfonds nach unserer Version nicht gab, muss man auch die Versicherungsleistungen, so sie fällig werden, hinzurechnen. Die Situation in der Substanz sah jedoch noch verheerender aus. Das Kanalisationsnetz der Städte stammte vielfach noch aus Kaisers Zeiten, war also seit 70 Jahren nicht erneuert, sondern nur geflickt worden. Das Nachrichtenetz war desolat, der Maschinenpark vielfach kaum jünger als 25 Jahre. 50% der Wohnungen

waren sanierungsbedürftig und mit ihnen ebenso Schulen und öffentliche Einrichtungen. Wege und Straßen – außerhalb der Vorzeigeobjekte – waren ruinös, Eisenbahn und Autobahn zu großen Teilen reparaturbedürftig. Hinzu kam eine ungeheure Verschwendung der Arbeitskraft der arbeitswilligen und -fähigen Menschen. Damit wurde ein Teil der Fehler im Maschinenpark abgefangen. Zugleich aber wurden damit auch die Produkte nicht mehr weltmarktfähig. Zählt man dann noch die überbesetzten Verwaltungen, die Übergröße der Volksarmee, die überflüssigen Funktionäre in Partei und Spitzeldienst hinzu, erkennt man die negative Bilanz deutlich.

Die Bevölkerung wusste um diesen desolaten Zustand nicht Bescheid, denn ihr fehlten, außer im Westfernsehen – so man konnte –, die Vergleichsmaßstäbe. Kein Wunder also, dass man versuchte, durch äußeren Schein – prachtvolle Aufmärsche und Paraden sowie sportliche Leistungen – Eindruck zu schinden.

Man muss den damaligen Amtsinhabern in der Bundesrepublik Deutschland – sowohl auf Bundes- als auch auf Länder- und Städteebene – den Vorwurf machen, dass man nicht genauer gefragt, besser nachgeforscht und auch – das gilt der Presse – intensiver recherchiert hat.

Man hätte sich manche euphorische Zukunftsvision verkneifen und mehr an den Realitäten orientieren können. Hätte man damals einen Zehn-Jahresplan verkündet, dann wären die Wünsche der Menschen und ihre Erwartungen nicht so hochgeschraubt worden. Es hätte an den Tatsachen nichts geändert, aber die innere Einstellung wäre eine andere gewesen.

Manch einer hätte sein Ersparthes – nun 1:1 umgetauscht –, dann doch nicht in einen neuen Wagen oder in eine erträumte Fernreise investiert, sondern zurückgehalten für eine mögliche Arbeitslosigkeit. Vielleicht hätte man auch bei der Neuinvestition in Industrieobjekte vorsichtiger verfahren können. Nicht nur der modernste Roboterbetrieb ist immer das Richtige, zuweilen geht es auch mit einer Zwischenstufe, die mehr Arbeitskräfte behält.

Nun ist man nachher immer klüger. Schließlich gab es für den Umstieg von einer totalen Planwirtschaft zu einer sozialen Wirtschaft noch keine Muster oder Erfahrungen.

Wichtig ist, dass man die Fehler erkennt, sie offen bekennt und die Menschen wahrheitsgetreu unterrichtet – sowohl die Empfänger als auch die Geber.

Aber ebenso notwendig ist, dass sich Politiker, Wirtschaftler, Gewerkschaftler und auch Kirchen an einen Tisch setzen und gemeinsam nach einer Lösung suchen. Mit unseren heutigen Computern ist es möglich, eine Menge von Gedankenmodellen durchzurechnen und einigermaßen verlässliche Daten für gute Lösungen zu erarbeiten. Nötig ist dazu, dass man Ideen hat und den Geist nicht durch ideologische Bretter abschottet. Wollen wir hoffen, dass es in unserem Volk – in Ost und West – noch Ideenträger gibt und, dass man bereit ist, auf sie zu hören. (H.F.)



Ehrengabe der Nationalen Volksarmee mit dem Staatswappen der DDR aus Meißner Porzellan, Ø 8 cm, umlaufender Schriftzug „FÜR DEN SCHUTZ DER ARBEITER-UND-BAUERN MACHT“

Glaube und Werte

ERZBISCHOF JOHANNES DYBA

Im Verlauf des langen Wahlkampfes wurden von vielen Seiten her alarmierende Defizite in unserer Gesellschaft aufgedeckt und angeklagt. Enorme Defizite nicht nur in den öffentlichen Kassen bis hin zu den Renten- und Versorgungsfonds, die uns eine sorgenfreie Zukunft ermöglichen sollten, sondern auch im sittlichen und sozialen Verhalten der Menschen, die diese Gesellschaft bilden. Steigende Kriminalität und Unsicherheit in den Städten, Orientierungslosigkeit und Hoffnungslosigkeit schon bei vielen Heranwachsenden, steigende Zahlen bei Scheidungen und Scheidungswaisen, gesteigerte Ansprüche allenthalben mit einer Kostenexplosion im Gesundheits- und Sozialhilfwesen, so als wären wir tatsächlich ein Volk von armen, kranken Invaliden und demgegenüber eine stetig fallende Geburtenrate.

Wer immer die Ursachen dieser Fehlentwicklung untersucht, kommt zu der Entdeckung, dass uns die Werte abhanden gekommen sind, deren Verwirklichung früher dafür gesorgt hat, dass die Gesellschaft sich normal und frei entwickeln konnte – unter anderem dafür, dass unser Volk sich aus der bitteren Nachkriegszeit in Wohlstand und Würde erheben konnte. Vom Bundespräsidenten bis zum letzten Sonntagsredner alles schreit plötzlich bieder nach „Werten“.

Aber wo sollen die denn herkommen? Sie wachsen ja nicht auf der grünen Wiese politischer Phantasien. Die Werte, die unsere christlich-abendländische Gesellschaft intakt gehalten haben, sind ja doch Früchte des Glaubens und der entsprechenden Erziehung – früher hießen sie übrigens noch Tugenden. Wenn der Glaube schwindet, schwinden natürlich auch die sittlichen Haltungen, die

in diesem Glauben begründet waren, letztlich in der Überzeugung einer persönlichen Verantwortung vor Gott: Treue, Wahrhaftigkeit, Ehrlichkeit, Nächstenliebe, Opferbereitschaft, Selbstbeherrschung und Reinheit der Gedanken sind ja keine Haltungen, die dem Menschen von selbst zufallen, sondern sie müssen von Generation zu Generation weitergegeben werden durch Wort und Beispiel.

Wir aber haben diese Werte seit vielen Jahren vernachlässigt, um einen heidnischen Hedonismus (*Genuss-Sucht*) zu genießen, der menschliche Bindungen auflöst und letztlich im Individualismus, im Egoismus und im Zusammenbruch des sozialen Solidarsystems endet.

Wenn wir heute nach Werten rufen, fordern wir da nicht die Erfüllung von Idealen ein, für deren Erkenntnis und Akzeptanz wir sträflich wenig getan haben? Mit welchem Recht wollen wir Treue und Ehrlichkeit verlangen, wenn wir die Medien die Menschen in eine Unterhaltungswelt locken lassen, deren Spannungselemente zu über 90 Prozent aus Untreue, Unzucht und Brutalität bestehen und die Tugenden, deren wir so dringend bedürfen, durch zynische Quotenfänger und halbseidene Animierdamen im Fernsehen Tag und Nacht lächerlich machen lassen? Wie können wir die Erfüllung notwendiger Pflichten erwarten, wenn wir zu diesen Pflichten nicht erziehen? Schon Wilhelm Busch wusste: „Tugend will ermuntert sein, Bosheit kann man von allein.“

Wenn man als Mann der Kirche in dieser Richtung mahnt, wird man schnell als autoritärer Moralapostel gebrandmarkt. Aber wir müssen uns doch endlich einmal ernsthaft fragen, ob der Verzicht auf Autorität mit all seinen sozialen Konsequenzen in Zukunft überhaupt noch bezahlbar ist, ob die moderne Entmachtung der Er-



zieher in Familie, Schule und Kirche uns den erhofften Zielen näher gebracht hat. Wenn wir die kommende Generation nicht mehr zum Glauben und seinen Gurten führen, sondern nur zum heute so beliebten Markt der Möglichkeiten – der ja, wie wir aus Erfahrung wissen, so leicht in den Markt der Unmöglichkeiten umschlägt – wenn wir die Anstrengung scheuen, durch eigenes Vorbild unseren Glauben weiterzugeben, lassen wir da die kommende Generation im Grunde nicht allein? Wer heute allein lässt, wird morgen allein gelassen. Allein lassen und allein gelassen werden ist aber das Gegenteil von der Gemeinschaft, die wir brauchen, um leben zu können.

Das ist die Herausforderung der Stunde: Wir müssen erneut klar werden lassen, dass wir auf einem gemeinsamen Fundament bleiben müssen, in einem Grundkonsens und in einer Verpflichtung auf Werte, die nicht in abänderbarem Recht, sondern im Naturrecht, ja in der Schöpfungsordnung Gottes selbst verankert ist. Dabei sind wir nicht Nachhut der Vergangenheit, sondern Vorhut der Zukunft. Denn wenn wir den Dingen auf den Grund gehen, zeigt sich, dass gerade die uralten christlichen Regeln von Selbstbeherrschung, von Zucht und Maß die Verhaltensweisen sind, mit denen wir auch heute und in Zukunft bestehen können. □

Wieder lernen, Sauerteig der Gesellschaft zu sein

Entweder ist die Kirche missionarisch, oder sie ist angepasst – Gedanken zum Salz der Erde, das schal geworden ist

THEODOR HERR

Wesensbestimmung der Kirche ist es, Salz der Erde und Licht der Welt zu sein. Jesus hat den Auftrag und die Sendung seiner Jünger unmissverständlich und unwiderruflich definiert: „Ihr seid das Salz der Erde. Wenn das Salz seinen Geschmack verliert (schal wird), womit kann man es wieder salzig machen? Es taugt zu nichts mehr; es wird weggeworfen und von den Leuten zertreten“ (Mt 5,13). Das heißt: Wenn die Kirche diesem Auftrag nicht mehr gerecht wird, verliert sie ihre biblische Legitimation und damit ihre Existenzberechtigung. Wieweit wird die Kirche von heute diesem Auftrag noch gerecht?

Es ist nicht Aufgabe der Kirche, sich der öffentlichen Meinung anzupassen und den gesellschaftlichen Trends hinterherzulaufen, sondern den Menschen das Licht des Evangeliums vorzutragen: „Ihr seid das Licht der Welt. Eine Stadt, die auf dem Berge liegt, kann nicht verborgen bleiben. Man zündet auch nicht ein Licht an und stülpt ein Gefäß darüber, sondern man stellt es auf den Leuchter; dann leuchtet es allen im Haus. So soll euer Licht vor den Menschen leuchten, damit sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen“ (Mt 5, 14-16). Das Leben der Christen soll exemplarische Bedeutung für die Welt haben. Das setzt jedoch voraus, dass sich die Kirche in ihrer gesellschaftlichen Verkündigung und konkreten Lebensweise, wo es nötig ist, deutlich von nivellierenden Tendenzen der gesellschaftlichen Entwicklung absetzt und ein klares Kontrastprogramm dagegensetzt. Eine aufgeweichte christliche Moral wird dem Anspruch, Salz der Erde und Licht der Welt zu sein, keinesfalls gerecht. Wer möchte behaupten, dass vom derzeitigen Erscheinungsbild der Kirche eine werdende oder gar zeichenhafte Wirkung ausgeht?

Ein gesellschaftlicher Umbruch

Der Christ muss sich, heute wie zu allen Zeiten, entscheiden, welchen Weg er gehen will (Mt 7,13-14), den schmalen Weg des Evangeliums, der durch das enge Tor zum Reiche Gottes führt, oder den breiten und bequemen Weg der Anpassung an die säkulare Welt, der nach den Worten Jesu durch das breite Tor ins Verderben führt. Verführerisch weit steht dieses Tor heute für alle offen, welche die Konfrontation mit den öffentlichen Meinungsführern scheuen. Die Auseinandersetzung mit den Zeittrends und der Widerstand gegen eine nivellierende Pluralisierung des gesellschaftlichen Ethos engt die kirchlichen Spielräume ein. Das Evangelium stellt uns unausweichlich vor die Alternative: Anpassung oder Widerstand.

Und noch etwas sollten wir in diesem Zusammenhang nicht übersehen, die Warnung Jesu vor den falschen Propheten (Mt 7,15-23), die man bekanntlich nur an ihren Früchten erkennen kann. Vieles, was wir in der Kirche vor kurzem noch als wegweisend in die Zukunft begrüßt haben, hat sich inzwischen schon als Irrweg beziehungsweise als Umweg erwiesen. Nicht alles, was in der öffentlichen Meinung innerhalb und außerhalb der Kirche hell glänzt, ist wirklich erhellend und wegweisend. Es ist nicht immer leicht, das Licht des Evangeliums von den Irrlichtern der Zeit zu unterscheiden.

An der Schwelle zum dritten Jahrtausend befindet sich die Menschheitsgeschichte in einer Epoche rasanter Veränderungen und tief gehender Umbrüche. Der technische Fortschritt hat sich in den letzten Jahrzehnten in geradezu atemberaubender Weise beschleunigt. Durch die neuen Informations-, Kommunikations- und Verkehrstechnologien ist eine Entwicklung eingeleitet worden, de-

ren Konsequenzen wir heute vielleicht erahnen können, die aber im Einzelnen noch nicht abzusehen sind. Die tiefgreifenden Veränderungen, welche die Menschheit zurzeit erlebt, können durchaus mit den revolutionären Umbrüchen verglichen werden, welche das heraufziehende Industriezeitalter begleitet haben.

Aufgabe der Kirche ist es, wie das Zweite Vatikanische Konzil erklärt, den Menschen das Licht des Evangeliums zu bringen und ihnen jene Heilskräfte zu vermitteln, die sie von ihrem Gründer empfangen hat (GS 2). Um diesen Auftrag zu erfüllen, muss sie die Zeichen der Zeit erforschen und sie im Licht des Evangeliums deuten, umso Antworten auf die Fragen der Zeit geben zu können (GS 4).

So ist die mit der ganzen Menschheit gemeinsam durch die Zeit pilgernde Kirche nach den Worten des Konzils „*gewissermaßen der Sauerteig und die Seele der in Christus zu erneuernden und in die Familie Gottes umzugestaltenden menschlichen Gesellschaft*“ (GS 40).

Hier jedoch stellt sich die Frage, ob die Kirche, so wie sie sich uns derzeitig darstellt, diese sich selbst zugeschriebene Aufgabe effektiv wahrnehmen kann. Die Konzilsväter konnten nicht ahnen, wie sehr sie mit der Feststellung, dass die Kirche mit der ganzen Menschheit den Weg durch die Zeit geht und mit ihr das gleiche Schicksal teilt, Recht hatten. Dass die Kirche sich zurzeit, zusammen mit der Gesellschaft, in einer tiefen Krise befindet, wird wohl von niemandem bestritten. Theologische Heilpraktiker und pastorale Krisenmanager, welche sich redlich mühen, dem schwer kranken Patienten Wege aus seiner prekären Lage zu weisen, gibt es mehr als genug. Wir werden zurzeit mit derartigen Expertisen geradezu überschüttet. Doch hat bislang noch niemand das Ei des Kolumbus gefunden. Das mag nicht zu-

letzt daran liegen, dass auch die Kirche keine sicheren Prognosen für die zukünftige gesellschaftliche Entwicklung stellen kann.

Doch wie soll die Kirche den Menschen das Licht des Evangeliums bringen, wenn sie sich ihrer Botschaft selbst nicht mehr sicher ist, wenn sie selbst diese Botschaft nicht mehr überzeugend lebt? Wie kann sie als Sauerteig inmitten der heutigen Gesellschaft wirken, wenn ihr Salz längst schal und ihr Licht trüb geworden ist? Sie gleicht doch heute eher dem Blinden, der Blinde führen will, als dem Sauerteig, der das ganze Gesellschaftsleben durchsäuert. Zu fragen ist, ob die Kirche nicht vielleicht ein gutes Stück an ihrer derzeitigen Misere selbst Schuld ist, weil sie sowohl innerkirchlich als auch gesellschaftspolitisch den allgemeinen Trends nachgegeben hat beziehungsweise bestimmten Entwicklungen, namentlich auch in der Kirche selbst, nicht entschieden genug widersprochen hat? Haben wir das *Aggiornamento*, zu dem Johannes XXIII. die Kirche seinerzeit aufgerufen hat, nicht vielleicht zu euphorisch im Hinblick auf die sich abzeichnenden gesellschaftlichen Entwicklungen verstanden? Haben wir nicht allzu oft der Anpassung das Wort geredet, wo eigentlich Widerstand am Platz gewesen wäre?

Dass die Abtreibung ein Tötungsdelikt ist, also eine verwerfliche und strafbare Handlung, war bis in unsere Zeit weder in der Kirche noch in der Gesellschaft umstritten. Abtreibungen hat es immer und überall in der Welt gegeben, solange Menschen auf diesem Planeten leben. Die so genannten „Engelmacherinnen“, Frauen, die sich diesem „Geschäft“ quasi berufsmäßig gewidmet haben, sind aus der Kulturgeschichte Europas und anderer Kontinente nicht wegzudenken. Und doch gibt es einen gravierenden, ja substantiellen Unterschied zur heutigen Situation. Frühere Zeiten waren sich des Unrechtscharakters einer derartigen Praxis, auch dort, wo sie stillschweigend von der Gesellschaft toleriert wurde, in vollem Umfang bewusst. Es ist unserer Zeit vorbehalten geblieben, die Abtreibung weitgehend zu legalisieren und moralisch zu legitimieren.

Testfall Schwangerenberatung

Die Regelungen sind in den einzelnen Ländern unterschiedlich. Gemeinsam ist ihnen, dass in der heutigen Gesellschaft das Unrechtsbewusstsein für dieses Tötungsdelikt weitgehend geschwunden ist. Und das Bestürzende daran ist, dass offensichtlich weithin das Gespür verloren gegangen ist, dass es sich hier wie übrigens auch bei der Euthanasie um einen Angriff auf das menschliche Leben schlechthin handelt. Der Mensch maßt sich – ohne schwer wiegende moralische Bedenken – das Recht an, über Tod und Leben selbstherrlich zu entscheiden. Und das fünfzig Jahre nach den schrecklichen Erfahrungen mit dem Nationalsozialismus und seiner Ideologie vom lebensunwerten Leben.

Es hat gewiss hinreichende und honorige Gründe für die kirchlichen Gremien gegeben, trotz schwerer Bedenken gegen die Neuregelung des Paragraphen 218 in der Schwangerenberatung zu bleiben, umso noch Schlimmeres zu verhindern. Ihnen geht es darum, in Not geratenen schwangeren Frauen zu helfen und nach besten Kräften möglichst viel Abtreibungen zu verhindern. Andererseits kann man sich nur schwer der Argumentation des Papstes verschließen. Es geht auch um die Glaubwürdigkeit der Kirche und des christlichen Zeugnisses. Die deutschen Bischöfe und die beteiligten Gremien haben sich nicht durchringen können, bei ihrem Nein zu dem neuen Gesetz, das nach ihrer Meinung das christliche Gewissen in schwerer Weise belastet, zu bleiben. Sie haben, sich für den von der Gesellschaftsmehrheit geforderten und honorierten Weg entschieden und sich der durch den Gesetzgeber, sprich durch die Parteien im Bundestag, geschaffenen Lage angepasst.

Anpassung oder Widerstand? Das ist auch hier die Frage. Dabei sollte bedacht werden, wie schnell ethische Bedenken, so weit sie jetzt noch bei den Menschen bestehen, dahinschwinden, wenn einmal die neue Gesetzeslage akzeptiert und praktiziert ist. Auch periodisch wiederkehrende Proteste

und Mahnrufe der Kirchen können nicht verhindern, dass das Unrechtsbewusstsein bei den Menschen schon nach kurzer Zeit schwindet, wenn die Kirchen selbst bei der Durchführung des Gesetzes in entscheidender Weise mitwirken. Verräterisch sind in diesem Zusammenhang die aufgeregt-empörten Stimmen, die im Vorfeld des Papstbriefes zum Widerstand gegen den Vatikan, ja zum kirchlichen Ungehorsam aufgerufen und mit einer Spaltung in der Kirche gedroht haben. Charakteristisch für den geistigen Zustand dieser Gruppen: Statt den Widerstand gegen das Abtreibungsgesetz zu mobilisieren, ruft man zum Widerstand gegen den Papst auf.

Das Sozialwort der Kirchen

Im Februar des Jahres 1998 haben der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland und die Deutsche Bischofskonferenz unter dem Titel „Für eine Zukunft in Solidarität und Gerechtigkeit“ ein gemeinsames Wort herausgegeben, in dem sich die Kirchen umfassend und detailliert mit den aktuellen Problemen unserer gegenwärtigen wirtschaftlichen Entwicklung auseinandersetzen.

Nach einer ersten euphorischen Stimmung angesichts der überaus freundlichen Aufnahme des Kirchenwortes in der Öffentlichkeit ist inzwischen bei den Kirchenleitungen und den Verantwortlichen das Stimmungsbarometer umgeschlagen. Mehrfach hat inzwischen der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Bischof Karl Lehmann, öffentlich festgestellt, dass das Wort der Kirchen von allen Seiten freundlich aufgenommen und gelobt worden ist, dass es aber in der öffentlichen Diskussion keine Rolle spielt und deshalb praktisch ohne Wirkung bleibt. Es wurde der Verdacht geäußert, dass man es allseits mit Lob überschüttet, um dann zur Tagesordnung zurückkehren zu können. Man kann eine Sache auch „totloben“. Es muss für diesen merkwürdigen Vorgang eine Erklärung geben. Was ist der Grund, weshalb das Wort der Kirchen politisch so wenig Wirkung zeitigt?

Prophetische Worte sprechen

Die Kirchen haben es versäumt, die Gelegenheit zu nutzen und ein echtes prophetisches Wort in einer prekären wirtschaftlichen und politischen Lage zu sprechen. Anstatt zu wiederholen, was in den letzten Wochen und Monaten bereits oft auch von anderer Seite gesagt worden ist, hätten sie den Finger auf die gesellschaftlichen Wunden legen und das aussprechen sollen, was andere – meist aus politischen Gründen – den Menschen nicht sagen können und wollen, zum Beispiel, dass wir uns darauf einrichten müssen, dass wir für die nähere Zukunft unseren derzeitigen hohen Lebensstandard nicht halten können, dass sich die Wohlstandskurve zwangsläufig nach unten neigen wird.

Man hätte allen ins Gewissen reden sollen, dass man nicht ständig über eine neue internationale Arbeitsverteilung reden kann, wenn man nicht bereit ist, Arbeit und damit auch Einkommen abzugeben. Oder, dass man nicht von einem ökologischen Umbau der Wirtschaft reden sollte, wenn man nicht bereit ist, auch die höheren Kosten beim Namen zu nennen. Es gäbe vieles, was man in einem

wirklich prophetischen Wort hätte zur Sprache bringen können. Und man hätte sicher sein können, dass ein solches Kirchenwort nicht nach einmaligem Lesen zu den Akten gelegt worden wäre. Die Kirche hat sich in schwieriger Zeit in die gesellschaftliche Diskussion eingemischt. Das ist ihr gutes Recht und obendrein ihr evangeliumsgemäßer Auftrag. Wenn es hätte mehr sein sollen als das Bemühen, dabei zu sein, hätte es ein prophetisches Wort sein müssen.

Massive Verletzung religiöser Gefühle, Gotteslästerungen, Verhöhnung christlicher Glaubensinhalte in der Öffentlichkeit und in den Medien sind seit Jahren in der Bundesrepublik keine Seltenheit mehr. Die Proteste kirchlicher Institutionen, auch seitens privater Personen, zeigen in der Regel wenig Wirkung, gerichtliche Anzeigen werden von den Gerichten niedergeschlagen. Im Namen der journalistischen oder künstlerischen Freiheit ist beinahe jede Geschmacklosigkeit und Verletzung religiöser Gefühle erlaubt. Religion und religiöse Gefühle werden der Lächerlichkeit preisgegeben, ohne dass ein Sturm der Entrüstung durch die Öffentlichkeit und durch die christlichen Gemeinden geht.

Christen haben das Recht und die Pflicht, auch öffentlich ihren Willen zum Ausdruck zu bringen und gegen öffentliche Angriffe auf ihre religiöse Überzeugung zu protestieren und, falls erforderlich, den öffentlichen Frieden zu stören.

Treu zur Botschaft des Gründers

Wir leben in einer Demokratie. Wer da mitreden und mitentscheiden will, muss sich öffentlich artikulieren, notfalls demonstrieren. In der Demokratie zählen nicht vornehme Zurückhaltung und geistreiche Argumentation, sondern in erster Linie die Köpfe, das heißt die Anzahl der Wahlbürger, die jemand mobilisieren kann. Das muss die Kirche noch lernen.

Es ist zu fragen, ob wir uns in der gegenwärtigen Phase der inner- und außerkirchlichen Entwicklung nicht wieder neu auf das Bild vom Salz der Erde und vom Sauerteig besinnen müssen. Die von Christus gegründete Kirche ist nicht eine gesellschaftlich angepasste, sondern eine missionierende Kirche, das heißt, eine Kirche, die sich von ihrem Gründer gesandt weiß, das Evangelium, die gute Botschaft Jesu, zu verkünden und Salz der Erde zu sein. □

Böckenförde empfiehlt Reform-Katholiken neue Strategie

Reformorientierte Katholiken sollten sich nach Ansicht des Freiburger Kirchenrechtlers Werner Böckenförde zunächst an ihre Diözesanbischöfe wenden. Unmittelbare Forderungen nach Rom seien dagegen „Don Quichoterien“, sagte Böckenförde am 3. Oktober bei der Bundesversammlung der „Kirchen Volks Bewegung“ in Würzburg. Die Bischöfe sollten immer wieder „geduldig, aber entschlossen“ um Auskunft über ihre persönlichen Positionen zu den verschiedenen Anliegen der Gläubigen gebeten werden. Ihnen müsse dabei vermittelt werden, dass keine „kirchenfeindlichen Gruppen“ am Werk seien, sondern Gläubige, die „am Weiterleben der Kirche interessiert sind“.

Böckenförde, der bis zu seiner Emeritierung Professor für Kirchenrecht an der Universität Frankfurt und Domkapitular in Limburg war, betonte, die Diözesanbischöfe hätten als Nachfolger der Apostel die Möglichkeit, im Rahmen des Rechts auch gegenüber dem Papst und dem Vatikan ihre Ansicht mit Nachdruck zu vertreten und zu begründen. Sie könnten warnen, wo dies angezeigt sei. Außerdem habe ein Bischof, dem der Kurs des Papstes und seiner Kurie als schädlich erscheine oder der einer unfehlbaren römischen Lehrentscheidung nicht folgen könne, die Möglichkeit, „aus Gewissensgründen um Entpflichtung von seinem Amt zu bit-

ten“. Der Kirchenrechtler unterstrich aber gleichzeitig, was Rom verordne und lehre, binde auch die Diözesanbischöfe. Sie fungierten oft als „Generalvikare des Papstes“ und ließen sich von manchen Beamten der Kurie gängeln. Immer neue und vor allem unmittelbare Konfrontation mit den Anliegen der Gläubigen könne jedoch „den Apostel im Bischof“ wach werden lassen.

Fragen an Diözesanbischöfe richten

Die Forderung nach mehr Partizipation in der Kirche sollte nach Ansicht des Kirchenrechtlers „nicht subversiv und an den Bischöfen vorbei, sondern sie fordernd und einbeziehend“ vorgetragen werden, um Berührungsängste abzubauen. Der Stil der Anfragen müsse angemessen sein. Nur so könne dem „bekannten Trick“ vorgebeugt werden, sich „durch die Kritik am Stil um die Sachdiskussion herumzudrücken“. Einem Diözesanbischof sollte nicht erspart werden zu begründen, wieso er rechtliche Möglichkeiten für mehr Partizipation der Gläubigen nicht ergreife. Bischöfe, die an Entscheidungsprozessen über römische Dokumente beteiligt waren, sollten nach ihrer Position und dem Grund für die Geheimhaltung solcher Vorgänge befragt werden. (KNA)

„In seinem Geist: Zeichen der Hoffnung erkennen und setzen“

Erinnerung an den Tod zweier Frauen, die die Welt bewegten.

WALTER THEIS

Welche Hoffnung ich habe, offenbart, wes Geistes Kind ich bin. Habe ich keine Hoffnung und sehe ich auch nirgends Zeichen der Hoffnung, bin ich von allen guten Geistern verlassen. Der Geist des Lebens ist ein Geist der Hoffnung. Welche Hoffnung haben die Welt und wir Menschen heute? Worauf setzen wir unsere Hoffnung, wenn wir deren Zeichen nicht erkennen?

Königin der Herzen – Das Herz der Armen

Ende August 1998 jährte es sich, dass zwei Menschen die Welt aufhorchen ließen, weil sie die Herzen der Menschen bewegten! Menschen, die durch die Signalwirkung ihres Lebens auf sich aufmerksam gemacht und durch ihren nahezu zeitgleichen Tod zusammengehören und dadurch einen Symbolwert erreicht haben. Zwei Men-



schen, die in ihrer Außenwirkung ähnlich, in ihrer Persönlichkeit und in ihren jeweiligen Beweggründen aber verschieden waren.

Die Anteilnahme an ihnen, ihren Lebenswegen und schließlich an ihrem Sterben hat die Menschheit bewegt, die so schnell nicht zu bewegen und aus der Fassung zu bringen und weitgehend abgestumpft und alltäglich geworden ist, weil vieles im Leben Routine wurde.

Dann geschah es doch: Menschen wurden hellhörig, interessiert, nahezu fasziniert, betroffen. Sie äußerten sogar die Betroffenheit und Gerührtheit ungeniert. Sie tun es dadurch, dass sie diesen beiden Namen zulegten, in denen sie diese wieder zu erkennen glaubten. Damit war zugleich der Versuch unternommen, Brücken zu diesen beiden Menschen zu schlagen:

- Königin der Herzen die eine - Lady Diana,
- das Herz der Armen die andere - Mutter Theresa.

Getroffen und betroffen bis ins Herzen hinein, haben Menschen mit den Augen ihrer Herzen ausgemacht, was sie brauchen und erwarten, um selbst menschlicher zu werden und der Welt neue Hoffnung zu geben. In diesen beiden Gestalten werden Zeichen der Hoffnung für die eigene Wahrnehmung des Lebens und der Welt gesetzt. Das ist deshalb möglich, weil diese zwei Menschen durch ihre Persönlichkeit Hoffnungszeichen erkennen ließen, die sie selbst setzten.

Wenn man Menschen fragt, worin diese Hoffnungszeichen bestanden, so ist es nicht nur die Gleichzeitigkeit ihres Sterbens, die immer aufrüttelnde Vitalität schafft. Beide Gestalten lebten und signalisierten mit ihrem Leben Hoffnungszeichen, weil sie sich ergänzende Akzente ihrer Lebensausrichtung setzten. Dabei

trafen sie alle Schichten, die Höhen und die Tiefen menschlicher Erwartungen.

Da erkennt man bei sich die eigenen Defekte, selbst mit seinem Leben für sich und andere solche Hoffnungszeichen zu setzen. Lady Diana und Mutter Theresa öffneten in dieser Beziehung auch den Schwerfälligen die Augen.

Lady Diana

Dabei reicht Lady Diana in ihrer Erscheinung und Haltung an das alte griechisch-humanistische natürliche Ideal heran: schön, jung, reich, groß, elegant, sympa-



Mutter Theresa und Diana bei einer Begegnung in Kalkutta

thisch, clever und dabei auch noch großherzig und gut zu sein – fast schon zu ideal und abgehoben vom Durchschnitt der Menschheit. Allerdings wird sie an diese dadurch zurück- und eingebunden, weil sie selbst in dieser Unglücksgemeinschaft mit den vielen stand, deren Lebensplanung durch ihre gescheiterte Ehe hinfällig und damit ihr Lebensglück gebrochen wurde.

Deshalb kann sie Menschen mit ähnlichem Schicksal Richtung geben, auch, wo sie selbst in ihrer unruhig umtriebigen Suche und ihrer Sehnsucht nach Glück und Geborgenheit nach solchen Zeichen der Hoffnung Ausschau hielt.

Sie drückt in ihrem Leben jene gebrochene und immer wieder brechende Hoffnung aus, von der her das Leben erträglich wird. Sie ist eine Gestalt, die jene Humanitas symbolisiert, die heute viel bedeutet, aber die man nur selten verwirklicht sieht. Bei aller Ausstrahlung begrenzt dies jedoch ihre Symbolkraft.

Mutter Theresa

Aber gerade hier gewinnt jene andere Frauengestalt Profil und Wirkkraft: Diese nähert sich aus dem Geist der Nachfolge Christi - Mutter Theresa.

In ihr erkennen wir andere Dimensionen der Hoffnung, die von ihr gesetzt werden. Schon im Äußeren ist sie anders: Sie war nicht schön, nicht jung, sondern klein und schlicht, nicht reich und dennoch schlug sie Menschen in ihren Bann, eröffnete selbst den Hoffnungslosesten neue Perspektiven. Sie tat dies durch selbstlose Güte und Zuwendung, die sich persönlich einbringt, nichts heraushält für sich. Immer bringt sie sich selbst ins Spiel, ja setzt sich selbst auf's Spiel. Nicht *auch* für die anderen da zu sein, sondern *nur noch* für die anderen da zu sein, war ihr Lebensmotiv.

Was unser Tun und Lassen wirklich auszeichnet, sind weniger erfolgreich gesetzte äußere Taten. Sie können beliebig und austauschbar sein – ja sie können sogar wahre Absichten verschleiern. Sie wirken dann zwar eine Weile, aber ihre Wirkungsgeschichte ist begrenzt, vergleichbar einer „Kerze im Wind“ (s.u.). Dauer und Tragfähigkeit über die Tagesaktu-

alität hinaus bekommt das Tun und Handeln durch die handelnde Person selbst, die sich in ihr Tun investiert. Aus dieser Erkenntnis formulierte Mutter Theresa:

„Wenn wir die Arbeit nur mit unseren eigenen Augen und von unserem Weg aus sehen, können wir natürlich nichts tun. Aber in Christus können wir alles tun. Bringt also Christus, ohne darin nachzulassen, zu den Menschen, die ihn brauchen. Bringt ihn nicht durch Worte, sondern durch euer Beispiel, durch die Liebe, die euch verbindet. Seid ihnen ein Abglanz seiner Heiligkeit und verbreitet seine wohlwollende Liebe. Nicht aus Mitleid, aus Liebe sollen wir Menschen helfen. Wo immer ihr seid, bewahrt euch die Kraft, die in der Freude Christi begründet ist.“

Darin also besteht der Unterschied zwischen den beiden, die beide zu Hoffnungsträger in unserer Zeit geworden sind: und es sind: Lady Diana handelte aus menschenfreundlichem Mitleid, Mutter Theresa aus selbstloser Liebe.

So wie Liebe Mitleid und Selbstlosigkeit Eigenliebe überhöht, so überhöht die Person und das Werk der Mutter Theresa Person und Werk Lady Dianas. Weil Mutter Theresa mit ihrem Leben den Blick für die jenseitige Dimension der Hoffnung und ihrer Erfüllung weitet, wird ihre persönliche Lebensgeschichte mehr und mehr

unerheblich für ihr Tun.

Auch das ist bei der erdegebundenen Hoffnung Dianas entscheidend anders. Sie wendet sich zwar den anderen Unglücklichen zu, teilt auch in gewissem Maße mit anderen, was sie zu teilen bereit war. Aber diese Bereitschaft endet allerdings dort, wo sie sich über das Mitteilbare hinaus voll und ganz vorbehaltlos hätte einbringen können. Ihre Bereitschaft der Zuwendung von Selbstlosigkeit und Güte für andere endete dort, wo sie Selbst mit all ihren Bedürfnissen und Erwartungen in Frage gestellt worden wäre. Es war ein Rückzug auf einen das Selbst sichernden Egoismus. Die von ihr gesetzten Hoffnungszeichen vermittelten auch Selbstdarstellung.

Mutter Theresa dagegen war ganz und gar für andere da. Eine solche Einstellung und Haltung speist sich nicht nur aus menschlicher Absicht und Kraft, dazu bedarf es anderer geistlicher Wurzeln.

Lassen wir uns durch diese beiden Gestalten nicht nur kurzfristig beeindruckt, sondern dazu anregen, selbst solche Zeichen der Hoffnung zu setzen. Dadurch werden wir unserer Berufung und unserem Apostolat gerecht: *„Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist, damit die Menschen eure guten Werke sehen und den Vater preisen, der im Himmel ist.“* □

Kerze im Wind

(Ein Abgesang auf bereits Vergangenes und damit Hoffnung im Vorübergehen)

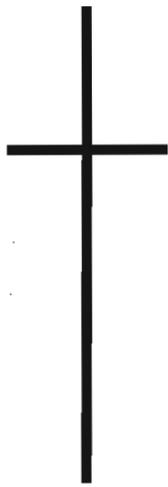
Auf Wiedersehen, du Rose Englands, mögest du in unseren Herzen weiter wachsen. Du warst die Güte in Person und hast gewirkt, wo Leben auseinander gerissen worden sind. Du hast unser Land aufgerüttelt, du hast denen zugeflüstert, die voll Schmerzen sind. Jetzt gehörst du dem Himmel, und die Sterne rufen deinen Namen aus.

Und mir kommt es vor, als hättest du dein Leben gelebt wie eine Kerze im Wind: nie verblasst, wenn der Himmel sich verdunkelt und der Regen einsetzt. Und deine Schritte werden immer hier zu hören sein, bei den grünen Hügeln

Englands. Deine Kerze ist erloschen, lange bevor deine Legende jemals sterben wird.

Liebreiz ist es, den wir verloren haben; diese leeren Tage ohne dein Lächeln. Wir werden dich immer lieben, dich goldenes Kind der Nation. Und wenn wir uns noch so sehr anstrengen – die Wahrheit treibt uns die Tränen in die Augen. Wir können nicht in Worte fassen, welche Freude du uns geschenkt hast.

Auf Wiedersehen, du Rose Englands, von einem Land, das verloren ist ohne deine Seele, das die Flügel deines Mitgefühls vermissen wird, viel mehr; als du je wissen wirst.



Mit dem Ausdruck tiefsten Bedauerns
und mit Zustimmung der Gemeinde
gebe ich den Tod der

Kirche

zu Gottstreu

bekannt.

Thomas Klevervogel

Pfarrer der Kirchengemeinde zu Gottstreu

Die Trauerfeier findet am kommenden Sonntag um 11.00 Uhr statt.

Diese Anzeige löste nicht nur in Gottstreu lebhaftere Diskussionen aus. Am folgenden Sonntag war die Pfarrkirche von Gottstreu bereits um 10.30 Uhr bis auf den letzten Platz besetzt.

Ein Reporter berichtet: Um 11.00 Uhr bestieg Pfarrer Klevervogel die Kanzel und sagte: „Mein lieben Freunde. Sie haben mir klargemacht, dass Sie ernstlich davon überzeugt sind, unsere Kirche sei tot. Sie haben auch keinerlei Hoffnung auf Wiederbelebung. Ich möchte nun diese Ihre Meinung auf eine letzte Probe stellen. Bitte gehen Sie alle einer nach dem andern an diesem Sarg vorbei und sehen Sie sich den Toten genau an. Dann verlassen Sie die Kirche vorne durch das Ostportal.“ Alle Augen waren auf den Sarg gerichtet, der vor dem Altar stand. „Danach werde ich die Trauerfeier allein beschließen. Sollten einige von Ihnen ihre Ansicht ändern, dann bitte ich diese, von hinten wieder in die Kirche hereinzukommen. Statt der Trauerfeier würde ich dann einen Dankgottesdienst abhalten.“

Der Pfarrer trat an den Sarg und öffnete ihn.

Der Reporter berichtet weiter: Einer der Letzten in der langen Prozession zum Sarg war ich selbst. So hatte ich Zeit genug, darüber nachzudenken: „Was war eigentlich die Kirche? Wer würde wohl dort in dem Sarg liegen?“ Ich bemerkte auch, dass sich hinten die Tür öffnete: Herein trat eine kaum zu zählende Schar derer, die vorne in den Sarg geschaut hatten.

Nun war es so weit, dass ich selbst die tote Kirche sehen sollte. Unwillkürlich schloss ich die Augen, als ich mich über den Sarg beugte – denn wer sieht schon gerne einen Toten? Als ich die Augen öffnete und in den Sarg schaute – da sah ich mich selbst ... in einem Spiegel, der im Sarg lag.

Fragen wir uns in kurzer Stille:

- Was bewegte die Leute, von hinten wieder in die Kirche zu kommen?
- Welche Erfahrung haben sie gemacht?
- Habe ich die Kirche auch schon längst für tot erklärt?
- Was kann ich dazu beitragen, dass die Kirche lebendig ist?

(gefunden bei einer Tagung über die Zukunft der Kirche, Quelle unbekannt)

Warum hängt in der Kirche ein Mann am Kreuz?

Seelsorge unter Atheisten und Individualisten erfordert neuen Formen das Feierns

BERTHOLD MIEBACH (KNA-KORR.)

„Nach dem Fall der Mauer sind viele unserer Ordensleute mit westdeutschen Seelsorge-Modellen in die neuen Bundesländer gegangen – und kläglich gescheitert.“ Diese ernüchternde Bilanz zog der Theologe Hermann Kochanek auf einem Symposium im oberbayerischen Kloster Andechs, bei dem nach alternativen Seelsorge- und Feier-Formen für Ungetaufte und Fernstehende gesucht wurde. Kochanek ist Pater der Steyler Missionare in Sankt Augustin bei Bonn. „Unsere in Afrika und sonst wo erfolgreichen Missionsmodelle gingen total an den areligiösen Menschen in Ostdeutschland vorbei“, ergänzte er.

Dass es so kommen würde, hätten andere dem Pater vorhersehen können: Eberhard Tiefensee etwa, Professor am Philosophisch-Theologischen Studium in Erfurt. Seine Analyse lässt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig: Die neuen Länder seien „so areligiös, wie Bayern katholisch ist“. Nach 40 Jahren „staatlicher Religionspolitik“ glauben fast 50 Prozent der Menschen nicht mehr an Gott, und 70 Prozent sind konfessionslos. Spötter könnten sagen: „In zwei Generationen von sechs Prozent auf 70, Plansoll erfüllt!“ Die Ex-DDR liegt damit international „vorn“, andere ehemalige sozialistische Staaten eingeschlossen.

Seit Beginn dieses Jahrhunderts sei die – überwiegend protestantische – Kirchlichkeit im Osten fortlaufend ausgehöhlt worden, die SED habe schließlich leichtes Spiel gehabt, so der Erfurter Theologe. Der totale Verlust religiöser Sprache sei das nachhaltigste Problem. Die Menschen könnten ihre religiösen Gefühle nicht mehr ausdrücken, „und worüber ich nicht reden kann, das habe ich auch bald nicht mehr“, meint Tiefensee. Am inflationären Gebrauch des Wortes „Wahnsinn“ zur Zeit der Maueröffnung habe sich diese Sprachlosigkeit ablesen lassen. Schon bei den Friedensebeten sei erkannt worden, dass eine auf kirchliche

Sprache und Riten aufbauende Seelsorge nach Art der „Wessis“ in diesem unreligiösen Umfeld zum Scheitern verurteilt sei.

Der Passauer Theologe Karl Schlemmer befürchtet nach der Bundestagswahl einen „neuen Kulturkampf“. Die Entchristlichung der Gesellschaft könne wegen der hohen Zahl konfessionsloser Mandatsträger einen weiteren Schub bekommen, sagte Schlemmer bei der Tagung im Benediktinerkloster Andechs. Er forderte die Kirche auf, die Glaubenskrise nicht länger nur zu verwalten, sondern pastorale Neuansätze zu wagen. So müssten Formen von Feiern entwickelt werden, die der seelischen Verfassung areligiöser und der Kirche fernstehender Menschen gerecht würden.

Feier der Lebenswende und Thomas-Messen

Neue Feier-Formen ohne aufdringliche Religiosität sind für viele im Osten das Gebot der Stunde. Joachim Wanke, Bischof von Erfurt, hat das erkannt und Konsequenzen gezogen. „Weihnachtslob“ nennt er eine Feier am Heiligabend, die mit allseits bekannten Weihnachtsmarkt-Liedern, Glo-

ckengeläut, einfachen Fürbitten und einer kurzen Ansprache Fernstehende einlädt. Auch jene, die nicht mehr wissen, „warum vorne in der Kirche ein Mann am Kreuz hängt“, müssen nach Wankes Ansicht eine Möglichkeit zur Kontaktaufnahme haben. Der Erfurter Domvikar Reinhard Hauke stellte in Andechs die „Feier der Lebenswende“ als Alternative zur Jugendweihe vor. Dabei sollen die jungen Erwachsenen selber zu Wort kommen. Von Gott ist nur beim Schluss-Segen die Rede – und das erst nach ausdrücklicher Genehmigung aller Beteiligten. Man begeben sich auf den „Markt“, mit einem „Ausverkauf“ kirchlicher Praxis habe das nichts zu tun, betonen die Verantwortlichen.

So wie im Osten religiöse Sprachlosigkeit neue Seelsorgekonzepte erzwingt, tut es im Westen der weit fortgeschrittene Individualismus der erlebnisorientierten Gesellschaft. Ein Versuch in diese Richtung kommt aus dem protestantischen Norden: „Thomasmessen – Gottesdienste für Zweifler“ sollen Großstädter ansprechen, indem sie ihnen die Möglichkeit geben, sich selbst mit Fragen und Problemen einzubringen und aktiv mitzuwirken. Wenn die Gemeinden nicht mit erlebnisorientierten und erfahrungsoffenen Angeboten reagieren, werden sie sterben“, meinte der Steyler Missionar Kochanek auf der Andechser Tagung. □



TU MEINEN MUND AUF, DICH ZU LOBEN

1. Den Weg zum Kreuz bist du gegangen,
Zusammenbruch, das Ende naht.
Da hängst du kraftlos in den Seilen,
doch deine Ohnmacht gibt uns Kraft.
Tu meinen Mund auf, dich zu loben,
und gib mir deinen neuen Geist!

2. Du bist für uns am Kreuz gestorben,
weil deine Liebe mit uns geht.
Du hast dich restlos uns gegeben:
dein Leben, das uns Leben gibt.
Tu meinen Mund auf, dich zu loben,
und gib mir deinen neuen Geist!

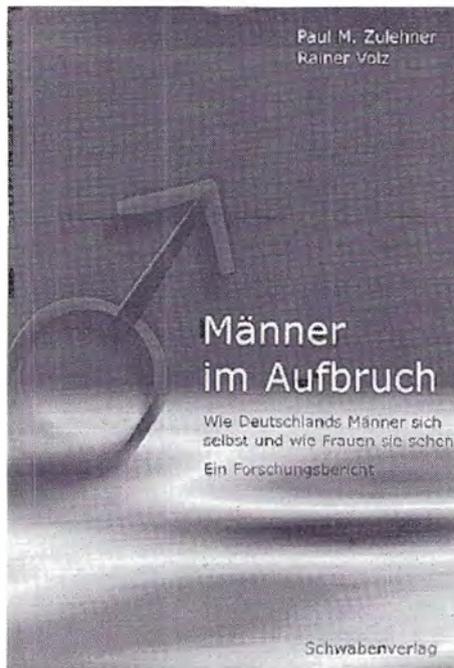
„Christus hängt in den Seilen“,
Kreuz in der Kirche St. Thomas-Morus,
Münster, Korpus aus dem 16. Jh.

Der „neue“ Mann existiert nicht nur in der Vorstellung von Männergruppen; er ist demoskopisch nachweisbar. 19 Prozent der deutschen Männer müssen dieser Gruppe zugerechnet werden. Dies ist das Hauptergebnis der soeben erschienenen Repräsentativuntersuchung* „Männer im Aufbruch“, die die Sozialforscher Paul M. Zulehner (Wien) und Rainer Volz (Bochum) auf der Grundlage von 2.000 Interviews (1.200 Männer und 800 Frauen) erstellt haben. Auftraggeber der Studie sind die Männerarbeit der Evangelischen Kirche in Deutschland und die Gemeinschaft der Katholischen Männer Deutschlands (GKMD) und wurde mitfinanziert durch das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.

Die neuen Männer haben sich vom traditionellen Männerbild verabschiedet: Sie sind partnerschaftlicher eingestellt, akzeptieren Frauen als Kolleginnen und Vorgesetzte und sind auch in Zeiten von Arbeitsplatzknappheit ihnen gegenüber solidarisch eingestellt. Mann muss nicht mehr unbedingt „den ersten Schritt“ zum anderen Geschlecht machen, sieht sich auch nicht mehr als (alleiniger) Geldverdiener und „Familienerhalter“. Die neuen Männer sind als Väter aktiver als die traditionellen Männer und helfen auch etwas mehr im Haushalt.

Die GKS hatte sich an der Finanzierung der Studie beteiligt. Nachdem nun die Studie vorliegt, kommt es darauf an, diese „Lagefeststellung“ zu bewerten und Folgerungen daraus zu ziehen. Die Ergebnisse sind in zwei Richtungen bedeutsam:

- Es lässt sich profiliert beurteilen, in welchem Maße bereits eine Bewusstseinsveränderung hin zu einem partnerschaftlichen Miteinander von Männern und Frauen eingesetzt hat, wie weit dieser Prozess reicht und wie er durch politische, pädagogische und pastorale Maßnahmen zu fördern ist.
- Die Studie liefert der kirchlichen Männerarbeit grundlegende Einsichten: Wo immer über kirchliche Männerarbeit nachgedacht wird,



kann dies nicht ohne Berücksichtigung der Ergebnisse dieses Forschungsberichtes geschehen, will man nicht an der Lebenswirklichkeit und den Bedürfnissen von Männern heute vorbeiplanen und vorbeiorganisieren.

Diese Feststellung gilt auch für die „Kirche unter Soldaten“, die trotz der Zugehörigkeit von Frauen zu den Streitkräften und der Seelsorge an den Familien der Soldaten, in weiten Teilen eine Männerseelsorge ist.

Bischof Lehmann ruft nach Aufbruch der Männerseelsorge

Für einen neuen Aufbruch in der katholischen Männerseelsorge hat der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Bischof Karl Lehmann, plädiert. Die Männerseelsorge müsse sich zu einem Vorreiter der Gleichwertigkeit und Ebenbürtigkeit der Geschlechter machen, betonte der Mainzer Bischof am 1. Dezember 1998 in Fulda. Zudem müsse sie sich der Familie zuwenden. Wahre Männerseelsorge, so Bischof Lehmann, geschehe immer auch um der Frau und um der Familie willen. – Der Bischof äußerte sich bei der Herbstkonferenz der Gemeinschaft der katholischen Männer Deutschlands (GKMD) und der kirchlichen Arbeitsstelle für Männerseelsorge und -arbeit. Mit einer „festlichen Besinnung“ wurde dabei an den 60. Jahrestag der ersten überdiözesanen und überverbandlichen Männerseelsorgekonferenz in Deutschland erinnert. Sie hatte am 29. und 30. November 1938 in Fulda stattgefunden.

„Widerstand“

Der Münchener Theologe Roman Bleistein SJ erinnerte daran, dass der damalige Aufbruch der katholischen Männerarbeit im Zeichen des Widerstands gegen den Nationalsozialismus gestanden habe. Vor allem durch den später von den Nazis hingerichteten Jesuitenpater Alfred Delp hätten die damaligen Männerseelsorgekonferenzen bis zu ihrem Verbot im Jahre 1942 philosophische Tiefe und politische Brisanz gehabt. Heute gelte es für die Männerarbeit, zu einer neuen Balance zwischen Arbeit, Beruf und Familie zu finden, so Bleistein. Er unterstrich, jede männliche Selbstfindung müsse polar sein, auf die Frau hin und auf die Gesellschaft hin. (PS/GKMD/KNA)

* Paul M. Zulehner, Rainer Volz, Männer im Aufbruch – Wie Deutschlands Männer sich selbst und wie Frauen sie sehen – Ein Forschungsbericht. Schwaben-Verlag Ostfildern 1998, 336 Seiten. ISBN: 3-7966-0938-4
Abdruck der Zusammenfassung (s.S. 61-65) mit freundlicher Genehmigung der Auftraggeber der Studie

Männer im Aufbruch

Wie Deutschlands Männer sich selbst und wie Frauen sie sehen

PAUL M. ZULEHNER UND RAINER VOLZ

Eine Zusammenfassung wichtiger Ergebnisse

Frauen sind schon geraume Zeit in Bewegung: persönlich, organisiert, politisch. Das betrifft unausweichlich die Männer. Und dies in einer doppelten Hinsicht: Wenn sich Männer nicht ändern, wird auch die Entwicklung der Frauen beeinträchtigt. Daher setzen Frauen Männer unter Druck und sagen: Wann tut auch ihr endlich etwas für euch (und für uns)? Männerentwicklung wird von Frauen gefordert. Wenn sie von Männern ausschließlich als „frauenemanzipatorisches Kampfmotto“ wahrgenommen wird, reagieren sie mit nachhaltigen Widerständen. In Zahlen: Während für 53% der Frauen „Frauenemanzipation“ sehr positiv besetzt ist, trifft das nur auf 31% der Männer zu.

Aber es gibt noch einen anderen Zugang zur Männerentwicklung. Dieser entstammt der Einsicht, dass Männerleben, wie es geschichtlich gewachsen ist, „halbiertes Leben“ ist. Viele Lebensmöglichkeiten, die in einem Männerleben potentiell stecken, werden nicht verwirklicht. Nun realisiert niemand alle Möglichkeiten seines Lebens. Doch ist heute Männerleben unnötig einseitig, damit auch verarmt. Männerentwicklung bedeutet daher, dass mehr Leben ins Männerleben kommen kann. Solche Männerentwicklung kann auch als Männerbefreiung umrissen werden. In Nordamerika ist solche Männerentwicklung schon länger im Gang. In Europa sowie bei uns hierzulande steckt sie am Anfang. Wenn Männer sich auf diesen Weg begeben, könnten sie die Berechtigung weiblicher Kritik aufnehmen und in ihre Entwicklung integrieren. Ein Wachstum könnte in Gang kommen, wenn es auch der eigenen Lust nach mehr Lebendigkeit entspringt.

Theoretische Annahmen

Auf dem Hintergrund dieser Perspektive ist die Studie theoretisch entworfen und praktisch durchgeführt worden. Sie erhebt diagnostisch den Zustand des Männerlebens, um die Entwicklungsfelder klarer zu erkennen.

Theoretisch wird dabei davon ausgegangen, dass traditioneller Weise der Mann der Berufsmann ist. Sein Lebensschwerpunkt liegt im Bereich des Öffentlichen und der Erwerbsarbeit. Damit wird auch schon mitgesagt, dass andere Lebensräume eher nur marginal „bewirtschaftet“ oder gar verschlossen sind. Marginal ist vielen Männer der familiäre Lebensraum, der in unserer anonymisierten und mobilen Gesellschaft als „Obdach der Seele“, als „Raum, geprägt von Stabilität und Liebe“ (Brigitte und Peter L. Berger), eine enorme Bedeutung hat und genau deswegen auch tendenziell überfordert ist. Männer sind in den Familien (sie sind „matriarchale Oasen“ inmitten des Patriar-

chats) nur partiell anwesend, so die Vermutung. Und der Zugang zur Innenwelt der Gefühle ist ihnen nur erschwert möglich.

Männerentwicklung hieße daher theoretisch, dass Männer auf der einen Seite ihre Alleindefinition von der Erwerbsarbeit her relativieren, diese also zugleich herabgewichten sowie zu anderen Lebensvollzügen in Beziehung setzen. Auf der anderen Seite gilt es, praktisch eine neue, aktive Anwesenheit im familialen Lebensraum zu finden. Der vielleicht sensibelste Vorgang ist, die eigene Innenwelt besser zu bewohnen und bei sich selbst daheim zu sein.

Nun war hypothetisch angenommen worden, dass es in einem Land, in ein und derselben Kultur also, unterschiedliche Männertypen gibt. Wir nannten die einen die Traditionellen, die anderen die Neuen. Ob diese Begriffe passend sind, darin waren wir uns selbst nicht ganz sicher. Denn dass es eine historische Abfolge vom Traditionellen zum Neuen gibt, ist vielleicht mehr Wunsch als legitime Interpretation. Dennoch haben wir uns dafür entschieden, weil aus vielen historischen Berichten beispielhaft verdichtet in Schillers „Glocke“ sehr deutlich wird, dass unter industriepatriarchalen Verhältnissen die Rollenverteilung zwischen den Geschlechtern jene der Familienfrau und des Berufsmannes war.

Daher haben wir auch am Beginn der Analysen versucht, diese beiden Rollengestalten zu operationalisieren. Dabei war uns schon klar, dass die Balance zwischen Berufs- und Familienwelt nur ein, aber zentraler Aspekt des gesamten Phänomens von Geschlechterrollen ist.

Operationalisierungen

Vier Indizes konnten gebildet werden: der traditionelle Mann, die traditionelle Frau; der neue Mann, die neue Frau. Schon hier zeigte sich, dass traditionell und neu nicht wie schwarz und weiß sind, sondern wie zwei konträre Farben nebeneinander. Mit diesen vier Indizes wurden Cluster gebildet, welche die Kontinuität des vermeintlich Gegensätzlichen noch deutlicher machen. Zwar sind zwei Cluster „Reintypen“: eben jene, die traditionell, aber nicht neu bzw. die anderen, die neu, aber nicht traditionell fühlen und denken. Dann aber stießen wir auf zwei „Mischtypen“. Die einen verbinden traditionelle Merkmale mit neuen, und dies in einer eher pragmatischen Weise. Wir nannten sie daher auch die Pragmatischen. Auf der anderen Seite sind solche, welche den traditionellen Merkmalen kaum noch, den neuen aber ebenso wenig zustimmen. Wir nannten sie die Unsicheren. Wird hier eine Abfolge sichtbar: von den Traditionellen über die Pragmatischen und die Unsicheren hin zu den Neuen? Von einem rollenentwicklerischen Konzept her (wir werden auf das Modell von Schmitt – Berg verweisen) könnte dies so gesehen werden. Viele Teilanalysen

weisen in dieselbe Richtung; viele, allerdings nicht alle Ergebnisse erweisen sich als gleichförmig abgestuft von den Traditionellen hin zu den Neuen.

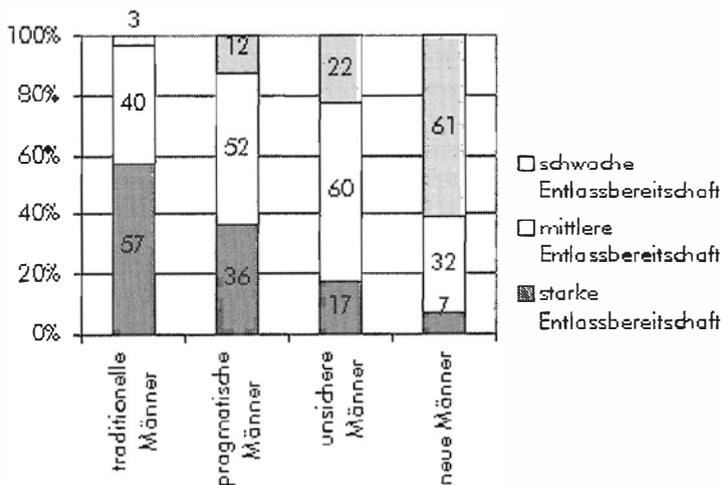
Haupteinsichten

Nun zeigen die Analysen, dass unsere Hypothesen eine gute empirische Grundlage besitzen. Vergleichen wir im Rahmen dieser Zusammenschau der reichen Ergebnisse die Traditionellen mit den Neuen, dann unterschieden sich diese vor allem in folgenden Aspekten:

Neubewertung der Berufswelt

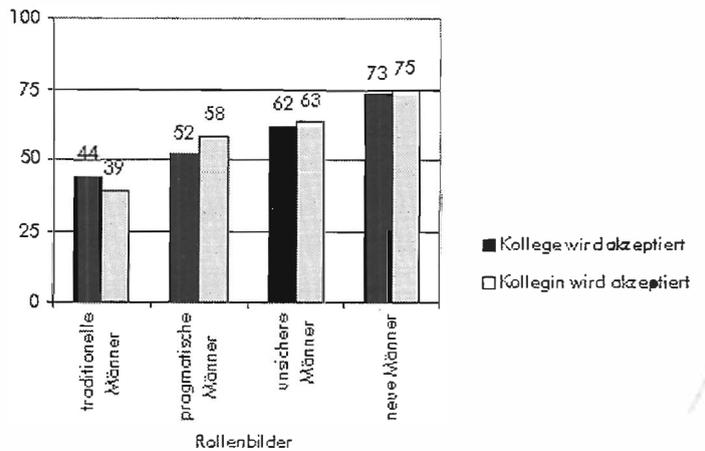
Der traditionelle Mann ist schwerpunktmäßig der Berufsmann. Es fällt ihm schwer, Erwerbsarbeit anderen zu überlassen, vor allem dann, wenn Arbeit knapp wird. Er plädiert daher dafür, andere zu entlassen, um die eigene identitätsstützende Erwerbsarbeit erhalten zu können. Entlassen werden sollen daher Ausländer, Behinderte, Ältere, vor allem aber auch Frauen. Im Konzept der traditionellen Männer ist Erwerbsarbeit ein Männerprivileg, Frauen sind eher eine Art industrieller Reservearmee, wie eben auch die ausländischen Arbeitnehmer. In Zahlen: 57% der Traditionellen haben eine sehr starken Wunsch, dass andere entlassen werden, wenn Arbeit knapp wird, weitere 40% einen mittelstarken. Bei nur 3% ist dieser Wunsch schwach. Bei den neuen ist es geradezu umgekehrt: 7% wünschen stark eine Entlassung anderer, 61% haben diesen Wunsch kaum.

Abb. 1: Die Bereitschaft, andere zu entlassen, wenn Arbeit knapp wird



Zu einem ähnlichen Ergebnis führte die Frage, wie ein Mann reagiert, wenn ihm eine gleich qualifizierte Kollegin bzw. ein Kollege dieser Art vorgezogen wird. Die Traditionellen haben in einer solchen Situation nur zu 39% eine positive Haltung, wenn eine Kollegin vorgezogen wird. Aber auch die Bevorzugung eines Kollegen irritiert sie. Rivalität ist eine Grundhaltung der Männer in der Arbeitswelt, schon unter Männern, noch mehr gegenüber Frauen. Bei neuen Männern ist der Anteil derer, die eine positive Haltung entwickeln, auf drei Viertel angewachsen.

Abb. 2: Wenn eine Kollegin, ein Kollege vorgezogen wird



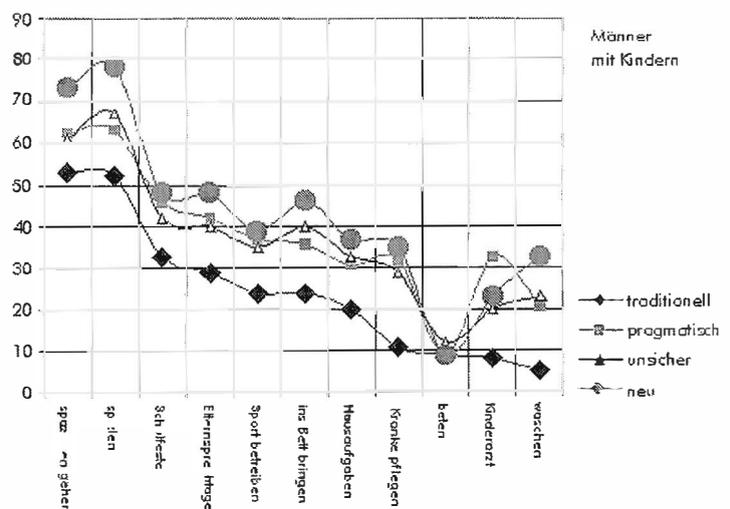
Die Berufswelt ist für neue Männer sichtlich nicht mehr so wichtig und gilt auch nicht mehr als reine Männerwelt.

Familiale Lebenswelt

Eine ähnliche Ausweitung der Lebensinteressen und damit eine Neubewertung nehmen neue Männer in der familialen Lebenswelt vor. Sie sind partnerschaftlicher, und dies sowohl hinsichtlich der Hausarbeit wie der Beschäftigung mit Kindern. Neue Männer entdecken ihre Vaterrolle (wieder).

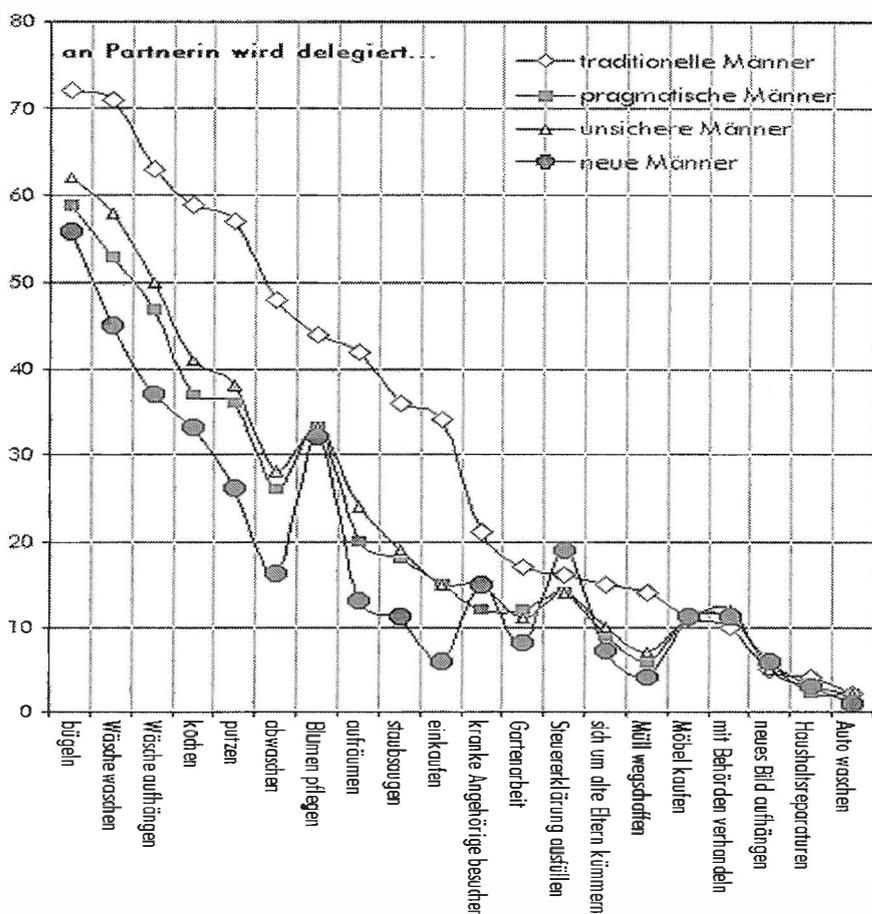
Die traditionellen Männer hingegen halten sich im familialen Bereich nach wie vor zuständig für das Einkommen, weniger für das Auskommen. Sie fühlen sich verantwortlich für die Zukunftssicherung des familialen Systems, ökonomisch und entscheidend. Die Innen- und Beziehungsarbeit bleibt Frauensache.

Abb. 3: Neue Männer pflegen ihre Vaterrolle stärker als traditionelle



Die beiden Schaubilder (Abb. 3 u. 4) über die Männer im Haushalt und mit Kindern machen aber nicht nur den Zuwachs an familialer Präsenz bei neuen Männern sichtbar. Sie belegen beide auch, dass es nach wie vor – auch bei neuen Männern – eine klar er-

Abb. 4: Neue Männer weiten ihre häuslichen Aktivitäten aus



kennbare „Schieflage“ gibt. Neben offenkundig frauenspezifischen Aktivitäten im Haushalt und mit Kindern stehen männerspezifische. Auch neue Männern haben ihren Schwerpunkt bei den männerspezifischen Aktivitäten: die im Übrigen auch die Frauen als männerspezifisch bewerten. Den neuen Männern eigen ist es allerdings, dass sie bei den frauenspezifischen Aufgaben leichte Zuwächse aufweisen: z.B. beim Waschen von Kindern, bei deren Pflege. Haushaltsreparaturen, noch mehr Autowaschen bleiben aber auch bei den neuen Männern Männersache.

Der „halbierte Mann“ lässt sich augenscheinlich nur auf eine „halbierte Entwicklung“ ein. Hier wird die Forschung noch viel Interpretationsarbeit leisten müssen. Die Frage ist, ob selbst die neuen Männer im Grund nur partiell entwicklungswillig sind, sich in der Entwicklung die Rosinen herausholen, also im Haushalt oder mit den Kindern die „sauberen“ Aktivitäten. Oder aber die Entwicklung stößt auf innere Hindernisse und Grenzen, die nur schwer zu überwinden sind. Die Frage nach der Natur dieser „inneren“ Grenzen übersteigt eine empirisch-analytische Momentaufnahme, die unsere Studie ist. Die Fragerichtungen seien aber skizziert: Haben kulturgeschichtliche Prägungen der vergangenen rund zweihundert Jahre tiefere Spuren hinterlassen, als in zwanzig bis dreißig Jahren ausgeräumt werden können? Entsprechende historische Forschungen weisen in diese Richtung*. Wir werden auf diesen merkwürdigen Tatbe-

stand der zumindest mittelfristig feststellbaren Grenzen der Entwicklung von Geschlechterrollen neuerlich bei der Frage stoßen, was für die Befragten typisch männlich und was typisch weiblich ist.

Es überrascht im Übrigen nicht, dass Frauen die familiäre Präsenz der Männer skeptischer sehen als diese selbst. Die gute Selbstdarstellung ist nur allzu männlich – menschlich ...

Innenwelt

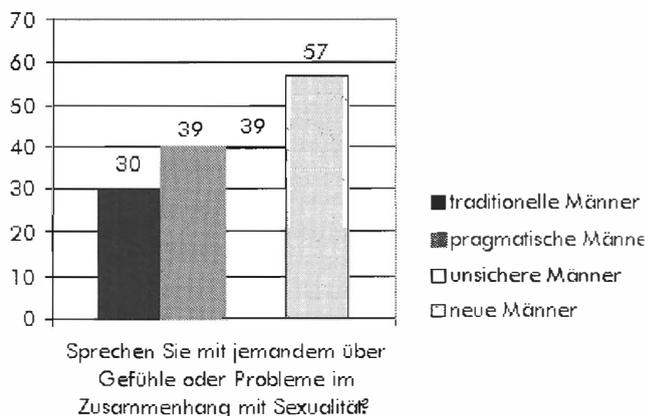
Markante Unterschiede gibt es zwischen traditionellen und neuen Männern in Bezug auf die Innenwelt. Hier wurden sehr unterschiedliche Themen gebündelt: die Sorge um die Gesundheit und, als Lesehilfe dafür, die Angst vor dem Arzt; der wichtige Bereich der Sexualität, einschließlich der Homosexualität und ihrer Bewertung; der Zugang zu Gefühlen; das Phänomen der Gewalt; der Umgang mit Leid und Tod; die religiös-kirchliche Orientierung.

Zum Innenbereich zählt natürlich auch die Entwicklung der männlichen Persönlichkeit: also die Fähigkeit, solidarisch zu sein und zu teilen oder aber angstbesetzt, autoritär, ichbezogen zu fühlen. Hierher gehört dann auch die Neigung zu männlicher Gewalt.

Wieder werden Unterschiede zwischen traditionell ausgerichteten und

neuen Männern sichtbar. Neue Männer haben mehr Fühlung mit ihrer Innenwelt. Sie sind auch sexuell sichtlich freier, aktiver und zufriedener; ihre Haltung zur Homosexualität ist merklich weniger abwehrend als im Durchschnitt der männlichen Bevölkerung. Sie halten „gefühlvoll“ nicht mehr so sehr für eine rein weibliche Eigenschaft.

Abb. 5: Neue Männer reden mehr über Gefühle und Probleme (im Bereich der Sexualität) als traditionelle Männer



* Vgl. Mosse George L., Das Bild des Mannes. Zur Konstruktion der modernen Männlichkeit, Frankfurt 1997 (amerik. Orig. 1996); und in Einzelstudien: Das Geschlecht der Moderne. Genealogie und Archäologie der Geschlechterdifferenz, hg. v. Hannelore Bublitz, Frankfurt 1998.

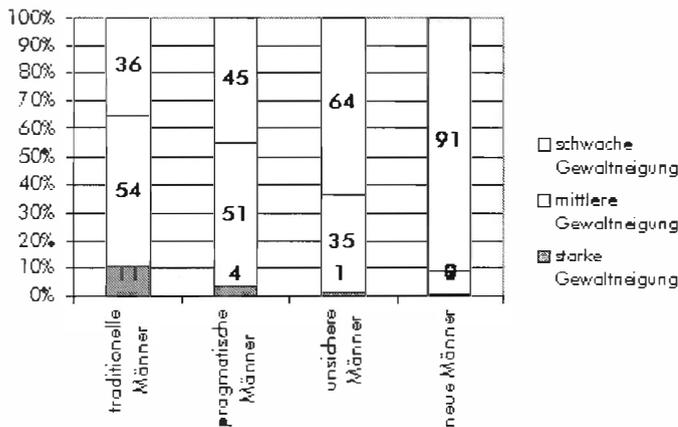
Tabelle 1: Umwertung der Homosexualität

„Homosexualität ist einfach eine andere Form zu leben.
Man sollte sie in unserer Gesellschaft offen zeigen dürfen“

	Zustimmung
traditionelle Männer	16%
pragmatische Männer	32%
unsichere Männer	34%
neue Männer	64%

Bemerkenswert ist bei den neuen Männern die geschwundene Gewaltneigung. Das hängt damit zusammen, dass bei diesen auch die autoritäre Unterwerfungsbereitschaft, eine Hauptquelle der Gewaltneigung, schwach ausgeprägt ist. Gewalt ist Ausdruck von innerer Schwäche. Gewalttätig ist, wer eine rigide Selbstvergewisserung nötig hat. Autoritär sind die Traditionellen. Man kann vermuten: Gegen Gewalt sind daher sozialtherapeutische Maßnahmen zum Abbau des aggressionsgeladenen Autoritarismus zielführend.

Abb. 7: Die Neigung zur männlichen Gewalt ist bei neuen Männern erheblich geringer als bei traditionellen



Neue Männer haben weniger Ichzentrierung, dafür mehr Solidaritätsbereitschaft. Das ist gewiss ein wesentliches Moment voranschreitender Veränderung von Geschlechterrollen. Wegen der Verwiesenheit der Geschlechter aufeinander führt ja die Änderung der einen zu einer Neubestimmung bei den anderen. Das ist aber nicht nur ein formal-funktionaler Prozess. Vielmehr werden zugleich die Zugänge zu Lebenschancen neu verteilt. Männer- und Frauenentwicklung ist somit stets auch eine Machtfrage, somit ebenfalls eine Frage an die Geschlechtersolidarität. Neue Männer weisen hier mehr veränderungsbegünstigende Ressourcen auf als traditionelle. Ob es gelingt, jene Solidaritätsressourcen und damit jene innere Freiheit und Stärke zu fördern, die Entwicklung von innen her als einladend und verheißungsvoll erscheinen und solche Entwicklung riskieren lässt?

Auffällt, dass die Berührung mit dem Tod, eine religiöse Todesdeutung und dahinter generell eine religiös-kirchliche Orientierung bei den neuen Männern unterdurchschnittlich ausgebildet ist. Könnte es sein, dass die Loslösung von lange religiös legitimierten Rollenbildern, wie zum Beispiel der Ablehnung der Homosexualität bei neuen Männern mit einer Ablö-

sung von religiösen Legitimationssystem einhergeht, vielleicht sogar einhergehen muss? Ist es eine vorübergehende Zurückstellung der religiös-kirchlichen Orientierungsfragen, einschließlich der Frage nach dem Leid und dem Tod?

Religion und Kirchen im Leben deutscher Männer (und Frauen)

In diesem Zusammenhang wurde reichliches Datenmaterial über die religiös-kirchliche Landschaft in West- und in Ostdeutschland erhoben. Diese beiden Bereiche haben ja insbesondere auf Grund der Kirchenpolitik der beiden Länder in den Nachkriegsjahren eine verschiedenartige Geschichte. Das kommt in den Zahlen auch zum Ausdruck, wenngleich es bei den jüngeren offensichtlich ebenso zu einer Annäherung kommt wie zwischen den Konfessionen. Deutschland drittelt sich konfessionell: zwischen Katholiken, Protestanten und der „dritten Konfession“ der Konfessionslosen. Die Daten zeigen aber, dass es unter den „Konfessionslosen“ auch sehr verschiedenartige Kirchenbezüge gibt. Austritt oder Konfessionslosigkeit seit Geburt besagt nicht, dass es keine Vorstellungen von den oder auch Erwartungen an die Kirchen gebe.

Eigenschaftssets

Ein wichtiger Bereich der Studie ist die Erkundung dessen, was für die Menschen heute als typisch weiblich und als typisch männlich gilt. Die theoretische Annahme war, dass sich diese weithin kulturell geformten Eigenschaftssets wandeln, wenn sich die Geschlechterrollen ändern.

Ein reichhaltiges Eigenschaftsprofil wurde sowohl im Blick auf die Männer und auf die Frauen hin abgefragt. Die Unterschiede zwischen neuen und traditionellen Männern sind nicht sonderlich groß. Dagegen verbleiben die Differenzen zwischen den männlichen und den weiblichen Eigenschaften: männlich ist tendenziell stark, weiblich hingegen gefühlvoll. (s. Abb. 7, S. 65).

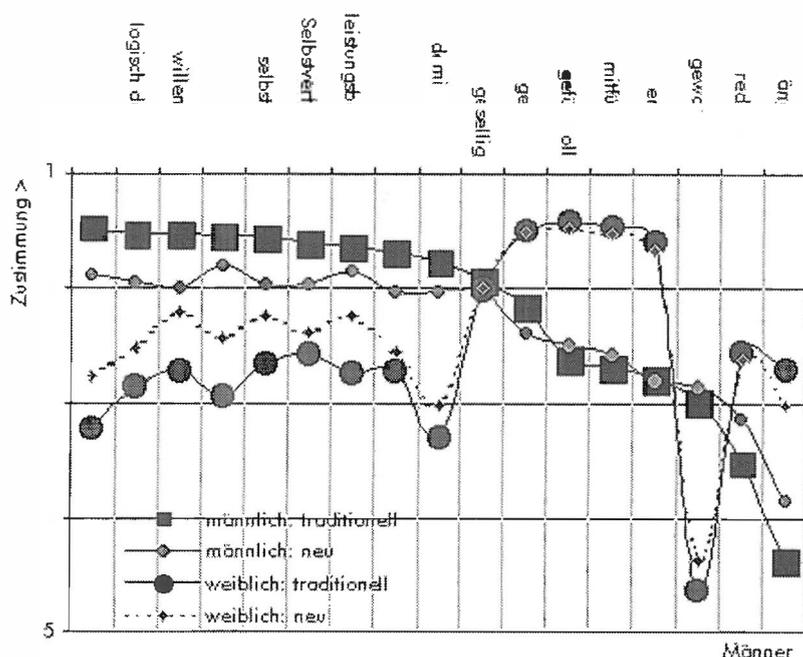
Männer aus Frauensicht

Aufschlussreich sind jene Daten, die einen Vergleich erlauben zwischen der Art, wie Männer sich selbst sehen und wie Frauen sie sehen. Die Tendenz ist wenig überraschend: Männer haben ein günstigeres Selbstbild von sich als Frauen von den Männern. Das betrifft viele untersuchte Aspekte männlichen Lebens: den Umgang mit Kindern, die Rolle in der Familie. Aber auch Gewaltneigung, oder Verdrängung von Angst, beispielsweise vor dem Arzt.

Männerlaboratorien. Mögliche Perspektiven

Wer am neuen Mann Interesse hat, wird fragen, durch welche „andragogische Szenarien“ dieser gefördert werden kann. Dabei steht fest: Am leichtesten ist die rhetorische Veränderung. Es liegt daher nahe, dass sich die Männer – gemessen an den Erwartungen einer partnerschaftlichen Kultur – besser einschätzen, als die Frauen sie sehen.

Abb. 7: Was männlich und was weiblich ist – es gibt Annäherung, aber die Unterschiede bleiben: Frauen bleiben gefühlvoller, Männer gewaltbereiter



Zudem ist es leichter, eine Einstellung zu verändern als das Handeln selbst. Musterbeispiel ist die hohe Bereitschaft von neuen Männern, Erziehungsurlaub zu nehmen (wobei der österreichische sprachsensible Forscher fragt, was daran Urlaub sein soll). Nur 10% der traditionellen Männer halten den Erziehungsurlaub für eine Bereicherung des Mannes, unter den neuen sind es 60%. Die Realisierung dieser Bereitschaft hängt freilich davon ab, ob es wirklich eine „Bereicherung“ ist – also die ökonomischen Prämissen scheinen mitzuspielen. Wenn Männer mehr verdienen, bleiben in den finanziell belasteten Familienhaushalten am Ende doch die eher weniger verdienende Frauen daheim. Aber ist es nur das Geld? Oder gibt es neben der rhetorischen Bereitschaft auf der Oberfläche nicht doch überspielte Widerstände?

Die Forschungsergebnisse zeigen mit einer systematischen Hartnäckigkeit, dass Veränderung von Männern umso geringfügiger ausfällt, je mehr es in die Tiefenschichten der Person geht. An einigen Stellen der Studie deutet sich sogar ein Tiefenverlust an. Denn mag die Destabilisierung der religiös-kirchlichen Orientierung als Reflex auf die religiöse Legitimierung traditioneller Rollenmuster verständlich sein: das Missverhältnis neuer Männer zu Leid und Tod überrascht doch. Hier erweisen sich die Traditionellen besser ausgestattet und kompetenter. Neue Männer teilen hier freilich nur die wachsende Inkompetenz hinsichtlich menschlicher Grundfragen der gesamten „postchristlichen“ Kultur.

Ernsthafte Männerentwicklung ist daher alles andere als eine vorhersehbar erfolgreiche und leicht arrangierbare Sache. „Labor“ im Wortsinne ist nötig,

also Tiefenarbeit. Die Veränderung der kulturellen Oberflächenarrangements ist nur ein Teil der Lösung. Wenn eine bildungsgerechte neue Balance zwischen Erwerbs- und Familienarbeit für Frauen und eben auch für Männer gefunden ist, bleiben die tieferen Fragen immer noch offen. Diese aber lauten elementar: was macht einen Mann aus, und eine Frau? Die Zuflucht zu einfachen biologischen Antwortmodellen ist nutzlos. Wohl aber ein neuartiges Gespräch zwischen der Biologie und der Soziologie (sie werden stellvertretend für anverwandte Disziplinen genannt). Eine Balance ist zu finden zwischen dem Vorfindbaren und dem Formbaren. Und diese Balance ist nicht nur geschlechterpolitisch zu erreichen, sondern braucht einen Raum tänzerischer Freiheit und mutigen Experiments. Vielleicht wird dann manch eine Lösung sich herausbilden, die weder „traditionell“ noch „modern“ ist, sondern durch welche für Frauen und Männer eine neue Tiefe heranreift. Die Lösung wird dann nicht die vordergründige Annäherung der weiblichen und männlichen Lebens-

felder sein. Vielmehr wird sich vielleicht ein neues Miteinander herausbilden, in dem vom Ansatz her Frauen und Männer einander zunächst fremd und befremdlich sind, sie lernen, ganze Männer und ganze Frauen zu werden, um dann verhandelnd in ein spannungsgeladenes Miteinander einzutreten. Statt billige Aussöhnung der Geschlechter wird dann die Befremdlichkeit bleiben. Vielleicht braucht es dann, weil die Geschlechter einander so fremd sind, im jeweils anderen Geschlecht etwas von der Anwesenheit des Fremden, um überhaupt miteinander in Beziehung treten zu können: also in der Frau einen „animus“, im Mann eine „anima“. Das heißt aber nicht, dass Männer weiblich und Frauen männlich zu werden haben, was deren Zerstörung herbeiführen würde. Ziel wäre, anders zu sein, und doch ein Verhältnis haben zu können, weil das Fremde in einem selbst wohnt. Was das alles für gleichgeschlechtlich orientierte Männer und Frauen bedeutet, ist eine der gewaltigen ungelösten Herausforderungen moderner Diskussion.

Doch damit haben wir den Boden einer empirischen Bestandsaufnahme bereits verlassen in die Perspektivik einer möglichen zukünftigen Entwicklung hinein. Diese ist aber notwendig, um der Empirie einen Rahmen zu geben. Die folgenden Untersuchungsergebnisse selbst sind geeignet, manche Vorurteile und Vorurteile über „den“ Mann und „das“ Geschlechterverhältnis zu revidieren. Soweit zielgerichtete, normative Ansätze und „Geschlechterstrategien“ mit Bezug auf die empirische Wirklichkeit argumentieren, werden sie an den Ergebnissen unserer Untersuchung nicht vorbeigehen können. □

Das Alte Testament vermittelt ganz konkrete Vorstellungen von „Männer-Gestalten“. Ihre Beschreibung lässt vor dem inneren Auge der Zuhörer Bilder entstehen, welche Aspekte der männlichen Existenz, der männlichen Sozialisation und der männlichen Spiritualität beleuchten. Diese Begegnung mit männlichen Vor-Bildern des Alten Testaments (die Visualisierung von Männer-Gestalten bzw. von Aspekten des Mann-Seins) bietet die Möglichkeit der Bearbeitung des eigenen Männer-Bildes. Möge der Leser dieser Beschreibungen die Begegnung mit Abraham, Jakob (Heft 235), Josef (Heft 236), Moses (Heft 237), Salomon (Heft 238), Elija (Heft 239) und Jeremia (Heft 240) konstruktiv nutzen und aus dieser Begegnung Konsequenzen für sein Mann-Sein ziehen. Die Männerbilder sind mit freundlicher Genehmigung des Verlags dem Buch entnommen: „Müssen Männer Helden sein? Neue Wege der Selbstentwicklung“ / Paul M. Zulehner (Hrsg) mit Beiträgen von Walter Hollstein, Johannes Kaup, Michael Overmann und Christian Reichart. Tyrolia-Verlag Innsbruck 1998; ISBN 3-7022-2097-6.

ABRAHAM

MICHAEL OVERMANN SDS

Seinen Mann stehen,
aber nicht stehen bleiben

Um das fünfte Jahrhundert vor Christi Geburt verflochten die Herausgeber des Buches Genesis drei alte literarische Quellen miteinander. Diese verschiedenen Versionen von Geschichten und Mythen befassten sich mit unterschiedlichen literarischen und religiösen Interpretationen der Anfänge Israels. Trotz ihrer Unterschiede bewahrten alle Quellen die alten Überlieferungen über Abraham. Aus der Vermischung der drei Quellen ging der „Abrahams-Zyklus“ hervor, heute in Gen 12-25 nachzulesen.

Ob, wann und wie die biblische Figur mit Namen Abraham existierte, entzieht sich unserer Kenntnis, denn es gibt neben den mythologischen Texten nicht die Spur von Beweisen, die ihn in einen bekannten historischen Rahmen stellen würde. Der Name Abraham, der so viel heißt wie „großer Vater“ oder „Patriarch“, legt nahe, dass die Geschichten bei alten hebräischen Erzählern entstanden, die ihre Stammesgenossen mit Lagerfeuergeschichten über ihre Abstammung als Wandervolk informieren und gleichzeitig unterhalten wollten. Sie sind also dem Reich der Mythologie und Überlieferung zuzuordnen und

hatten neben ihrer unterhaltenen Funktion die Aufgabe, Werte wie Gastfreundschaft und Gottes-treue zu vermitteln. Im Tiefsten aber schufen die Abrahams-geschichten einen Mythos für das Volk Israel und für jeden christlichen und islamischen Nachfahren, weil in ihnen Urformen männlicher Spiritualität vorgestellt werden: die Liebe eines Patriarchen und der Glauben eines Pilgers. Der Hauptdarsteller verkörpert eine bewegte und bewegende Väterlichkeit.⁹⁾

Abraham – der Patriarch

Es ist nicht verwunderlich, dass die Geschichtsschreibung eines patriarchalischen Gesellschaftssystems die Vorstellung einer Vater-Figur in aller Ausführlichkeit und gleich zu Beginn vornimmt. Drei Weltreligionen ehren ihn, Abraham, als den „Vater des Glaubens“ und orientieren sich in der Definition von Väterlichkeit in ihrer Darstellung im Buch Genesis. Welches Bild von diesem Mann und Vater wird uns nun vermittelt? Welches Bild von ihm ist in uns entstanden?

Abraham war ein Patriarch, der sich im Blick auf seine Familie

⁹⁾ (vgl. Patrick M. Arnold: Männliche Spiritualität. Der Weg zur Stärke, München 1994, S. 123-137).

seiner Verantwortung bewusst ist. Die Wahrnehmung dieser Verantwortung war für einen Patriarchen des sozial geächteten, hebräischen Volkes vor einigen tausend Jahren eine einsame Aufgabe. Es gab keine Gesellschaftsordnung und keine Obrigkeiten, deren Richtlinien hätten hilfreich sein können; es gab keine Regierung, keine Kirche, keine Schulen und Gerichte, keine Polizisten und Therapeuten zur Unterstützung der väterlichen Autorität. Als Stammvater musste Abraham alles selbst in die Hand nehmen: die Verteidigung der Familie, die Erziehung der Kinder, die Schlichtung von Streit, die Verehrung Gottes und die Leistung geistigen Beistandes – kurz: die Verantwortung für alle Entscheidungen oblag ihm allein.

Das Gesellschaftskonzept des Patriarchentums ist heute unpopulär geworden. Man sieht nur die trügerisch männliche Dominanz, die sich in Erbarmungslosigkeit, Gewaltbereitschaft und Macht-orientierung Ausdruck verleiht. Bedauerlich, denn die Urform der Väterlichkeit kann sich auch anziehend, bereichernd, großzügig und verantwortungsvoll erweisen, so zeigt es uns das Beispiel Abrahams. Immer, wenn ein Mann die Verantwortung für eine Gruppe von Menschen übernimmt, so als wäre er ihr leiblicher Vater, aktiviert er nach dem Vorbild Abrahams diesen Aspekt männlicher Spiritualität in sich. Es ist eine Tragödie unserer Zeit und besonders für unsere männliche Jugend, dass immer weniger Männer den Zugang zu dieser Urform finden.

Der Patriarch ist in der männlichen Psyche das Angebot, anderen Vater zu sein, besonders jenen in der Gesellschaft, die in irgendeiner Weise benachteiligt sind. Neben der Sorge für die eigene Nachkommenschaft kann der Patriarch auch bei anderen den tragischen Verlust des biologischen Vaters durch Tod, Krankheit oder moralische Schwäche ersetzen. Die Väterlichkeit ist den Männern allerdings nicht in den Schoß gefallen; väterliche Eigenschaften verlangten mühsame spirituelle Arbeit und entwickelten sich über Jahr-

tausende; bei der Verbreitung dieser Werte spielte die Bibel eine wichtige Rolle. Aber: noch immer ist die Väterlichkeit so zerbrechlich, dass sie stets verloren geht, wenn Männer von psychischen und sozialen Problemen betroffen sind – sehr zum Nachteil der Kinder. Trotz allem sind manche Männer gesegnet mit einem Überfluss an Liebe und väterlicher Fürsorglichkeit und können nicht nur an ihren eigenen Kindern väterliche Interessen wahrnehmen, sondern auch an den Kindern anderer Menschen. Wenn sie den inneren Patriarchen zum Zuge kommen lassen, kümmern sie sich z. B. um vaterlose oder bedürftige Jugendliche. Patriarchaler Liebe verschaffen auch Lehrer in ihren Klassen, Seelsorger in ihren Gemeinden und Trainer in ihren Mannschaften Geltung in ihrer Sorge um andere.

Eigenschaften des Patriarchen

Zwei besondere Eigenschaften kennzeichnen den Patriarchen: seine Entschlossenheit und sein Großmut.

Die Entschlossenheit

Die erste Tugend umfasst den seltenen Charakterzug der Entschiedenheit und Klarheit. Abraham bewies diese Eigenschaft wiederholt im resoluten Gehorsam gegenüber Jahwe. Trotz allem Schaden, den erbarmungslose Patriarchen anrichten, ihre Kollegen, die sich weigern, zu führen, Entschlüsse zu fassen und Verantwortung zu übernehmen, verursachen weit mehr Probleme. Eine Familie, eine Firma oder eine Kirche zu führen, ist eine schwierige Aufgabe, die nicht ohne Fehler abgeht; doch nicht zu führen, ist das viel schlimmere Versagen. Wer von uns hat nicht schon unter einem Vorgesetzten gelitten, der bei notwendigen Entscheidungen zauderte, „heiße Eisen“ fallen ließ oder glatt war wie ein Aal? Nicht so der Patriarch: Er hat den Mut zum Entschluss, zur Führung und zur Verantwortung. Auch Abraham besaß die Eigenschaften der Entschiedenheit, Beharrlichkeit und Verantwortung für seine Familie. Kein Wunder, dass Jahwe ihn erwählte, um Israel zu segnen, dem

Glauben ein Fundament zu geben und als biblisches Vorbild für die weise Väterlichkeit zu dienen.

Der Großmut

Die Geschichten über Abraham, geschrieben in den Anfängen Israels, in den ruhigen Tagen eines wachsenden Nationalbewusstseins, sind ein Hinweis auf das, was Israel am meisten an einem Vater bewunderte und als Volk am meisten schätzte: Großherzigkeit, Großzügigkeit und eine Verheißung des Friedens für jedermann. Abraham wird als ein entsprechendes Vorbild vorgestellt.

Der Großmut, wie wir diese Eigenschaft nennen, eines gesunden Vaters ist bewundernswert. Wir kennen genügend ängstliche und kleinkarierte Männer und begegnen ihnen in ihren kleinen Imperien ständig wieder, bei der Arbeit, in den Gemeinden, in den Kirchen.

Wir müssen durch ihre Reifen springen und ihre Spiele spielen, bis sie ihren Machthunger in der Demütigung anderer gestillt haben. Ein großmütiger Mann jedoch braucht keine Werbung für sich, er hat seine Größe als Kapital in Form eines großen Herzens. Er ist das, was die Israeliten als „Mensch“ bezeichneten. Damit meinten sie ein wahrhaft humanes Wesen von außergewöhnlicher Großzügigkeit und Weisheit.

So war Abraham

– Als er in Kanaan eintraf, überließ er seinem Neffen Lot die erste Wahl des Weidelandes (Gen 13). Lot wählte die jordanische Ebene, und Jahwe, der sich in Großzügigkeit nicht überbieten ließ, versprach Abraham und seinen Nachkommen gleich das ganze übrige Land Kanaan.



Abraham wohnte bei den Eichen von Mamre. Dort erschien ihm der Herr. Abraham saß gerade in der Mittagshitze am Eingang seines Zeltes. ²Als er aufblickte, sah er wenige Schritte vor sich drei Männer stehen. Sofort sprang er auf, warf sich vor ihnen nieder ³und sagte: „Mein Herr, wenn ich Gnade vor dir gefunden habe, dann geh nicht hier vorüber. Ich stehe dir zu Diensten. ...“ ¹⁰... Sara stand im Rücken Abrahams im Zelt und horchte. ¹²Sie lachte in sich hinein ... ¹³Da sagte der Herr zu Abraham: „Warum hat Sara gelacht? Warum zweifelt sie daran, dass sie noch ein Kind gebären wird?“ ¹⁴Ist für den Herrn irgend etwas unmöglich? ...“ (Gen 18,1-15 nach Gute Nachricht Bibel 1997. Federzeichnung: Rudolf Hensch, Springe 1998)

- Abrahams Großmut zeigte sich auch in seiner Gastfreundschaft, als er die drei geheimnisvollen Besucher empfing (Gen 18). Indem er die bedrohten Reisenden beköstigte und ihnen Schutz vor der Mittagssonne bot, nahm Abraham sie vorübergehend als Söhne an. Jahwe blieb von diesem Verhalten nicht unberührt und versprach Abraham völlig unerwartet einen Sohn; Freigebigkeit verwandelt sich in Fruchtbarkeit. Welch ein Kontrast zwischen der vorgestellten Freigebigkeit und Offenheit eines Patriarchen und der heute vorstellbaren Ängstlichkeit und Engstirnigkeit eines Patriarchats, das Fremde als Risiko abweist, Obdachlose ihrem Schicksal überlässt und Verwahrloste verdammt?
- Der großmütigste Akt Abrahams ist jedoch der hitzige Streit mit Gott. Jahwe hatte beschlossen, die Städte Sodom und Gomorra zu zerstören, bekannt für ihre Grausamkeit gegenüber Fremden. Als Abraham davon Wind bekam, begann er sofort, sich bei Gott für die wenigen Gerechten einzusetzen, die Sodom möglicherweise beherbergte (Gen 18). Nach orientalischer Manier feilschte Abraham mit Jahwe um jeden Gerechten. Weshalb würde Abraham seine Beziehung zu Gott aufs Spiel setzen, wo er doch gerade erst das Versprechen eines lang ersehnten Sohnes erhalten hatte? Ein Mann, der Zugang zu seinem inneren Patriarchen gefunden hat, entwickelt eine Barmherzigkeit, die über die Gerechtigkeit hinauswächst, eine Sensibilität, die die Sehnsucht der Menschen wahrnimmt und eine Verantwortung, die sich auf die Bedrängnis der Hilfesuchenden einlässt. Eine verantwortliche Väterlichkeit rechnet nicht, bevor sie handelt, sie handelt spontan und entschlossen.

Abraham – der Pilger

Die biblische Vorstellung des Abraham beginnt mit Gottes aufrüttelndem Befehl an den Fünfundsiebzigjährigen: „Verlasse dein Land, deine Familie und das Haus

deiner Väter und begib dich in das Land, das ich dir zeigen werde.“ (Gen 12,1). Keine Erklärungen, keine Entschuldigungen, kein Hin und Her! Jahwe gibt nur ein Versprechen ab: „Ich werde aus deinem Stamm ein großes Volk machen; ich werde euch und euren Namen segnen.“ Abraham gehorchte und verließ seine Heimat, um sich mit seiner Frau Sarah und seinem Neffen Lot auf die Suche nach dem gelobten Land zu machen.

Wie konnte dieser alte Bursche den einzigen Ort verlassen, den er je gekannt hatte; wie konnte er das Land zurücklassen, für das er geschuftet hatte; wie konnte er die Vorzüge des aramäischen Rentenalters aufgeben, einfach, weil eine Stimme, die sich als „Gott“ ausgab, es befahl? Einfacher Gehorsam wird als Motiv nicht ausreichen. Was Abraham über Alter und Reichtum hinaus vorzuweisen hatte, war der Charakterzug des Pilgers; der Geist des Pilgers war in ihm lebendig. Eine bewegliche und dynamische Männlichkeit ist die Energie, die den inneren Pilger nährt, und hat den Mut, der Aufbrüche und Neuanfänge wagt.

Eine ungewöhnliche Eigenschaft für einen mittelöstlichen Patriarchen; ungewöhnlich auch für eine patriarchale Gesellschaft. Bekanntlich kehrt in das Patriarchat jeder Kultur leicht Langeweile und Starrheit ein:

- wenn es alle Fragen beantworten kann,
- wenn es Gesetze erlässt und Abweichungen bestraft,
- wenn es sich vor Neuem drückt und Widerstände bricht,
- wenn es sich nicht überraschen lässt und alles im Griff hat,
- wenn es allen seinen Willen aufzwingt bis zum letzten Atemzug.

Wir kennen solche starren Herren und die Lähmung, die sie in allen bewirken, die empfindlich auf ihre Herrschaft reagieren. Es ist ein Teil ihrer männlichen Tragödie, dass jeder von ihnen ein heldenhaftes Leben führte, bevor er den stillen Entschluss fasste, Mauern um sich zu errichten und die Türen und Fenster zu schließen.

Abraham überwand diese Schattenseite des Patriarchats; vielleicht lehrte ihn die Beobach-

tung der Herden, das Wachstum der Ernten und die Erfahrung der Natur die fundamentale Weisheit, dass nur dort Leben, wo auch Veränderung ist. Die griechische Philosophie lehrt: „Alles fließt! Alles ist in Bewegung!“ Nur ein unsicherer Mann und Vater hasst Veränderungen, weil sie sein Selbstgefühl und seine Macht bedrohen. Doch die Wirklichkeit sieht so aus, dass tatsächlich alles in Fluss ist, sich verändert. Der Pilger ist die männliche Urform der Veränderung, die innere Stimme, die uns ruft, wenn es wieder einmal Zeit wird, aufzubrechen und eine neue Welt zu suchen.

So weckte die Stimme Gottes den inneren Pilger Abrahams. Ohne Knieschlottern, ohne Verlegenheit und ohne Verwünschungen bricht er auf. Die negative Erfahrung des Verlustes münzt er um in die positive Erwartung einer Chance. Voraussetzung für diese Einstellung zum Leben ist Bescheidenheit, Demut und Hoffnung. Bescheidenheit und Demut jetzt als menschliche Eigenschaft, die offen ist für Gott, offen für das Leben, offen für Veränderungen und verbunden ist mit der Tugend der Hoffnung. Diese Hoffnung darf nicht mit Zweckoptimismus verwechselt, sondern sollte vielmehr als Mischung aus Mut, Risikobereitschaft und Vertrauen verstanden werden. Wie eine sich selbst erfüllende Prophezeiung schafft sie eine viel versprechende Zukunft.

Der Pilger in dir

Eine weit verbreitete Einstellung unter Männern und Vätern ist heutzutage die Resignation, jene stille Verzweiflung, die glaubt, schon alles zu kennen, nichts Besseres mehr vom Leben erwarten zu können, und die sich grimmig der Routine des Alltags angepasst hat. Das Geld rollt auf das eingerichtete Konto, die Steuern werden monatlich bezahlt und das Abendessen steht pünktlich auf dem Tisch. Wen interessiert schon, wie der Vater mit dem Erwartungs-, dem Finanz- und dem Leistungsdruck fertig wird; wen interessiert schon, dass er insgeheim seelisch ausgehungert ist? Väter haben noch viel zu tun auf

dem Weg zu ihrer Selbstverwirklichung.

Und du? Wo gehst oder stehst du auf deinem Lebensweg? Weißt du möglicherweise auch nicht mehr weiter? Ein Ausweg aus der Malaise wäre die Besinnung auf den inneren Pilger:

- Frag ihn, ob er sich an seine größten Wünsche und Kinderträume erinnern kann?
- Frag ihn, was er wirklich will, wonach er sucht und wohin er sich wenden möchte?
- Du könntest ihn so vieles fragen.

Der Pilger in deiner Seele weiß Antworten und Auswege. Und wenn dir eine altbekannte Stimme sagt: „Das schaffst du nie!“, hält Abraham dagegen: „Mit fünfund-siebzig Jahren fängt das Leben an!“ Ob Alt oder Jung, die Ignoranz des inneren Pilgers bedeutet eine Gefahr für deine Seele. Der Pilger ist die Urform spiritueller Bewegung und Veränderung, ohne die du stagnierst, verknöcherst und seelisch stirbst; der Pilger in dir ruft zum Aufbruch, ruft zur Umkehr.

Abraham und du

Zum Besten an den alttestamentlichen Geschichten gehört, dass sie vor den Tagen religiöser Frömmerei und vor einer kontrollierten Verbreitung geschrieben wurden. Sie sind unkompliziert und erlauben uns auch einen Blick auf die Schattenseiten der vorgestellten Gestalten. Nur so haben wir die Chance, den ganzen Menschen in seiner Entwicklung, mit seinen Stärken und Schwächen zu sehen, von seinen Fehlern zu lernen und uns unsere eigenen vielleicht besser einzugestehen. Es liegt ein Trost in der Erkenntnis, dass ebenso menschliche Wesen wie wir in der Bibel vorkommen; Abraham bildet da keine Ausnahme. Seine Geschichte als Vater eigener Söhne ist eine Entwicklung mit allen Höhen und Tiefen. Beschränken wir uns in diesem Zusammenhang aber zunächst auf die beiden Urformen männlicher Spiritualität, des Patriarchen und des Pilgers, so bleibt die Frage nach ihrer Bedeutung für dich und mich:

Lässt du deine Väterlichkeit zur Geltung kommen?

- Setzt du dein Selbstbewusstsein und deinen Mut zur Übernahme von Verantwortung ein als Partner deiner Frau, als Vater deiner Kinder, als Kollege am Arbeitsplatz, als Betreuer einer Jugendgruppe, als Stütze eines belasteten Menschen ...?
- Zauderst du, wenn du von anderen angesprochen wirst oder weißt du um deine Rolle im Einsatz für das Leben und bist du bereit zu entschlossenem und konsequentem Handeln?
- Kreist du mit deinen Gedanken und deinem Tun um dein persönliches Wohl oder kannst du großmütig andere zum Zuge kommen lassen?
- Denkst du, „man kann ja doch nichts ändern“ oder fängst du mit dem Einsatz für die Würde des Lebens und der Menschen bei dir und in deiner Umgebung an?

Lässt du deinen inneren Pilger zu Worte kommen?

- Hast du dich eingenistet und versuchst du alles im Griff zu haben oder bist du ein beweglicher und offener Mann?
- Weichst du den Neuigkeiten und Veränderungen in deinem Leben oder deinem gesellschaftlichen Umfeld aus oder lässt du dich offensiv auf sie ein?
- Siehst du Veränderungen als Verlust des Altbewährten oder siehst du sie als Chance neuen Lebens?
- Überhörst du die Stimme Gottes, die Aufbruch und Umkehr fordert oder engagierst du dich in der Familie, am Arbeitsplatz, im Freundes- oder Bekanntenkreis und setzt so persönliche Akzente?
- Beschränkst du dich im geistig-geistlichen Bereich mit dem, was du einmal gelernt hast oder renovierst du deinen Erkenntnisstand durch die Auseinandersetzung mit anderen Meinungen und die Begegnung mit neuen Ideen?

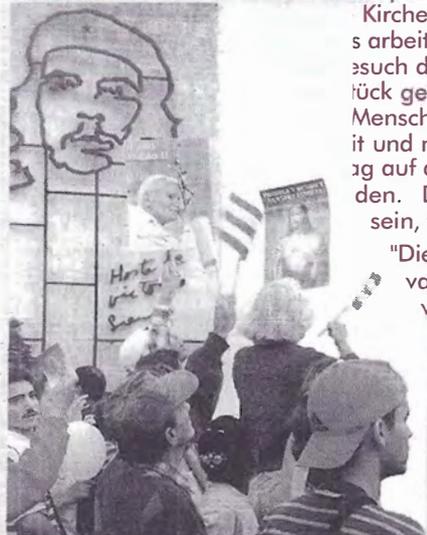
Betrachtenswerte Schriftstellen

Gen 12,1-9:	Die Berufung Abrahams
Gen 16,1-6:	Geburt Isaels
Gen 17,1-27:	Der Bund und die Beschneidung
Gen 18,1-15:	Besuch der drei geheimnisvollen Männer
Gen 18,16-33:	Streit mit Jahwe um die Gerechten in Sodom
Gen 21,1-21:	Geburt Isaaks/Verstoßung Hagens und Isaels
Gen 22,1-19:	Gefordertes Opfer Abrahams

... und machen einander reich"
Kuba ist Schwerpunkt der Adveniat-Aktion '98

Adveniat lädt in diesem Jahr dazu ein, an der Brücke der Solidarität nach Lateinamerika mitzubauen. Im Mittelpunkt der Aktion '98 stehen Kuba, seine Kirche. Kubas Kirche lebt: In vier Jahrzehnten hat sie sich zurückgezogen, sie arbeitete sie still und im Verborgenen. Jetzt, nach dem Besuch des Papstes zu Jahresbeginn, hat sich die Kirche wieder zurück geöffnet. Die Kirche ist jeden Tag mutig für Menschen da, die nach Gemeinschaft, Geborgenheit und menschlichen Werten suchen. Denn der Alltag auf der kubanischen Trauminsel ist härter geworden. Die Menschen müssen Überlebenskünstler sein, wenn sie nicht hungern wollen.

"Die Adveniat-Kampagne Kubas hat begonnen", wertete Kardinal Jaime Ortega die Kubareise von Johannes Paul II. als ersten Schritt eines neuen Dialogs als Zeichen des Aufbruchs und der Hoffnung. Adveniat, Partner für die Kirche ganz Lateinamerika, möchte mit seiner Aktion in diesem Advent ein Zeichen setzen und Kubas Kirche den Rücken stärken. Adveniat kann stärker und offener als vor dem Papst nach auf Kuba helfen – mit Ihrer Hilfe.



„Säkularität und Evangelisierung in Deutschland“

43. Gesamtkonferenz der Katholischen Militärseelsorge in Magdeburg

Die diesjährige 43. Gesamtkonferenz vom 9. bis 13. November in Magdeburg stand unter dem Leitwort

„SÄKULARITÄT UND EVANGELISIERUNG IN DEUTSCHLAND“.

Die seit der „Wende“ gegebene Aufteilung der Bevölkerung in ein Drittel evangelische, ein Drittel katholische Christen und ein Drittel Konfessionslose bzw. Andersgläubige hat die bereits seit mindestens Mitte des Jahrhunderts innerhalb und neuerdings auch außerhalb der Kirchen diskutierte Frage „Deutschland – Missionsland?“ noch mehr zugespitzt. Die Kirchen stehen einem internen und externen Pluralismus und Individualismus gegenüber bei gleichzeitig religionsproduktiven Tendenzen in der Gesellschaft insgesamt. Wie die meisten großen sozialen „Organisationen“ leiden sie unter Mitgliederschwund und sehen sich einer zunehmenden gesellschaftlichen Deinstitutionalisierung gegenüber. Diesem Komplex widmete sich schwerpunktmäßig der Vortrag von Prof. Dr. Michael N. Ebertz aus religionssoziologischer Sicht. Der Magdeburger Bischof Leopold Nowak konkretisierte vor den Militäregeistlichen die Situation, in der sich Christen und Kirche in Deutschland befinden, in Bezug auf den Osten Deutschlands:

- Wie kann auch heute vom Evangelium gesprochen werden, damit es auch von Menschen verstanden wird, die jahrzehntelang unter atheistischer Herrschaft lebten?
- Wie können diejenigen, die sich ihren christlichen Glauben in der ehemaligen DDR bewahrten, mit

den veränderten gesellschaftlichen, staatlichen und kirchlichen Bedingungen zurecht kommen?

In seinem Vortrag „ARMEE DER EINHEIT – BILDER UND ZERR-BILDER“ brachte Brigadegeneral Hans-Otto Budde aus militärischer Sicht die Lage der Soldaten in den Neuen Bundesländern zur Sprache (s.S. 11-13 in diesem AUFTRAG). In Workshops beschäftigten sich die Militärseelsorger mit aktuellen Themen der Pastoral, der Spiritualität, der Streitkräfte und der Gesellschaft. Bei der diesjährigen Gesamtkonferenz gab Militärgeneralvikar Prälat Jürgen Nabbefeld einen ausführlichen BERICHT ZUR LAGE DER KATHOLISCHEN MILITÄRSEELSORGE ab, der in den Passagen, die für die Laienarbeit von Interesse sind, auf den nachfolgenden Seiten 71-78 wiedergegeben wird.

Die seit Beginn der Katholischen Militärseelsorge in der Bundeswehr jährlich stattfindenden Gesamtkonferenzen der hauptamtlichen katholischen Militäregeistlichen und Pastoralreferenten unter der Leitung des Militärbischofs wollen Begegnungen sein, die

- dem wechselseitigem Austausch dienen,
- die das Gespräch mit Vertretern aus Kirche, Politik, Bundeswehr und Gesellschaft ermöglichen,
- die theologische, sozialwissenschaftliche und spirituelle Fortbildung anbieten und
- die nicht zuletzt Zeiten und Orte des brüderlichen Miteinanders zur Verfügung stellen. □

Pontifikalamt des Militärbischofs, Erzbischof Dr. Johannes Dyba, in der St. Sebastian Kirche in Magdeburg (r.)



„Kirche soll bei den Menschen sein, inmitten ihrer ganz konkreten Lebenssituation. ... Seelsorge ist wohl immer ein Zeichen von Solidarität unter den Bedingungen eines bestimmten Ortes und einer konkreten Situation,“ sagte der Magdeburger Diözesanbischof Leopold Nowak (l.) – hier im Gespräch mit dem Katholischen Wehrbereichsdekan VII, Prälat Heinrich Hecker – am 10. November zu den katholischen Militäregeistlichen

(Fotos von der Gesamtkonferenz: M. Beyel, KMBA)

Bericht zur Lage der Katholischen Militärseelsorge

Militärgeneralvikar Prälat Jürgen Nabbefeld

In unserer immer mit einigem Vorlauf geschehenden Planung hinsichtlich der Orte, an denen die Gesamtkonferenz stattfinden soll, war für dieses Jahr Magdeburg, die Hauptstadt des neuen Bundeslandes Sachsen-Anhalt festgelegt worden. Wesentliche Gründe für die Wahl dieses Ortes waren der Wunsch, nach der 1995 in Potsdam durchgeführten Konferenz erneut einen Ort in den neuen Bundesländern zu besuchen, um auf diese Weise unsere besondere Verbundenheit mit diesem Teil unseres Vaterlandes und seinen Menschen zum Ausdruck zu bringen. Der Ort zeichnet sich nicht zuletzt auch dadurch aus, dass sich hier, in einer Landeshauptstadt, der Sitz eines neu errichteten katholischen Bistums befindet, für dessen Gastfreundschaft und großes Entgegenkommen bei der Vorbereitung wir sehr dankbar sind. Zugleich befindet sich hier der Sitz der Kirchenleitung der Provinz-Sächsischen Evangelischen Landeskirche. Trotz einer langen christlichen und kirchlichen Geschichte dieser Stadt, die bis zur Mitte des 17. Jh. Sitz eines katholischen Bistums war, bilden die evangelischen und katholischen Christen in dieser Stadt eine Minderheit, allerdings eine, die sich ihrer öffentlichen Verantwortung sehr bewusst ist und sich in allen öffentlichen Angelegenheiten, nicht zuletzt auch der Politik, stark engagiert.

Damit lässt sich die Brücke zu der zentralen Thematik schlagen, die der Priesterrat unserem Militärbischof für die Konferenz vorgeschlagen hat: der Säkularisierung der Gesellschaft und der sich daraus ergebenden Fragen und Impulse für eine neue Evangelisierung unseres Vaterlandes. Damit ist eine Problemstellung aufgegriffen, die wir Militärseelsorger in der ganzen Bundeswehr mehr oder weniger stark im Alltag der Soldaten und der Truppe erleben, die uns hier aber – im Milieu der lange durch die SED-Diktatur geprägten Gesellschaft eines neuen Bundeslandes – unverhüllt und

direkter entgegentritt. Ich bin froh und dankbar, dass die Analyse der Situation, das Bedenken ihrer Ursachen und Begleitumstände und insbesondere das Nachdenken über die Zukunft unserer Pastoral durch die Ortskirche, insbesondere aber durch den Diözesanbischof Leopold Nowak, der ein zentrales Referat persönlich übernommen hat, eine so kräftige Unterstützung erfährt.

...

1. „Politisches Umfeld und Bundeswehrführung“

Wir alle stehen noch unter dem Eindruck der sich als Ergebnis der Bundestageswahl vom 27. September diesen Jahres ergebenden Situation neuer Mehrheiten und der neugebildeten Bundesregierung. Unbeschadet persönlicher politischer Einstellungen werden wir als katholische Christen und Demokraten der Arbeit dieser Regierung Erfolg und Gottes Segen wünschen. Für uns Christen ist es eine ernste Tatsache, dass die Regierung Verantwortung für das ganze Land und das ganze deutsche Volk trägt. Als Bürger sind wir individuell gefordert, weiterhin unseren Dienst am Gemeinwohl zu leisten, der Kirche als ganzer obliegt die Pflicht, das Evangelium in Wort und Tat zu verkündigen, das Gewissen der Verantwortlichen und aller Bürger ethisch zu orientieren und durch Taten der Liebe und Seelsorge einen eigenen, unverwechselbaren Beitrag zum Gemeinwohl des ganzen Volkes zu leisten. Das gilt für die ganze Kirche unseres Landes, es gilt nicht minder für unsere Katholische Militärseelsorge. Unter diesem Aspekt will ich ausdrücklich auf jenes gemeinsame Ziel hinweisen, das die jetzt die Bundesregierung tragenden Koalitionsparteien in ihrer Koalitionsvereinbarung formuliert haben, insofern sie die Zusammenarbeit mit den Kirchen zu fördern ankündigen. ...

Die neue Bundesregierung hat im Hinblick auf die Aufgaben und Ziele der Bundeswehr in Wort und



Tat bereits klargestellt, dass sie die Grundlinien der bisherigen Politik fortzusetzen bereit ist. Dazu gehört aus der Sicht von uns Militärseelsorgern auch der tatkräftige Einsatz dafür, dass unsere Soldaten ihren Dienst für Frieden, Freiheit und Sicherheit der Völker mit der öffentlichen Unterstützung und Anerkennung leisten können, der ihnen gebührt.

Inwieweit die Bundeswehr selbst neu organisiert und stationiert wird, soll durch Beratungen einer von der Bundesregierung zu berufenden Wehrstruktur-Kommission vorbereitet werden. ... Inwieweit die Militärseelsorge im Rahmen ggf. vorzuschlagender organisatorischer Maßnahmen selbst betroffen ist, wird sich zeigen. Die gegebenen Rechtsgrundlagen für unsere Militärseelsorge allein stellen schon sicher, dass ggf. vorzunehmende Veränderungen einvernehmlich und im Geiste eines guten Miteinander getroffen werden. Diese Feststellung gibt mir Anlass, mit Dankbarkeit auf die in kluger Weise getroffenen Vorgaben des Heiligen Vaters und seiner römischen Behörden hinzuweisen, die durch die 1986 erlassene Gesetzgebung zur Militärseelsorge und die sich daran in Deutschland anschließende Überarbeitung der

Päpstlichen Statuten ein stabiles rechtliches Fundament für unseren Seelsorgedienst gelegt haben. Aus katholischer Sicht besteht in keiner Weise Anlass, die hier erneut bestätigten, über Jahrzehnte in Bundeswehr und Kirche bewährten Grundlagen auch nur in irgendeiner Weise zur Disposition zu stellen. Katholischerseits hoffen wir sehr, dass in diesen Fragen der in den 50er-Jahren erreichte Konsens zwischen der Evangelischen Kirche in Deutschland und unserer Katholischen Kirche Bestand hat und im Hinblick auf die Regelungen der Seelsorge in den neuen Bundesländern eine neue Bestätigung erfährt.

...

2. Ökumene

Um es zu Beginn ganz deutlich zu sagen: die Beziehungen zwischen der Katholischen und evangelischen Militärseelsorge in der Bundeswehr sind traditionell eng, gut und auch für das gemeinsame Zeugnis des Glaubens fruchtbar. Was in Jahrzehnten kontinuierlich gewachsen ist, was vielfache Vertiefungen erfahren hat, vor allem sich im Zusammenhang der gesamten ökumenischen Bewegung zwischen den Christen unseres Landes stetig intensiviert hat, das ist auch in manchmal neuen oder schwierigen Situationen belastbar.

...

Wirkliche Gefährdungen der Ökumene als einer Brücke zwischen unseren Kirchen möchte ich heute in unserem eigenen Bereich benennen. Es sind Unsicherheiten, über das, was wir schon gemeinsam tun können, und über jenes, was uns an Gemeinsamen noch verwehrt ist, wenn wir uns nicht den Boden entziehen wollen, auf dem wir selber stehen. Es wird immer nur eine Einheit der Kirchen geben können, die auf der wachsenden Einheit im Glauben aufruhet. Ökumene setzt authentische Konfessionalität voraus.

Wir können Vieles gemeinsam tun. Das ist zuerst – als Basis und als Glaubwürdigkeits-Test allen geistlichen Tuns – die getreue, kontinuierliche und umfassende Zusammenarbeit im Alltag. Das gilt für jeden Standort, das gilt für die Seelsorge bei den Auslandseinsätzen der Bundeswehr, das gilt auf

den Schiffen unserer Bundesmarine, das gilt für die Zusammenarbeit zwischen den Wehrbereichsdekanen und auch zwischen den Ämtern in Bonn. Jeder, der neu in die Militärseelsorge eintritt, muss lernen, dass manche Verunsicherung und manches Konkurrenzverhalten, das sich oft zu schnell als konfessionell, kirchlich bedingt, aus gibt, in der mangelnden Fairness von Zusammenarbeit und wechselseitigem Respekt gründet.

Ökumene aber bedeutet mehr. Sie ist das gemeinsame Zeugnis der Einheit, die uns – durch Christus geschenkt – bereits heute gegeben ist. In vielfältigen Formen kann und muss der gemeinsame Glaube an Gott und Christus, an das von Christus geschenkte Heil und die Erlösung unserer Welt und Zeit gemeinsam in der Bundeswehr bezeugt werden. Viele Formen sind möglich, vieles wird auch praktiziert. Der Blick für die kleinen Dinge im Alltag bedarf der Schärfung. So sollte keine Gottesdienstfeier, auch keine konfessionelle, ohne das Gebet für Einheit im Glauben bleiben. Gebet und Schriftlesung, Begegnungen mit den Soldaten, gemeinsame Unterrichte in Arbeitsgemeinschaften und manches mehr sind die Orte und Zeiten, wo durch Aufmerksamkeit, Respekt und geschwisterlicher Verbundenheit die gegebene bzw. erreichte Einheit bezeugt werden kann.

Diese breite, für unsere Wirklichkeit weitaus überwiegende Wirklichkeit des Gemeinsamen darf uns aber nicht davon ablenken, dass es auch einiges gibt, was wir – noch – nicht gemeinsam tun können. Hier sollte nicht gleich an die Frage von Eucharistiefeier und Abendmahl gedacht werden; auch andere Wirklichkeiten bedürfen des Schutzes vor einer Überforderung. ...

Wenn also schon Versuche einer örtlichen Zuschreibung in die Zuständigkeit der einen oder anderen Militärseelsorge nicht akzeptiert werden können, so gilt dies erst recht für die möglicherweise erhobenen Ansprüche auf die alleinige oder dominante Zuständigkeit für ganze Regionen. Die Bundeswehr in Niederbayern ist nicht katholisch, ebenso wie sie in der Mark Brandenburg nicht evangelisch ist. Die Bundeswehr ist – unter den hier zugrunde liegenden

Gesichtspunkten – als Ganze paritätisch. Es gibt weder auf das Ganze gesehen noch für einzelne Gebiete oder Bereiche der Streitkräfte eine unterschiedliche Wertigkeit der Militärseelsorge unserer beiden Kirchen. Alles was dagegen verstößt, beeinträchtigt die wahren und unverzichtbaren Grundlagen weiterer ökumenischer Fortschritte.

Um es ganz klar zu sagen: Für die Zusammenarbeit und die Vertiefung des ökumenischen Zeugnisses auf dem Weg zur weiterreichenden und tieferen Einheit der Kirchen ist unsere katholische Identität unaufgebbar. Die Feier der Eucharistie an allen Orten, an denen sich Soldaten der Bundeswehr aufhalten, wo sie und ihre Familien leben, ist nicht nur Symbol dieser lebendigen Identität, sondern sie stiftet eben diese. Wir alle müssen uns wirklich Gedanken darüber machen, wie diese zentrale Feier unseres Glaubens, die als wahrhaft katholische immer darauf zielt, alle Christgläubigen – hier und auf der ganzen Welt – einzuschließen, in der Bundeswehr gegenwärtig bleiben kann. Ich weiß, dass sich für unsere evangelischen Amtsbrüder und die evangelischen Mitchristen unter den Soldaten und ihren Familien mit dieser Forderung nach der lebendigen Gegenwart der eucharistischen Feier ganz schnell der Gedanke verbindet, wie denn die Teilnahme evangelischer Christen am liturgischen Vollzug ermöglicht werden kann. Hier müssen wir herzlich darum bitten, dass unsere evangelischen Brüder und Schwestern die Regeln und Gesichtspunkte respektieren, die unsere Kirche in dieser Frage aufgestellt hat.

3. Einige Grundlinien unseres pastoralen Dienstes

... Hier lässt sich ein weiterer Gedanke anschließen, der mir beim Nachdenken über unsere Militärseelsorge immer deutlicher wird. Unser Apostolat ist ein auf „Innerlichkeit“ beruhendes. Es gründet in dem, was Gott durch Christus in uns als Geschenk des Glaubens eingestiftet hat und was einer sorgfältigen Pflege bedarf. Unser Militärbischof hat öffentlich vielfach darauf hingewiesen, dass

„Zwischen meiner Aufgabe (als Wehrbeauftragte) und Ihrem Auftrag als Militärseelsorger sehe ich Gemeinsamkeiten, wenn es darum geht, dem Menschen, der in Not ist, der nicht mehr zurecht kommt, einen Weg aus seiner Lage aufzuzeigen und ihn hierbei zu begleiten. Unser Auftrag gebietet, geduldig zuzuhören, wenn die Soldatin, wenn der Soldat ihre Sorgen und Nöte aussprechen wollen. Sie müssen die Gewissheit haben, ihr Herz ausschütten zu dürfen.“ Aus dem Grußwort der Wehrbeauftragten des Deutschen Bundestages Claire Marienfeld (l.) Gästeabends der Gesamtkonferenz, hier im Gespräch mit Militäregeistlichen



die Stärke und Glaubwürdigkeit des Evangeliums in der Öffentlichkeit unserer Gesellschaft nicht durch Apparate, Organisation, Bürokratie und Medieneinfluss unserer Kirche gesichert werden kann, sondern nur durch den gelebten Glauben der Gläubigen. Um die Strahlkraft des Glaubens aus den Tiefen unseres Lebens sichtbar machen zu können, bedarf es sorgfältiger Pflege dieses Lebens durch eine ausgewogene, intensive und auf das Leben der Kirche hin geöffnete Spiritualität. Manche Klage über Arbeitsüberlastung, frustrierende Erlebnisse, die vorgebliche Erfolglosigkeit des eigenen Handelns, die Einsamkeit und das Nichtverstandenwerden müssen wir vielleicht doch als Folgen einer geistlichen Leere, eines Austrocknens der spirituellen Quellen im Inneren und einer zu wenig in der Mitbrüderlichkeit verankerten Praxis von Gebet, Meditation und Vertiefung in die Schrift erkennen. ...

4. Personallage

Gegenwärtig verfügt die Katholische Militärseelsorge über 107 Dienststellen, davon 8 für (Wehr-)Bereichsdekane und 99 für Standortpfarrer (oder vergleichbare im Bereich der Flotte etc.). Im hauptamtlichen Dienst der Militärseelsorge befinden sich 70 Priester als Standortpfarrer, 15 Pastoralreferenten und 99 Pfarrhelfer, davon 6 Pfarrhelferinnen. 11 Seelsorgebezirke sind derzeit vakant. In der Kurie des Katholi-

schen Militärbischofs sind im Bereich des Katholischen Militärseelsorgeamt 36 Bedienstete ... tätig. Die Katholische Soldaten-seelsorge beschäftigt insgesamt 171 Personen.

...

5. Pastoralkonzept

Die Ausformulierung eines umfassenden, zugleich aber knapp gefassten „Pastoral-Konzepts“ der Katholischen Militärseelsorge war einer 25-köpfigen Vorbereitungsgruppe übertragen worden, in der neben dem Katholischen Militärbischofsamt Vertreter aller Ebenen und Gremien mitwirken. Im Sommer erfolgte eine zweite Überarbeitung der 14 Themenbereiche. Über die (Wehr-)Bereichsdekane wurden die haupt- und nebenamtlichen Militärseelsorger, über den Vorstand der Zentralen Versammlung die Pfarrgemeinderäte, über den GKS-Bundesvorstand die GKS-Kreise aufgefordert, zum vorliegenden Entwurf Stellung zu nehmen und schriftliche Eingaben einzureichen. Ebenfalls wurden die Katholische Arbeitsgemeinschaft für Soldatenbetreuung (KAS) und die aktion kaserne (ak) zur Beteiligung eingeladen.

Rückmeldungen zeigen einerseits, dass das Pastoralkonzept große Erwartungen hervorruft; andererseits zeigen die Stellungnahmen, die in sich sehr unterschiedlich sind, dass diese Erwartungen manchmal gewisse Überforderungen beeinhaltet.

Der Begriff „Konzept“ muss

noch einmal überdacht werden; vielleicht sollte es eher „Pastorale Leitlinien“ genannt werden. Eine Reihe von Eingaben fragen mit einem gewissen Recht nach dem eigentlichen „Konzept“-Anteil im vorgelegten Entwurf, also einerseits nach dem „Neuigkeitswert“, andererseits nach der Stringenz hier geforderter oder vermuteter durchgängiger Linien.

Die weitere Bearbeitung innerhalb der Arbeitsgruppe macht eine nochmalige, grundlegende Bearbeitung der vorliegenden Texte erforderlich. Nach diesem Arbeitsgang soll dann eine vereinheitlichende Redaktion erfolgen und eine erste, vorläufige Endfassung erstellt werden. Die Arbeitsgruppe soll diese Fassung Anfang Februar 1999 behandeln, sodass im Frühsommer des nächsten Jahres mit dem Abschluss des Projektes gerechnet werden kann. ...

6. Neues Soldatengesangbuch

In drei Arbeitstreffen hat im Jahre 1998 eine 20-köpfige Vorbereitungsgruppe erste inhaltliche Festlegungen für die Neukonzeption eines katholischen Soldatengebet- und -gesangbuches getroffen. Die Vorbereitungsgruppe setzt sich zusammen aus Militärpfarrern, Pastoralreferenten und Pfarrhelfern, die aus den (Wehr-) Bereichen entsandt wurden. Eine ca. 200 Gesänge umfassende Liedauswahl ist bereits getroffen.

Die bisherige enge Anbindung an das „Gotteslob“ soll aufgegeben werden. Damit geht der neue Entwurf auf Zielvorstellungen zurück,

die früheren entsprechenden Soldatengesang- u. -gebetbüchern zugrunde lagen. Sie sollten in erster Linie zielgruppenorientiert sein, die besonderen Fragen und Situationen im Leben des Soldaten geistlich erschließen und auch in der äußeren Gestaltung den besonderen Bedürfnissen des Gebrauchs im militärischen Bereich genügen. So sind sämtliche Texte als Einführung zu den einzelnen Teilen des Buches (Gebete; Sakramente; Gebete; Kirchenjahr; Messfeier) neu formuliert. Ein Augenmerk muss auch auf die besonderen Situationen und Problemstellungen gelenkt werden, die sich mit den Auslandseinsätzen der Bundeswehr zur Friedenssicherung verbinden.

Wenn die Arbeit nach Plan verläuft, kann bis Ende des Jahres ein fast vollständiges Rohmanuskript des neuen Gebetbuches vorliegen. Es soll auch in Zukunft zwei Erwartungen genügen: als Rollenbuch für die Gemeinde bei der lebendigen Feier der Liturgie sowie als Grundlage für das persönliche Beten und Meditieren.

7. Lebenskundlicher Unterricht in der Truppe

Da es seit Einführung von 16 Standardthemen keine festgelegte zeitliche Abfolge von Themen für den Lebenskundlichen Unterricht (LKU) gibt, sind die Militärseelsorger hier angehalten, eigenständig Schwerpunkte zu setzen. Auch 1999 soll – wie in diesem Jahr – das Anliegen der ökumenischen „Woche für das Leben“ (Mai 1999: Schöpfung) im LKU thematisiert werden. In diesem Zusammenhang ist auch im Mai 1998 das erste Heft der „Soldatenbriefe“ erschienen, die in Zukunft unter dem Titel „Zum Thema ...“ in neuem Layout geplant sind.

Über die inhaltliche Gestaltung des Lebenskundlichen Unterrichtes für die Grundwehrdienstleistenden hinaus stellt sich die prinzipielle Frage nach dem eigentlichen „Status“ des Lebenskundlichen Unterrichts. Seine rechtlichen Grundlagen scheinen nach wie vor tragfähig; die Erteilung durch Militärseelsorger beider Kirchen wird innerhalb der Militärseelsorge und bei den Soldaten nach wie vor akzeptiert. Es stellt sich allerdings die Frage, in

welchem Umfang der LKU tatsächlich präsent im Leben der Truppe ist. Über die zu ermittelnden Ursachen kann erst nach einer entsprechenden Lageerhebung sinnvoll gefragt werden. So soll vorerst über die (Wehr-)Bereichsdekane eine Ermittlung der insgesamt (sinnvollerweise) zu erteilenden LKU-Stunden erfolgen. Dann lässt sich ein Ist-Soll-Vergleich anstellen, der einerseits über die „Reichweite“ des LKU Auskünfte ermöglicht, zugleich aber auch den allein für diesen besonderen Dienst erforderlichen personellen Bedarf zu ermitteln erlaubt.

8. Lebenskundlicher Unterricht in der Offizier- und Unteroffiziersausbildung

In einem eigenen Projekt soll der LKU in den Laufbahnlehrgängen für Offiziere und Unteroffiziere aller Teilstreitkräfte und des Sanitätsdienstes neu bestimmt werden. Ziel ist die Integration in die Lehrgänge in Form Lebenskundlicher Seminare; dabei darf der eigentümliche Charakter und die Verantwortung für die Erteilung dieses Unterrichtes durch die Militärseelsorger nicht angetastet werden. Ein wesentliches Ziel dieser Reformbemühung besteht darin, die curricular angeordnete Vermittlung bestimmter Inhalte im Kontext der Gesamtorganisation der betreffenden Lehrgänge sicher zu stellen. Dabei sollen grundlegende Inhalte (Friedensethik, Führung und Verantwortung, Gehorsam und Gewissen und Herausforderungen besonderer Einsatzformen) thematisiert werden. Ihre inhaltliche Exemplifizierung soll sich an der jeweiligen Verantwortungsebene sowie auf die konkrete Kompetenz, die mit der konkreten Vorgesetztenaufgabe verbunden ist, bestimmen. Grundsätze und Grobziele dieser Reform werden von katholischer und evangelischer Militärseelsorge gemeinsam erarbeitet. Die zuständigen Führungsstäbe im Bundesministerium der Verteidigung haben das Konzept grundsätzlich begrüßt und auch die vorgeschlagenen Inhalte gebilligt. Mit der Umsetzung soll im Jahr 1999 begonnen werden, nachdem Arbeitsgruppen, paritätisch aus beiden Militärseelsorgen zusammenge-

setzt, inhaltliche Präzisierungen und die Erarbeitung geeigneter Unterrichtsmaterialien vorgenommen haben.

9. Familienferien

Nach dem Verkauf der eigenen Familienbildungshäuser der Katholischen Militärseelsorge fanden die Familienferien im Jahr 1998 zum ersten Mal ausschließlich in Einrichtungen der Diözesen bzw. der katholischen Verbände (Kolping, Caritas, AW) statt. In zehn verschiedenen Häusern haben 172 Soldaten-Familien (340 Erwachsene, 357 Kinder) vom Bodensee bis nach Mecklenburg einen im Durchschnitt vierzehntägigen Urlaub verbracht. Die Erfahrungen sind durchweg sehr positiv. Noch nicht abschließend geklärt ist die Frage nach der Begleitung der Familien-Ferien durch Militärseelsorger. Es lässt sich jedoch noch nicht beantworten, inwiefern diese überhaupt möglich ist angesichts der Anzahl von 50 Freizeiten in 10 verschiedenen Häusern.

10. Weltbild mit Kompass

Das verlegerische Konzept des Magazins „Weltbild“ wurde in den vergangenen Monaten grundlegend überarbeitet. Ziel dieser Bemühungen ist es, „Weltbild“ für jüngere Lesergruppen attraktiv zu machen. Die ersten Nummern des neu konzipierten Weltbildes sind inzwischen erschienen. Nach Auskunft des Verlages werden die ersten Ausgaben durch intensive Marktforschung begleitet, um mit deren Hilfe die Leserakzeptanz bei jüngeren Zielgruppen und auch den Soldatenfamilien zu verbessern.

Für „Kompass“, das „Bistumsblatt“ der Militärseelsorge, gibt es momentan keine Änderungen. Nach wie vor wünschenswert ist ein reger Dialog zwischen Leserschaft und Verlag und Redaktion, um die intensive Blattbindung, die erstrebt ist, zu erzielen. Insgesamt scheint „Kompass“ bei seiner Zielgruppe, den Zeit- und Berufssoldaten, eine hohe Akzeptanz zu finden.

11. Laienapostolat

Im Trend der Entwicklung zur fortschreitenden Distanz vieler

Kirchenmitglieder zum lebendigen Miteinander der kirchlichen Gemeinschaft gewinnen jene Soldaten und Soldatinnen und ihre Familienangehörigen in unserer Militärseelsorge zunehmende Bedeutung, die sich bewusst entweder als Einzelne oder in organisierter Form in Dienst und Privatleben für das Apostolat in der „Kirche unter Soldaten“ einsetzen. In organisierter Form findet sich dies in den beiden Säulen der **beratenden Gremien** und des Verbandes, der **Gemeinschaft katholischer Soldaten**.

Ein wesentlicher spiritueller Impuls für das organisierte Laienapostolat ergab sich aus der 38. Woche der Begegnung in der Zeit vom 27.04. bis 01.05.1998, die unter dem Thema „In seinem Geist Zeichen der Hoffnung erkennen und setzen“ stand. Damit wurde das Anliegen des Heiligen Vaters aufgegriffen, der in der Vorbereitung auf die Jahrtausendwende das Jahr 1998 unter das Thema des Heiligen Geistes gestellt hat.

Die Zentrale Versammlung konzentrierte sich auf die Problematik einer angemessenen Beratungs-, Repräsentations- und Unterstützungsstruktur von Gremien, die auf Ortsebene bisher in der Form der „Pfarrgemeinderäte“ ihre Aufgaben erfüllten. Bekanntlich hat der Katholische Militärbischof 1997 das Mandat der amtierenden Pfarrgemeinderäte – in unseren Seelsorgebezirken existieren davon zurzeit 55 – bis zum Ende des Jahres 1999 verlängert, da Neuwahlen aus verschiedenen Gründen nicht durchführbar erschienen. Im Mittelpunkt der Beratungen, zu deren Weiterführung auch eine besondere Arbeitsgruppe eingesetzt wurde, steht das Problem der Laienmitverantwortung und -arbeit auf Seelsorgebezirksebene. Der Arbeitsgruppe, die der Militärgeneralvikar auf Vorschlag der Zentralen Versammlung eingerichtet hat, gehören neben ihm selbst drei Vertreter des Katholischen Militärbischofsamtes, zwei Wehrbereichsdekane, zwei Vertreter des Priesterrates, sowie zwei Vertreter aus dem Vorstand der Zentralen Versammlung an. In intensiver Arbeit versucht diese Gruppe einerseits, ein Strukturmodell zu entwickeln, das sich im Rahmen der bewährten Ordnungs-

elemente, wie sie sich auch in den deutschen Diözesen finden, behält; andererseits aber soll die Bildung der örtlichen Kontakt- und Initiativgruppen auf eine Weise geschehen können, die der komplexen, häufig sehr viel schwieriger gewordenen Situation „vor Ort“ gerecht wird. Dabei ist auch zu berücksichtigen, dass zur Unterstützung der Seelsorge und des Engagements der Laien sich auch Menschen bereit finden, die (noch) nicht der Kirche angehören. Zugleich ist zu berücksichtigen, dass die zu bildenden Gremien – sie sollen weiterhin auf der Ebene des Seelsorgebezirks, im Wehrbereich und im gesamten Jurisdiktionsbereich des Militärbischofs eingerichtet werden – als solche der Mitwirkung wie auch der Mitverantwortung fungieren sollen. Unterstützung der Seelsorge auf der einen Seite, Repräsentation der „Kirche unter Soldaten“ andererseits sind ihre Aufgaben. Es ist davon auszugehen, dass die neuen Strukturen so rechtzeitig geschaffen werden können, dass nach dem Ablauf des verlängerten Mandats neue Gremien nach dieser Ordnung zustande kommen können. Neben der Wahl sollen auch andere Formen der Konstituierung und Legitimation anerkannt werden, wie etwa Ansprache, Berufung, die Vorlage von Vorschlagslisten sowie andere Formen der Präsentation.

Die Delegierten der Zentralen Versammlung haben, wie es die Ordnung des Zentralkomitees der

Deutschen Katholiken vorsieht, drei Vertreter des Jurisdiktionsbereichs des Katholischen Militärbischofs bestimmt: es sind Generalmajor Winfried Dunkel, Oberstleutnant Helmut Jermer und Stabsfeldwebel Frank Hübsche.

Die Bundeskonferenz der Gemeinschaft Katholischer Soldaten stand unter dem Thema „Hat der Glaube eine Zukunft? Christsein an der Wende zum 3. Jahrtausend“. Die Konkretisierung dieser Gesamtproblematik scheint umso bedeutsamer, als die Zahl engagierter katholischer Soldaten in der Bundeswehr rückläufig ist. Um den Verband trotzdem öffentlich angemessen darstellen zu können, wurde ein Förderverein der GKS gegründet. Damit werden zugleich Möglichkeiten zur Unterstützung der ideellen Ziele der GKS auch solchen Interessenten aus der Bundeswehr oder dem aktiven soldatischen Umfeld eröffnet, für die selbst aus verschiedenen Gründen eine volle Mitgliedschaft in der GKS nicht möglich ist.

Auch am 93. Deutschen Katholikentag vom 10.–14.06.1998 in Mainz haben sich die im Laienapostolat zusammengeschlossenen Soldaten beteiligt. Das Leitwort „Gebt Zeugnis von Eurer Hoffnung“ setzen die soldatischen Teilnehmer um im Hinblick auf die Akzentuierung „Militärseelsorge als Seelsorge an vielen Grenzen – Über Grenzen Zeugnis unserer Hoffnung an vielen Orten geben“. Beim „Tag der Militärseelsorge“

Der Militärbischof beim Gästebend im Gespräch mit Flottillenapothekerin Erichsen und LfdWissDir iK Oberhem



feierte der Militärbischof in der Pfarrkirche St. Peter ein Pontifikalamt, an das sich eine „Stunde der Begegnung“ anschloss. Sowohl Gottesdienst wie Begegnung fanden sehr viel Interesse, weit über den Bereich der Militärseelsorge hinaus. Der Militärbischof, der Katholikentage als Veranstaltungen des Zentralkomitees der Deutschen Katholiken kritisch begleitet, zeigte sich davon überrascht und erfreut.

Auch bei einer insgesamt positiven Bilanz zwingt der Mainzer Katholikentag zu kritischen Rückfragen. Bedauerlich war etwa die sehr geringe Teilnahme an dem vom Institut für Theologie und Frieden unter Leitung von Direktor Dr. Justenhoven konzipierten Großforum „Friede, aber wie? Auf der Suche nach einer stabilen internationalen Ordnung“. Wenn auch hauptamtliche Mitarbeiter der Militärseelsorge ihr aktives Interesse durch ihre Teilnahme am Katholikentag zum Ausdruck brachten, so fehlten ganz schlicht die entsprechenden Zahlen katholischer Soldatinnen und Soldaten. Es bedarf weiterer Überlegungen, aus welchen Ursachen diese Teilnahme doch erheblich rückläufig ist. Angesichts des für das Jahr 2000 in Hamburg vorgesehenen nächsten Katholikentages unter dem Motto „Sein ist die Zeit“ bedarf es hinreichender Klärungen.

Ausdrücklich hervorzuheben ist, dass drei langjährig im organisierten Laienapostolat der Militärseelsorge engagierte Unteroffiziere der Bundeswehr nach Beendigung ihrer aktiven Dienstzeit sich zurzeit im Studienhaus St. Lambert in Lantershofen auf das Priestertum vorbereiten. Das Katholische Militärbischofsamt begleitet ihren Weg und hält zu ihnen engen Kontakt.

12. Seelsorgliche Begleitung deutscher Soldaten bei SFOR

Die Begleitung der Soldatinnen und Soldaten der Bundeswehr, die ihm Rahmen von SFOR ihren Dienst leisten, gehört unterdessen zum festen Pensum der Militärseelsorge. Je länger der Einsatz der Bundeswehr andauert, je mehr bestätigt sich, dass die Präsenz von Seelsorgern nicht nur selbstverständlicher Bestandteil

der Einsatzplanung, Einsatzvorbereitung und auch der Durchführung des Einsatzes seitens der Bundeswehr geworden ist, sondern auch die zahlreichen Soldaten die Nähe der Kirche durch die Präsenz der Militärg Geistlichen bei der Bewältigung ihrer Aufgaben wünschen. Dies gilt auch umgekehrt für die Militärg Geistlichen. Sie sehen in ihrer seelsorglichen Begleitung unter diesen erschweren Umständen nicht nur eine herausfordernde Aufgabe, sondern finden auch eine tiefe Berufserfüllung. Es kann nicht verschwiegen werden, dass nach wie vor organisatorische und personelle Probleme bei der Gewinnung und Vorbereitung geeigneter Militärg Geistlicher für die Begleitung der Bundeswehr bei Auslandseinsätzen bestehen. Die konkrete Verfügbarkeit kollidiert nicht selten mit Rahmenbedingungen der Arbeit in der Heimat, die die lange, in der Regel doch 6 Monate betragende Abwesenheit behindern. Verbesserungsbedürftig sind auch die Vor- und Nachbereitung dieser Geistlichen, die in der Zuständigkeit der Militärseelsorge selbst zu leisten sind. Hier geht es um die besondere pastorale, psychische und spirituelle Herausforderung des geistlichen Dienstes unter den besonderen Bedingungen des Einsatzlandes, auch aber um die Nachbereitung und eine sinnvolle Wiederaufnahme des Dienstes in der Heimat. Es kann auf Dauer nicht angehen, dass hier die Militärseelsorger auf Dauer mit geringeren Hilfen und Angeboten auskommen sollen, als sie den Soldaten selbst zur Verfügung stehen.

Die Zusammenarbeit der katholischen und evangelischen Militärseelsorger im Einsatzgebiet hat insgesamt einen positiven Impuls dadurch erfahren, dass die jeweils für einen Jahresrhythmus eingeplanten Militärg Geistlichen beider Konfessionen sich vor dem Einsatz persönlich kennenlernen können. Dies ermöglicht das Anknüpfen persönlicher Beziehungen und den Austausch über seelsorgliche Aufgabenstellungen und Gewichtungen. Trotzdem müssen die erschweren Rahmenbedingungen gesehen werden, unter denen das seelsorgliche Miteinander im Einsatzgebiet realisiert werden muss. Menschliche, aber auch theologi-

sche und spirituelle Divergenzen fallen hier schwerer ins Gewicht. Vor allem im Bereich der Feier von Gottesdiensten ist der notwendige, volle Konsens im Hinblick auf die Feier der Eucharistie am Sonntag noch nicht durchgängig erreicht.

Im Berichtszeitraum waren im Bereich GEKONSFOR(L) in Bosnien-Herzegowina tätig:

Rajlovac:	4 katholische Militärg Geistliche
Mostar:	3 katholische Militärg Geistliche
Butmir:	1 katholischer Militärg Geistlicher

Im Bereich der Luftwaffe von GEKONSFOR in Italien waren in Piacenza sieben katholische Militärg Geistliche tätig. Aus Gründen einer ökonomischen Personalsteuerung wurde seit dem 1. Juli diesen Jahres zwischen Evangelischem Kirchenamt für die Bundeswehr und Katholischem Militärbischofsamt eine Sonderregelung der Präsenz in Piacenza abgesprochen. Je ein katholischer und ein evangelischer Militärg Geistlicher sind dem dortigen Einsatzgeschwader zugeordnet. Ein Geistlicher versieht – alternierend – seinen Dienst in Piacenza, der andere verbleibt mit der selben Zuordnung an seinem Heimatstandort. Aus dieser stand by-Rolle ist es angesichts der dichten Flugverbindung möglich, regelmäßig den Soldaten der eigenen Konfession zu begegnen.

Eine besondere Herausforderung auch für die Militärseelsorge ergibt sich mit der Aufstellung eines speziellen Einsatzverbandes zur Durchführung der Evakuierungsmaßnahmen im Ausland. Soldaten dieses Verbandes stehen – auch in kleinen Gruppen – als voll einsetzbare Task-Force fortlaufend zur Verfügung. Ihre Operationen werden in Zusammenarbeit mit den Teilstreitkräften durch das Führungszentrum der Bundeswehr geleitet. Die militärische Seite hat Wert darauf gelegt, dass beide Zweige der Militärseelsorge personell die Begleitung dieser Kräfte gewährleisten. Zurzeit werden Grundlagen, Voraussetzungen und Einsatzprofile für Militärg Geistliche, die hier ihren Dienst tun sollen, gemeinsam von beiden Ämtern mit dem Bundesministerium der Verteidigung beraten.

Militärgeistliche beider Konfessionen sind über **Familienbetreuungscentren** bzw. **Familienbetreuungsstellen** für die Angehörigen der im Ausland eingesetzten Soldaten und Soldatinnen ansprechbar. Diese Einrichtungen werden insgesamt unterschiedlich stark genutzt. Es bedarf noch einer weiteren Untersuchung, in welchem Umfang der Dienst der Militärgeistlichen hier konkret in Anspruch genommen wird. Fest steht, dass sowohl die militärische Führung wie auch die Familienangehörigen im Grundsatz die Ansprechbarkeit der Militärseelsorge erwarten.

13. Militärseelsorge in bi- und multinationalen Verbänden

Die Entwicklung der Korps zu bi- und trinationalen Großverbänden hat vor allem politische Gründe. Auf diese Weise verbleiben auch Länder mit stark verkleinerter militärischer Präsenz mit mobilen Truppen in der militärischen Integration der NATO; darüber hinaus wird auf diesem Wege die gemeinsame Außen- und Sicherheitspolitik der europäischen Länder gefördert.

Bei der Aufstellung des 1. GE/NL Korps in Münster zeigte sich sehr bald, dass die Zusammenarbeit der Seelsorger der beiden Ländern auf je unterschiedlichen rechtlichen Grundlagen neue Fragen aufwirft. Die besondere, dem Seelsorgerauftrag gegenüber weitreichende Rechtstellung des Militärgeistlichen in der Bundeswehr findet auf der anderen Seite keine exakte Entsprechung. Auch die Soldaten fragen, aus welchem Grund die Arbeit der Seelsorge sich unterschiedlich vollzieht. Umso wichtiger ist es, dass vor allem im Alltag die Militärgeistlichen beider Länder sich voll engagieren. Ihre Präsenz und aktive Mitarbeit im Stab hat weitreichende Bedeutung, weit über das deutsch-niederländische Korps hinaus. Da deutscherseits neben dieser besonderen Zuordnung auch ein großer Seelsorgebezirk geleitet sein will, sind die entsprechenden Militärgeistlichen bis an die Grenzen der Belastbarkeit in Anspruch genommen. ...

Im Jahre 1999 wird das trinationale Korps aus Bundeswehr,

dänischen und polnischen Kräften in Stettin in Dienst gestellt. Da es bisher noch nicht gelungen ist, den östlichen Bereich Mecklenburg-Vorpommerns auf seiten der Katholischen Militärseelsorge angemessen einzubeziehen, sind Schwierigkeiten bei der Integration der Militärseelsorge in dieses Korps zu erwarten. Gerade deshalb verdienen Ausbau und Entwicklung des Korpsstabes volle Aufmerksamkeit. In Münster gemachte Erfahrungen bei der Formulierung rechtlicher und organisatorischer Grundlagen für eine Militärseelsorge, die von drei Nationen mit jeweils unterschiedlichen Ordnungen eingerichtet werden soll, werden hilfreich sein.

14. Beziehungen zur Militärseelsorge anderer Länder

Bei der Neuordnung der Streitkräfte in den ost- und südost-mitteleuropäischen Ländern spielt auch die Einrichtung einer Militärseelsorge eine nicht unbedeutende Rolle. Zumal jene Länder, die der NATO beitreten wollen, haben schnell erkannt, dass die Existenz einer handlungsfähigen Militärseelsorge-Organisation in den NATO-Streitkräften als Selbstverständlichkeit gilt. Offen ist hingegen, wie sich die entsprechenden Militärseelsorger selbst verstehen, welche Rolle die Regierungen bzw. die militärischen Führungen ihnen zuweisen und – dies in besonderer Weise – welche Gewichtung bzw. welche Erwartungen die Bischöfe der jeweiligen Länder an eine solche, neu aufzubauende Militärseelsorge haben.

Die Vereinigten Staaten sind auch in dieser Hinsicht sehr bald politisch und über die militärische Führung initiativ geworden. Sie boten zugleich großzügige finanzielle Unterstützung und ein ganzes Bündel von Ausbildungshilfen an. Dadurch wurde es erreicht, dass bisher der weitaus überwiegende Teil der MOE-SOE eingerichteten Militärseelsorge-Organisationen nach amerikanischem Muster konzipiert wurden. Dies bedeutet zuerst die Integration der Militärseelsorger in die militärische Hierarchie, zugleich aber auch – im Binnenbereich – einen Ausbau der Militärseelsorge in einer dem konfessionellen Charakter weniger re-

spektierenden Weise. Unsere Erfahrungen mit diesen Militärseelsorgen haben – wie diese selbst – noch den Charakter der Vorläufigkeit. Es scheint jedoch noch keineswegs sicher, ob es in den betreffenden Streitkräften eine gleichermaßen freie wie effektive Militärseelsorge, wie wir sie aus den NATO-Armeen kennen, geben wird.

In dieser Situation kommen dem Dialog und der Begegnung besondere Bedeutung zu. So etwa bei der alljährlich stattfindenden European-North-American Chief of Chaplains Conference, an der seit 1990 noch ein Vertreter des KMBA teilnimmt. Die Tagung 1998, im Februar in Luxemburg durchgeführt, stand unter dem Thema „Die Rolle des Militärgeistlichen in sich wandelnden Streitkräften“. Es ist bemerkenswert, dass an dieser Tagung Vertreter von 31 Nationen aus Amerika und Europa teilnahmen. In ähnlicher Weise bewährt sich das schon lange bestehende Instrument des Allied Air Force Chaplains Consultative Committee (AAFCCC), bestehend aus den leitenden Militärgeistlichen der Luftstreitkräfte der NATO-Staaten. Vom 25. bis 29. Mai dieses Jahres waren die katholische und evangelische Militärseelsorge der Bundeswehr in Berlin Ausrichter der Tagung, in deren Mittelpunkt die Wiedervereinigung und die „Armee der Einheit“ standen. ...

Eine lebendige Tradition weit über Europa hinaus für die Entfaltung katholischer Laieninitiativen in den Armeen vieler Länder geht vom Apostolat Militaire Internationale (AMI) aus. Durch seine Mitgliedschaft in der „Organisation Internationale Catholique“ (OIC), einer päpstlich anerkannten Vereinigung katholischer Laienverbände, können die Soldaten auch in diesem erweiterten Kontext ihre Stimme zu Gehör bringen. Im September dieses Jahres stellte sich das AMI im belgischen Blankenberge den Themenschwerpunkten „Beitrag christlicher Soldaten zu Frieden und Versöhnung“ und einer „Charta der Rechte und Pflichten des christlichen Soldaten“. Vertreter von Soldatenverbänden aus elf Ländern diskutierten diese Thematik. Dabei wurde deutlich, dass der „theologische

Entwicklungsstand“, etwa das Bekenntnis unter aktiver Vertretung der kirchlichen Friedenslehre, doch noch erhebliche Divergenzen aufweist.

15. Internationale Partnerschaften

Angeichts des Aufbaus von Militärseelsorgestrukturen in den östlichen Nachbarländern ist es ein Zeichen weltkirchlicher Solidarität, wenn auch deutsche Militärseelsorger und katholische Soldaten im Miteinander mit den dortigen Partnern Formen der Begegnung und Kooperation entwickeln. Das fordert exakte Vorbereitungen und manche Sensibilität bei den entsprechend vorbereiteten Begegnungen. Wie in jeder wirklichen Partnerschaft muss ein gegenseitiges Geben und Nehmen ermöglicht werden.

Auf der Ebene des Katholischen Militärbischofsamtes ist im Berichtszeitraum die Verbindung zu verschiedenen Militärordinariaten bzw. zu den Beauftragten der jeweiligen nationalen Bischofskonferenzen geknüpft bzw. vertieft worden. Im Mittelpunkt standen

die Länder Kroatien, Ungarn, Tschechien und Litauen. Ein guter Kontakt hat sich zum neu ernannten amerikanischen Militärbischof O'Brian ergeben, der dem Plan zur Schaffung eines gemeinsamen Ausbildungszentrums (LUCEN) für Militärgeistliche aus Ländern der MOE/SOE-Staaten in Tschechien Unterstützung gewährt. Es wird sich zeigen, ob dieses Projekt allgemein Anklang und verbindliche Förderung erfährt. Der deutsche Militärgeneralvikar und Militärdekan Walter Theis statteten dem Militärordinarius Kroatiens einen Besuch ab, nachdem in Kroatien eine Militärseelsorge zwischen Staat und Kirche vereinbart worden war, die erhebliche Strukturelemente aus dem deutschen Modell entlehnt. Hier hat sich gezeigt, dass auf diese Weise auch eine Stärkung der jeweiligen kirchlichen Position des betreffenden Landes durch die aktive Zuwendung des ausländischen (deutschen) Partners sich ergeben kann.

Auf der Ebene der Wehrbereiche sollten die gen. Partnerschaften konkretisiert werden. Zwischenzeitlich wurde vereinbart,

dass folgende Zuordnungen ins Auge gefasst werden sollen:

Wehrbereich II: Kroatien

Wehrbereich III: Ungarn

Wehrbereich IV: Estland,
Lettland,
Litauen

Wehrbereich V: Tschechien

Wehrbereich VI: Slowakei

Auch das AMI wird mit seinen Möglichkeiten versuchen, verstärkte Kontakte mit katholischen Soldaten in den MOE-SOE-Staaten aufzubauen.

Zur Förderung dieser vielfältigen internationalen Kooperationsformen der Militärseelsorge der beteiligten Länder wäre eine entsprechende Koordination sowie die kirchen- und staatskirchenrechtliche Förderung dieser Anliegen wünschenswert. Das Koordinierungsbüro der Militärbischöfe in der Kongregation für die Bischöfe in Rom wäre die angemessene Instanz, die konzeptionelle Begleitung und praktische Vermittlung zu verwirklichen. Allerdings scheint angesichts der derzeitigen personellen und materiellen Ausstattung dieses Büros eine solche Unterstützung noch nicht erwartbar. □

Woche für das Leben 2. bis 8. Mai 1999

„Denn so spricht der Herr, der den Himmel erschuf, er ist der Gott, der die Erde geformt und gemacht hat – er ist es, der sie erhält, er hat sie nicht als Wüstengeschaffen, er hat sie zum Wohnen gemacht: Ich bin der Herr, und sonst niemand“ (Jesaja 45,18).

In der Neuzeit wurde die Auffassung vertreten, die Natur stehe dem Menschen zur schrankenlosen Nutzung und technischen Ausbeutung zur Verfügung. Heute kann dieser Technik- und Fortschrittsoptimismus nicht mehr geteilt werden. In der Gegenwart bildet die ökologische Krise die Kehrseite, die Schattenseite des technischen und industriellen Fortschritts. Heute werden wir uns bewusst, dass

- die Natur einen **eigenen Wert** besitzt,
- der Mensch **ethische Verantwortung** für Schöpfung und Natur trägt, und
- ein **schonender, vorsorgender Umgang** mit der Natur dem **Wohl** und dem **Überleben der Menschen** dient.

Gottes Erde-



Unsere Verantwortung für die Schöpfung

Woche für das Leben 

2. bis 8. Mai 1999

Eine Initiative der katholischen und der evangelischen Kirche

SEELSORGE AN BUNDESWEHRKRANKENHÄUSERN

Im Rahmen einer Tagung von Dienststellenleitern der Bundeswehrkrankenhäuser am 12.05.1998 in Hamburg war die Militärseelsorge gebeten worden, einen Beitrag zum Thema „Heilfürsorge – Seelsorge als Sorge für das Heil des Menschen“ einzubringen. Ursprünglich wollte Militärgeneralvikar Prälat Jürgen Nabbefeld selbst die Tagung besuchen. Die Terminplanung der Internationalen Soldatenwallfahrt nach Lourdes hatte ihn daran gehindert. Militärdekan Prälat Walter Theis hat ihn vertreten und brachte zu diesem umfassenden Thema einige Akzente bzw. Bemerkungen ein.

Der zufriedene Patient – DER MENSCH STEHT IM MITTELPUNKT

Walter Theis

1. Zur Lage

Die Militärseelsorge hat sich immer darum bemüht, die seelsorgliche Begleitung an den derzeit acht Krankenhäusern der Bundeswehr nicht aus dem Blick zu verlieren. Trotz des chronischen Priestermangels in den Ortskirchen, der sich in der Katholischen Militärseelsorge spürbar niederschlägt, sind bis auf ein Krankenhaus im Bereich der Bundeswehr alle diese Einrichtungen mit hauptamtlichen Militärgeistlichen besetzt.

Diese hauptamtlichen Militärgeistlichen haben bis auf eine Ausnahme neben der seelsorglichen Begleitung der Patienten und des Krankenhauspersonals auch noch andere Truppenteile zu betreuen. Der einzige Seelsorgebezirk, der katholischerseits nur ein Bundeswehrkrankenhaus umfasst, ist derzeit vakant; der Militärpfarrer hat seine Dienstzeit beendet, ein Nachfolger ist „im Zulauf“.

2. Theologische Annäherung an das Thema „Im Mittelpunkt steht der Patient“

Diese Äußerung bietet zunächst kein Problem und stellt auch keine Frage dar.

Erweitere ich den Begriff Patient bis hin zum Menschen und erweitere ich damit das medizinische Bemühen auf ein allgemein therapeutisches Bemühen, kommen dem Theologen Fragen:

- Wo steht der Mensch im Mittelpunkt?

- Von was oder von wem ist der Mensch Mittelpunkt?
- Heißt Im-Mittelpunkt-Stehen, dass der Mensch um sich selbst zu kreisen hat?
- Ist dieses Stehen im Mittelpunkt ein selbstverständliches Stehen?
- Oder ist damit gemeint, dass der Mensch ein Wesen ist, das von seiner Selbstdeutung und von seinem Weltverständnis – individuell und sozial befähigt ist, sich insofern um eine Mittelpunkt-position zu bemühen, als er ein Leben lang darum ringt, seine eigene Mitte zu finden?

Und dies in all seinen möglichen Lebensgegebenheiten und -umständen, auch den lebenszerstörenden und lebens einschränkenden, wie z.B. Krankheit, Behinderung, Alter usw.

Behebung solcher Lebens einschränkungen oder das Lernen, mit solchen umzugehen, im besten Fall das Akzeptieren oder gar Integrieren ins eigene Lebensganze bestimmen die unterschiedlich angezielten Zugänge, Maßnahmen, Herausforderungen und Aufgaben von Ärzten und Geistlichen.

3. Theologische Bemerkungen zu Aufgaben der Geistlichen und ihrer Zusammenarbeit mit Ärzten und Heilberufen

Nicht nur, dass der Mensch die gemeinsame Bezugsperson von Arzt und Geistlichem ist, auch die Art der Befasstheit scheint eine vergleichbare.

Der Mensch ist ja nicht erst

1. Zur Lage
2. Theologische Annäherung an das Thema „Im Mittelpunkt steht der Patient“
3. Theologische Bemerkungen zu Aufgaben der Geistlichen und ihrer Zusammenarbeit mit Ärzten und Heilberufen
4. Bemerkungen zu Beobachtungen und Erfahrungen bei der Arbeit von Militärgeistlichen in Krankenhäusern der Bundeswehr
5. Bemerkungen zu Erfahrungen mit dem Dienst der Militärgeistlichen als einem Heildienst im Auslandseinsatz

und nur dann krank, wenn er sich aufmacht, um eine ärztliche Praxis aufzusuchen. Vielleicht ist dann nur eine, bis an eine gewisse Grenze der Erträglichkeit aufgetretene Krankheit spürbar geworden.

Der Mensch ist von einer grundsätzlichen Angeschlagenheit befallen, die sich in der Erfahrung der Veränderlichkeit, Vergänglichkeit, der Defekte, der Defizite und letztlich in seiner Todesverfallenheit unübersehbar äußert.

Eine, in diesem Rahmen nicht näher bestimmbare Entwicklung hat im Laufe der Geschichte der Menschheit die kranken Menschen immer einseitiger in den speziellen Bereich der Medizin im weitesten Sinn und an dessen kompetente Vertreter überstellt: die Kranken den Medizinern.

Die christliche Kirche entwickelte sich dementsprechend immer deutlicher zu einer asketischen und moralischen Institution. Und das, obwohl ihr Gründer, Jesus von Nazareth, nachweislich weder Asket noch Moralapostel war, eher das Gegenteil.

Denn von den vielen Hoheitstiteln, die dieser Jesus von Nazareth besitzt und die der Glaube ihm aus nachösterlichem Verständnis zugelegt hat, trifft keiner für ihn mehr und treffender zu als der Titel „Heiland“, der Heilende, der in Wort und Tat Menschen in ihrer jeweiligen Angeschlagenheit heil und gesund gemacht hat. Be-

trachten wir die vielfältigen Berichte über seine Begegnung mit Kranken und sein Heilswirken an Kranken, so deutet er diese Haltung selbst: Nicht die Gesunden bedürfen des Arztes, sondern die Kranken.

Kirche muss nach der Absicht und Tätigkeit ihres Gründers wieder neu lernen, mehr eine therapeutische und mystische Religion zu werden: Nicht Verzicht und Moral, sondern Heil, Erfüllung und Vollendung sind ihre Angebote. Sieht sich die Kirche so, dann ist erweiternd zu sagen: Die Kranken den Therapeuten. Damit sind die Geistlichen ebenso wie die Ärzte, je auf ihre Weise zusammen im Geschäft.

4. Bemerkungen zu Beobachtungen und Erfahrungen bei der Arbeit von Militärgeistlichen in Krankenhäusern der Bundeswehr

Ich gehe davon aus, dass vieles von dem Angesprochenen Ihnen nicht unbekannt ist. Dennoch erlaube ich mir in diesem Zusammenhang darauf hinzuweisen.

Sicher ist der Satz, dass die Patientenzufriedenheit nicht zuletzt in dem Maße gegeben ist, wie die Zufriedenheit derer, die sich um Patienten bemühen, gewährleistet ist. Das gilt für die Ärzte und das Pflegepersonal, es gilt im gleichen Umfang für die Militärgeistlichen in Krankenhäusern.

Soweit uns Erkenntnisse vorliegen, ist dies bei Militärgeistlichen im großen und ganzen gegeben.

Junge Menschen, die vielleicht erstmals die Erfahrung ihrer eigenen Lebensbrüchigkeit und damit ihrer Grenzen machen, weil ihre Leistungsfähigkeit vorübergehend oder gar für immer eingeschränkt bleibt, sind entweder total taub für das Angebot und die Hilfe des Pfarrers, weil sie sich entweder mit ihrer derzeitigen Lebenslage nicht abfinden können oder aufgrund ihrer Biografie Kirche und ihre Lebensrealität nicht einschätzen können; oder aber sie sind besonders disponiert für Lebens- und Zukunftsperspektiven, die ihnen helfen können, Neues, Anderes als Wertgewinn für ihr Leben in den Blick zu nehmen.

Solchen Menschen in existentiellen Entscheidungssituationen,

ihnen Ratschläge und Hinweise geben zu dürfen, zumindest ihnen das Gefühl zu vermitteln: Du bist auch jetzt, wo du kein Erfolgs- oder Leistungsfaktor unserer Gesellschaft bist, wertvoll und nicht alleingelassen, stabilisiert nicht nur Patienten, sondern auch die, die diesen Patienten auf solche Weise beistehen.

Daher wird nicht selten Dankbarkeit so spontan und aufrichtig erlebt wie in diesem Tätigkeitsfeld: Dank von Patienten und Dank von Angehörigen dieser Patienten. Das macht zufrieden, das motiviert.

Das dies nur eine Seite der Medaille ist, muss ich hier bei Ihnen nicht ausdrücklich erwähnen.

Für Sie, als verantwortliche Ärzte, und Ihre Wahrnehmung der Seelsorge und der Seelsorger an Ihren Einrichtungen, erlaube ich mir, einige Verstehenshilfen zu geben, an die ich gerne Bitten anknüpfen möchte:

- Eine einheitliche Krankenseelsorge aller Militärgeistlichen an Bundeswehrkrankenhäusern kann nicht erwartet werden.

Militärgeistliche haben ihre Präferenzen. Diese wirken sich aus in der Art und Weise, wie Seelsorger ihre Schwerpunkte bei der Arbeit, und damit bei ihrem Dienst im Krankenhaus setzen. Das beginnt mit der Frage: Wer ist die primäre Zielgruppe für diesen Seelsorger? Einige Militärgeistliche sehen ihren Schwerpunkt beim Pflegepersonal. Sie laden dieses zu regelmäßigen Tagungen ein und entwickeln im Dienstalltag enge Kontakte zu dieser Personengruppe. Dies tun sie nach aller Erfahrung nicht zum Nachteil der Patienten, obwohl dies zunächst befürchtet werden könnte. In der Regel erhalten sie nämlich dadurch von diesem Pflegepersonal rasche, verlässliche, und damit hilfreiche Patienteninformationen.

Andere Pfarrer setzen ihre eindeutigen pastoralen Schwerpunkte direkt beim Patienten an. Gelegentlich beschränken sie sich sogar darauf. Ärzte als Zielgruppe werden nach meiner Kenntnis selten oder so gut wie nie von Militärgeistlichen bei ihrer Arbeit an Krankenhäusern der Bundeswehr wahrgenommen. Neben möglichen anderen Aspekten scheint

mir diese Tatsache von einer gewissen Grundeinstellung der Geistlichen zur Seelsorge bestimmt zu sein.

Diese lässt sich so umschreiben: Ich bin in erster Linie für die Kleinen, Schwachen, Armen, Hilflosen und Benachteiligten da. Die Position der Ärzte als jene Personen, von denen man aufgrund ihrer Kompetenz Hilfe erwartet, ja auf die man unter gewissen Umständen sein ganzes Lebensvertrauen setzt, finden in diesem Vorstellungsraster der Geistlichen keinen Platz.

Wo eine solche Praxis von Geistlichen in der beschriebenen Weise überdeutlich umgesetzt wird, kommt es in der Regel auch kaum zu mehr als zu höflichen, aber distanzierten Begegnungen zwischen Arzt und Militärgeistlichem; dies ist sicher nicht zum Vorteil der beiderseitigen Arbeit.

Hier setzt meine Bitte an Sie an: Sollten Sie ein solches oder ähnliches Verhalten in Ihrem Haus beobachten, könnte ich mir vorstellen, dass ein unmittelbares Zugehen und Ansprechen des Seelsorgers Ihrerseits kleine Wunder wirken könnte.

- Ein anderer Hinweis: In der Regel betreuen zwei Militärgeistliche, ein evangelischer und ein katholischer gemeinsam ein Krankenhaus. Dabei schleicht sich hin und wieder die Praxis bei der seelsorglichen Patientenbegleitung ein, dass sich beide Geistlichen die Stationen aufteilen. Dies mag eine Notlösung sein, die gewisse Plausibilitäten für sich hat, glücklich ist sie nicht, zumindest nicht als eine grundsätzliche Regelung.

Vom Anspruch der Patienten und vom Selbstverständnis des seelsorglichen Auftrages müssten die Geistlichen beider Konfessionen, zumindest grundsätzlich auf allen Stationen eine Mindestpräsenz zeigen und nicht von vorne herein bereits ihr Revier abstecken.

Auf einer solchen erweiterten Basis lassen sich dann im Alltag Arbeitsschwerpunkte vertreten.

Auch hier geht meine Bitte an Sie: Sollten Ihnen diesbezüglich Auffälligkeiten begegnen, könnten die von Ihnen mitgeteilten Beobachtungen den betroffenen Pfarrern hilfreich sein.

- Eine weitere Bemerkung betrifft die Möglichkeit der Patientenbegegnung.

Es gibt Ärzte und auch Pflegepersonal, die den Geistlichen den Eindruck vermitteln, dass sie die Kooperation mit den Geistlichen begrüßen und diese auch erkennbar fördern.

Es gibt jedoch auch Ärzte und Pflegepersonal, die zumindest den Eindruck vermitteln, dass sie die geistlichen Aktivitäten nicht einordnen können und sie deshalb als lästig und störend empfinden.

Soweit dies daran liegt, dass unsere Gesellschaft weitgehend entchristlicht und entkirchlicht ist, und infolgedessen die Erfahrung im Umgang mit der Kirche und ihrer Seelsorge – nicht zuletzt auch wegen der Situation in den neuen Bundesländern – nicht selbstverständlich, und schon gar nicht eingeübt ist, muss sich die Kirche selbst etwas einfallen lassen, um neue Wege zu finden, die ihren Auftrag mit den damit verbundenen Herausforderungen greiflicher werden lassen.

Soweit es aber an der Unbeholfenheit und Unerfahrenheit der Geistlichen liegt, als Ursache Ihnen die Vorstellung zu vermitteln, dass diese Ihnen bei Ihrer Arbeit im Wege stehen, wäre ich um Hinweise an die betreffenden Geistlichen dankbar, die diesen einige Grundeinsichten vermitteln, wie und zu welchen Zeiten ein Besuch am Krankenbett hilfreich oder weniger hilfreich sein könnte.

Seelsorger wollen ja nicht stören, sondern helfen. Aber auch hier ist es wie im richtigen Leben: „Das Gegenteil von gut ist ja nicht schlecht, sondern gut gemeint“ (Gottfried Benn).

In diesem Zusammenhang erlauben sie mir, daran zu erinnern, ja erneut darum zu bitten, dass es für einen kooperativen Einsatz von Geistlichen und Pflegepersonal hilfreich ist, wenn Militärgeistliche in Ausbildungstakte des Krankenhauspersonals eingeplant werden können. Hier ist ein Ort, an dem Sachkompetenz und Berufserfahrung der Geistlichen eingebracht werden sollte.

- Eine letzte Bemerkung zum Abschnitt „Seelsorge im Krankenhaus“:

Bei Besuchen von Kranken-

häusern der Bundeswehr fällt auf, dass Gänge und Räume zusehends immer mehr künstlerisch gestaltet werden, ja dass Kunstausstellungen angeboten werden. Dies tut man sicher nicht grundlos. In unserer Kultur- und Zivilisationsstufe hat Kunst eben auch eine ungeahnte therapeutische Kraft: Ästhetik, Harmonie in Farbe und Form tragen nicht unerheblich dazu bei, ganz und heil zu machen.

In diesem Kontext sehe ich die sog. Kapellenräume in Ihren Häusern. Sie sind für die Arbeit unserer Militärgeistlichen wichtig. Sie sind aber, wenn auch nicht für alle Patienten, so doch für einen beachtlichen Teil von ihnen von immer größer werdender Bedeutung. Sie sollen ja nicht ausschließlich Gebetsräume sein, sondern Orte, die nach Lage, Anlage und Ausstattung die therapeutische und die mystische Dimension von Religiösem und Kirchlichem vermitteln wollen. Dadurch tragen sie als Orte des Ausruhens, des Nachdenkens, der Konfrontation mit sich selbst und ggfs. mit Gott zum Heilwerden der Patienten bei.

Dass man sich bei deren Ausstattung nicht mit den Ausrüstungsgegenständen der Standortverwaltung begnügen darf, versteht sich von selbst. Ich lege Ihnen diese Räume ganz besonders ans Herz.

5. Bemerkungen zu Erfahrungen mit dem Dienst der Militärgeistlichen als einem Heildienst im Auslandseinsatz

Ganz allgemein könnte man diese Form der Seelsorge als eine Seelsorge in Krisensituationen bezeichnen.

Mehr als jede andere Gruppe unserer Bevölkerung sehen sich Soldaten aufgrund der Art und der Beschaffenheit ihres Berufes am ehesten mit Krisen konfrontiert.

Nicht nur Kampfhandlungen, auch schon Unfälle am Arbeitsplatz und an Bord von Schiffen unter besonderen Bedingungen, Naturkatastrophen, friedenssichernde und friedensschaffende Einsätze im Ausland gehören zu diesen Bedingungen. Dabei müssen Soldaten nicht nur handeln, um Leben in einer, wie auch immer garteten Krise zu erhalten. Sie müs-

sen am Ende der Krise die entsprechenden Maßnahmen zum Stabilisieren der Lebensbedingungen ergreifen.

Krisen zeigen die Zerbrechlichkeit und die Vergänglichkeit des Lebens auf. Sie erinnern daran, dass nichts so bleibt, wie es ist. In Wirklichkeit ist das Leben während einer Krise nicht zerbrechlicher als auch sonst. Es scheint nur so, weil in jeder Krise unsere Illusionen der Unbesiegbarkeit hinweggefegt worden sind.

Während man außerhalb von Krisen berechtigter einteilen kann in Menschen, die Hilfe nötig haben, eben Patienten und solche Menschen, die dafür da sind, Hilfe zu gewähren wie z.B. Ärzte, Pflegepersonal, Psychologen und auch Geistliche, wird man sich bewusst bleiben müssen, dass die Auswirkungen einer Krise alle Beteiligten in spezifischer Weise befallen und ihr Selbstverständnis und ihr Handeln modifizieren können.

Extreme Krisensituationen haben wir bisher nur in Ansätzen und in Einzelfällen erfahren. Der einsichtigen Aufmerksamkeit zeigen sich Krisenphänomene latent, aber immer präsent. Auch da, oder gerade da, wo diese im vermeintlichen Interesse am Gelingen des Gesamtunternehmens weggeschoben und übersehen werden. Sie kennen dies für Ihren Bereich.

Für Militärgeistliche, die vor Ort seelsorglich begleiten, heißt dies: Die Welt der theologischen und der geistlichen Wahrheit in diese Lage einzubringen, um so ihren Anteil zur Unterstützung der Krisenbewältigung bei anderen und, wenn nötig bei sich selbst anzubieten. Ihre Hilfe zielt dabei auf den Einzelfall, aber auch darauf, dass die Gemeinschaft mit Bezug auf das Geschehene eine gewisse Sinnhaftigkeit, Einsicht oder, um es religiös zu sagen, Tröstung erfährt.

Die gemachten Erfahrungen zeigen, dass dort, wo Menschen besonders bedrängende und herausfordernde Situationen zu bestehen haben, sich unter anderem auch einer Krise in ihrem religiösen Glauben ausgesetzt sehen. Die allgemeine Vermutung: Not lehrt beten, ist füglich anzuzweifeln.

Die Glaubenskrise ist immer ein Vertrauensverlust eines zentralen Sinnes oder Wertes. Menschen verlieren ihr Vertrauen un-

ter Umständen in militärische Werte und Zielsetzungen, in die Führung, in Freunde und Familie, in den Sinn ihres Einsatzes oder gar den Sinn des Lebens, letztlich in Gott.

Menschen in solchen Lagen beginnen Fragen zu stellen, die sie bislang so nicht gestellt haben; das wiederum irritiert sie, verunsichert sie, ist ihnen unheimlich, zumal Antworten auf solche Fragen, obwohl diese sie unmittelbar berühren, nie eindeutig sind.

Menschen mögen ihre Glaubenskrisen religiös auf vielerlei Weise meistern: regressiv oder aggressiv. Jede Reaktion hilft die Krise leichter zu ertragen.

Geistliche setzen ihren Schwerpunkt bei der Mithilfe im Überwinden solcher Krisen, die Vertrauenskrisen sind. Sie tun es, indem sie sich bemühen, dass der Glaube an Gott und zentrale Werte und Sinngehalte wiedergewonnen werden.

Das geschieht durch Zuhören, Teilen ihrer Gefühle und Empfindungen, durch gemeinsames Gebet, wo dies heute noch möglich ist und nicht zuletzt durch gemeinsame Durchhalten und Erleiden.

Ein entscheidender Faktor ist

dabei der Umgang mit der Furcht als ein geistig-seelischer Zustand, wenn sie sich auf letzte Realitäten bezieht.

Und es ist ein Umgang mit der Schuld, die ebenfalls zu einem geistig-seelischen Zustand wird, wenn gemachte Fehler zu Sünden erklärt werden und ihnen damit eine ultimative Realität spirituellen Zustandes zugewiesen wird. Dies geschieht durch andere oder, was noch fataler werden kann, durch den Betroffenen selbst.

Religiöser Beistand hilft beim Abbau von Furcht und Schuld, indem Betroffene an ihre geistigen und womöglich an ihre religiösen Mittel erinnert werden. Religiöser Beistand will zur Annahme von Gottes Hilfe, die eine Hilfe jener Macht ist, die größer ist als das Selbst, befähigen. Dies gehört zu den wichtigsten Aufgaben des Seelsorgers. Die Vorenthaltung religiösen Beistandes beraubt daher Menschen in solchen Krisensituationen eines wichtigen, vielleicht entscheidenden Mittels zur Furchtbekämpfung und Schuldbewältigung, Ursachen, die Unheil bleiben lassen.

Erfahrungen unserer Geistlichen bei der seelsorglichen Beglei-

tung im Auslandseinsatz bestätigen, dass dies von Soldaten in ihrer Situation zumindest erahnt, wenn nicht gar eingesehen wird.

Die ständige Anwesenheit von Militärgeistlichen bei solchen Einsätzen, die miterlebte Nähe in solch problematischen Situationen und die am eigenen Leib erfahrene Betroffenheit tragen zur Glaubwürdigkeit des Hilfs- und Heilsangebotes der Militärgeistlichen bei.

Als Stichworte seelsorglicher Begleitung im Auslandseinsatz haben sich die Mitwirkung

- bei der Bewältigung der geistigen Dimension eines Traumas,
- bei der Nachbereitung von Ereignissen,
- bei der Leistung von Trauerarbeit,
- bei der Bewältigung bei der Heimkehr nach einem Einsatz und der Eingliederung in den Alltag abgezeichnet.

Wir Geistliche stellen uns gerne diesem für uns erweiterten Aufgabenspektrum unseres Auftrages zum Wohl und Heil der Menschen. Wir tun es umso leichter und kompetenter, je mehr wir uns dabei auf Ihre Unterstützung und Ihre Kooperation abstützen könne. □

Erstinformation zum

94. Deutscher Katholikentag Hamburg 2000

- Zeit: 31. Mai bis 4. Juni 2000
- Leitwort: „Sein ist die Zeit“
- Thematik: Christen unterwegs in ein neues Jahrtausend: Zeitansage und Zeitgenossenschaft Weggemeinschaft unter der Herausforderung der Gottesfrage
- Programmstruktur
- 1. Zentrale Großveranstaltungen
Zentrale Großveranstaltungen zum Beginn und zum Abschluss bzw. als herausragende Ereignisse während des Katholikentags dienen in besonderer Weise einer inhaltlich-programmatischen Akzentuierung des gesamten Katholikentags im Sinne der Veranstalter. Sie stehen in der unmittelbaren Verantwortung der Katholikentagsleitung. Parallel dazu finden keine sonstigen Veranstaltungen des Katholikentags statt.
- 2. Zentrales Programmangebot
Themenbereiche (Themenkörbe)
- * Themenbereich 1: Weggemeinschaft mit Christus (Christusnachfolge)
- * Themenbereich 2: Weggemeinschaft des Volkes Gottes (Kirche)
- * Themenbereich 3: Weggemeinschaft mit allen Menschen guten Willens (kritische Zeitgenossenschaft und solidarisches Zeugnis der Hoffnung – Aufbruch gegen Endzeitsstimmung und Resignation.)

- * Geistliches Zentrum und Liturgie
- * Kulturprogramm zu Leitwort und Thematik des Katholikentags
- 3. Orte der Begegnung
- * Kirchenmeile (hier kann die GKS wiederum mit einem eigenen Zelt-Stand vertreten sein)
- * Halle der Bistümer
- 4. Weitere Veranstaltungen von kath. Organisationen (GKS), Räten (PGR), ..., die mit eigenen Veranstaltungen zum Gesamtprogramm des Katholikentags beitragen.
- * gruppen- oder themenspezifische Programmangebote (z.B. sicherheitspolitische bzw. -ethische Podien)
- * gruppen- oder themenspezifische Begegnungsangebote
- * gruppen- oder themenspezifische Gottesdienste (z.B. Soldatengottesdienst mit dem Militärbischof)

Entsprechend dem Thema des Katholikentags sollen Pilgerfahrten nach Hamburg durchgeführt werden. Leitperson ist der Hl. Ansgar als Apostel des Nordens. Diese Pilgerfahrten sollen die Teilnehmer geistig auf den Katholikentag vorbereiten und den Gedanken der Weggemeinschaft als Kirche, als Volk Gottes, als ökumenische Gemeinschaft zum Ausdruck bringen.

KURZ BERICHTET

Die Zahl der Katholiken überschreitet die Milliardengrenze

Die Zahl der Katholiken hat die Milliardengrenze überschritten. Nach dem neuesten Statistischen Jahrbuch der römisch-katholischen Kirche gehören ihr jetzt über 17 % der Weltbevölkerung von annähernd 5,9 Milliarden Menschen an. Sie bildet damit bei weitem die größte Konfession vor Protestanten (366,8 Millionen oder 6,22 %), Orthodoxen (224,7 Millionen) und Anglikanern (70 Millionen). Zu Charismatikern, die in verschiedenen Kirchen zu Hause sind, und den ihnen verwandten Pfingstlern zählen 461 Millionen. Der katholische Bevölkerungsanteil ist am höchsten in Nord- und Südamerika (62,9 %) vor Europa (41,4), Ozeanien (27,9), Afrika (14,7) und Asien (3). Die römisch-katholische Kirche hat 4.375 Bischöfe, 404.336 Priester und 23.452 ständige Diakone. 1996 wurden über 18 Millionen Menschen katholisch getauft; mehr als zwei Millionen davon waren älter als sieben Jahre. Etwa 3,6 Millionen Paare ließen sich katholisch trauen; über 300.000 waren konfessionell gemischt. (Vatikan Bulletin 04.09.1998)

Umbauarbeiten für NEUES MILITÄRBISCHOFSAMT IN BERLIN begonnen



Als Zeichen für den Beginn der Sanierung und des Umbaus des neuen Dienstortes des KMBA in Berlin enthüllte der Parlamentarische Staatssekretär beim Bundesminister der Verteidigung Dr. Klaus Rose gemeinsam mit Militärgeneralvikar Prälat Jürgen Nabbefeld im Rahmen einer Feierstunde das Bauschild am Weidendamm.

Im Bild: Architekt Egon Lustig (l.) erklärt Staatssekretär Rose (m.) und Prälat Nabbefeld (r.) die Umbauarbeiten am Modell

(Foto: Detmar Modes, BMVg)

Der katholische Militärgeneralvikar Prälat Jürgen Nabbefeld und der Parlamentarische Staatssekretär beim Verteidigungsminister, Dr. Klaus Rose (CSU), haben am 24. September 1998 in Berlin die Restaurierungsarbeiten am neuen Dienstort der Kurie des Militärbischofs offiziell eröffnet. Das Haus solle „zum geistigen und geistlichen Mittelpunkt der Kirche unter Soldaten, einer Stätte der Begegnung zwischen Christen beider Konfessionen und aller, denen das Wohl unserer Soldaten am Herzen liegt“, werden, sagte Nabbefeld.

Staatssekretär Rose hob hervor, der gesetzliche Anspruch des Soldaten auf Seelsorge und ungestörte Religionsausübung sei ein Wesensmerkmal der Bundeswehr. Wörtlich sagte er: „Die bewährte seelsorgerische Betreuung durch beide Kirchen in Deutschland bleibt unverzichtbar für die Armee der Demokratie und für das Selbstverständnis des Staatsbürgers in Uniform.“ Die katholische Kirche und die evangelischen Landeskirchen seien „unersetzliche Partner der Bundeswehr“. Weiter meinte Rose, die katholische Kirche habe durch den zielstrebigsten Aufbau der Organisation ihrer Militärseelsorge in den neuen Bundesländern ihren Teil dazu beigetragen, dass die Bundeswehr „Schrittmacher

im deutschen Einigungsprozess“ gewesen sei.

Baukosten auf bis zu 18 Millionen Mark geschätzt

Das vom Bund für den Sitz der Kurie – der Leitungsbehörde von Militärbischof Johannes Dyba – bereitgestellte Gebäude wurde bis 1990 von der Nationalen Volksarmee der DDR genutzt. Der Umbau des 1773 errichteten Kammergebäudes eines Artillerieregiments soll Ende 2000 abgeschlossen sein. Die Kosten des Umbaus trägt nach Angaben des KMBA der Bund „bis zur Höhe von zehn Millionen Mark“, die darüber hinausgehenden Kosten „für einen speziellen kirchlichen Bedarf“ in Höhe von sieben bis acht Millionen Mark würden aus „kirchlichen Mitteln des Militärbischofs beigetragen“.

Während das Evangelische Kirchenamt für die Bundeswehr auch künftig in Bonn bleibt, weil es gemäß dem Militärseelsorgevertrag der evangelischen Kirche „am Sitz des Bundesministeriums für Verteidigung“ einzurichten ist, bestimmen die Päpstlichen Statuten für den Katholischen Militärbischof, dass dieser seine Kurie „am Sitz der Bundesregierung“ errichtet. Gegen einen Umzug hatten sich Mitarbeiter des KMBA in einer Petition an den Bundestag gewandt. Der Petitionsausschuss hatte unter Hinweis auf das Bonn-Berlin-Gesetz diese Forderung unterstützt; die Bundesregierung vertrat dagegen den Standpunkt, dass die Verlegung wegen der völkerrechtlich verbindlichen Vereinbarungen zwischen der Bundesrepublik und dem Vatikan sowie einer dem Militärbischof 1991 gegebenen Zusage erfolgen müsse. – Das KMBA ist dem Militärbischof unterstellt und zugleich eine nachgeordnete Bundesoberbehörde des Verteidigungsministeriums.

(KNA)

URZ BERICHTET

Initiative protestiert gegen Umzug des Militärbischofsamtes

Die „Initiative Kirche von unten“ (IKvu) protestiert gegen den Berlin-Umzug des katholischen Militärbischofs Johannes Dyba. Bundesverteidigungsminister Rudolf Scharping (SPD) solle dem Militärbischof die zehn Millionen Mark verweigern, die Dyba aus den Mitteln des Verteidigungshaushaltes für den Umzug beanpruche, forderte die IKvu in einem am 19.11.1998 in Bonn veröffentlichten Brief an Scharping. Nach Auffassung der Initiative verstößt das Militärbischofsamt (KMBA) mit den Ende September begonnenen Umbaumaßnahmen in Berlin gegen das Bonn/Berlin-Gesetz, nach dem das katholische und das evangelische Militärbischofsamt ihren Sitz ebenso wie das Verteidigungsministerium in Bonn hätten.

(KNA)

„Exzellenz, herzlich willkommen!“

Erzbischof Dyba zu Besuch bei der Truppe

Helmut S. Ruppert (KNA-Korr.)

Ein fernes Brummen zuerst, ein schwarzer Punkt nur am Himmel, der langsam größer wird. Das Motorengeräusch schwillt an zum ohrenbetäubenden Dröhnen, die Silhouette eines Helikopters kommt rasch näher; der „Butterfly“, wie dieser Hubschraubertyp in der Insidersprache der NATO heißt, landet punktgenau auf dem weißen Kreuz im Hof der Münchener Bayernkaserne. Die Rotorblätter werden langsamer und kommen zum Stehen; die linke Kabinentür wird nach hinten geschoben, ein Mann mit römischem Priestercollar und grauer Strickweste schwingt sich nach draußen. Der Befehlshaber des Wehrbereichs VI der Bundeswehr, Generalmajor Henninger, legt die Hand an den Rand der Schirmmütze: „Exzellenz, herzlich willkommen zum Besuch des Wehrbereichs!“

Truppenbesuch des Militärbischofs: So oft es ihm sein Terminkalender als Diözesanbischof von Fulda erlaubt, kommt Erzbischof Johannes Dyba den Verpflichtungen seines „Nebenjobs“ nach: bei den Soldaten der Bundeswehr zu sein, deren „oberster Seelsorger“ er ist.

Auch ein „eiliger Vater“

Anders als beinahe überall auf der Welt ist der deutsche Militärbischof immer ein residierender Diözesanbischof, dem die Seelsorge an den Soldaten als Zusatzaufgabe zum Hirtenamt im Bistum übertragen ist. Und deshalb kann er sich längst nicht so oft bei seinen Gemeinden in Uniform aufhalten, wie er das gerne möchte. Gleichwohl – und hier hält es Erzbischof Dyba genau so wie seine Vorgänger, die Kardinäle Wendel und Hengsbach und Erzbischof Kredel – ist mehrmals im Jahr „Truppenbesuch“ angesagt. Eine gute Gelegenheit, sich selbst über Probleme und Fragen der Streitkräfte zu informieren und die Position der Kirche zum Dienst und zum Auftrag von Soldat und Streitkräften aus ethischer und re-

ligiöser Sicht zu verdeutlichen. Da diese Truppenbesuche also nicht so häufig sind, ist das Programm jedes Mal bis zum Äußersten gedrängt. Und so ist auch der oberste Seelsorger der Soldaten diesen wahrhaftig ein „eiliger Vater“.

15 Termine in zweieinhalb Tagen an vier Standorten – München, Fürstenfeldbruck, Oberammergau und Pullach – stehen diesmal auf dem Programm. Nur mit Hilfe des „Butterfly“, des schnellen Hubschraubers, ist diese Tagesordnung überhaupt zu bewältigen. Flugangst hat er nicht, der Militärbischof. Neulich hat er sich sogar auf den Copilotensitz eines Phantom-Überschalljägers gezwängt und eine Runde am Himmel gedreht: „Junge, Junge“, war sein Resümee, „da hast du den Magen in der Achselhöhle, wenn der in die Kurve geht.“ Bei den Luftwaffensoldaten hat ihm sein Jet-Trip hohes Ansehen verschafft: „Mensch, der hat sich nicht davor gedrückt, auch mal der Gefahr ins Auge zu sehen, der unsere Flugzeugführer täglich ausgesetzt sind: Alle Achtung!“ – Nur sein letzter Helikopterflug, räumt Dyba ein, sei „ein wenig heftig“ gewesen. – „Da war wohl jemand im Himmel mit ihrer Arbeit nicht zufrieden“, kalauert ein Oberstleutnant. Der Scherz löst Heiterkeit aus – auch bei dem, dem er gilt.

O-Ton Kaserne

Der Ton zwischen dem Militärbischof und den Soldaten ist recht locker, beinahe kameradschaftlich ohne jedoch jemals in plumpe Vertraulichkeit auszuarten. Die Ton der Truppe zu treffen, ist nicht ganz einfach; Erzbischof Dyba beherrscht die Sprache ohne jede Frage, und deshalb mögen ihn die Soldaten. Von den Kontroversen, die sich immer wieder um die Positionen des Bischofs von Fulda in der deutschen Kirche entzündeten, von den Diskussionen und Polemiken um seine Person, ist hier nichts zu spüren. Nicht, dass die Meinung des streitbaren Oberhir-



ten von Fulda in Sachen Schwangerschaftskonfliktberatung, Zölibat oder Laien in der Kirche ausgespart würde – nein, die Soldaten nutzen durchaus die Gelegenheit des Gesprächs mit ihrem Militärbischof, um auch hierüber Auskunft zu erhalten. Aber in einer Außenseiterrolle scheint er hier nicht zu sein. „Der katholische Militärbischof war in der Vergangenheit manchen Angriffen ausgesetzt“, stellt Brigadegeneral Hans-Werner Jarosch, Kommandeur der Offiziersschule der Luftwaffe in Fürstenfeldbruck, in seinem Grußwort fest; „dass er die ethisch-moralischen Grundsätze nicht deutlich genug formuliert hätte, wurde ihm niemals unterstellt.“ Daraus klingt Anerkennung.

Erzbischof Dyba beherrscht ohne Frage die deutliche Sprache der Soldaten, und sie schätzen das erkennbar. Er bekommt Beifall, wenn er seiner Sorge um den verderblichen Einfluss mancher Schmuddel-Talkshows im Fernsehen auf Kinder und Jugendliche drastisch Ausdruck verleiht – „Einer Kindergärtnerin, die für zehn Kinder verantwortlich ist, mutet man Dutzende von Eignungsprüfungen zu, und hier lässt man so jede halbseidene Verführerin auf Millionen Kinderseelen los!“ – Pater Leppich lässt grüßen; er formulierte es in den 50er und 60er-Jahren in seinen Predigten ähnlich.

Smalltalk polyglott

Die NATO-Schule in Oberammergau ist strenger Sicherheitsbereich. Fotoapparate und Filmkameras sind abzugeben; Handygebrauch ist verboten. Hier wird die Offizierselite des westlichen Verteidigungsbündnisses – nunmehr auch um die Neumitglieder und Anwärter der ehemals kommunistischen Länder Ost- und Südosteuropas erweitert – auch auf die neuen Bedingungen und Aufgaben der Friedenserhaltung und -wiederherstellung außerhalb des ursprünglichen Operationsgebietes vorbereitet. Der deutsche Militärbischof lässt keinen Zweifel daran, dass er auch zu solchen Out-of-Area-Einsätzen steht, wenn sie zur Überwindung von Kriegen und zur Sicherung des Friedens dienen.

Die Gespräche zwischen Bischof und Offizieren gestalten sich gemäß der Herkunft der Absolventen der NATO-School ziemlich polyglott – für Johannes Dyba, den Ex-Studenten einer US-Uni und weltläufigen Vatikandiplomaten kein Thema. Wie sein großes Vorbild im Vatikan zapft er sich scheinbar mühelos von Idiom zu Idiom: Englisch, Französisch, Deutsch, Italienisch – ganz wie's beliebt.

Beinahe vom wilden Affen gebissen

NATO-Offiziere müssen mobil sein; Verwendung und Einsatz überspringen oft Kontinente. „Wie ist das bei Vatikandiplomaten“, will ein Major von Dyba wissen, der zwei Jahrzehnte im Dienst des Heiligen Stuhls „draußen auf Posten“ war, bevor er Bischof von Fulda wurde. Das ist das Stichwort: für eine Stunde tritt die Kirche in Deutschland, tritt die Militärseelsorge im Gespräch zurück. Man hätte eine Stecknadel fallen hören können, so still ist es, als der Erzbischof in der Kiste der Erinnerungen kramt und beispielsweise erzählt, wie er – mit Erfolg übrigens – mit dem liberianischen Putschistenregime des Master-Sergeant Doe um das Leben politischer Häftlinge rang.

Ob er „da draußen“ nie Angst gehabt habe, will ein Soldat wissen. „Doch“, räumt Dyba freimütig ein. Einmal sogar bei einem

überaus banalen Anlass. Als er sich nämlich bei einem Ferienausflug zu den berühmten Berggorillas in den Virunga-Bergen dem Angriff eines dieser zentnerschweren Monster ausgesetzt sah. Sein letztes Stündlein habe er da vor Augen gesehen. „Und was macht ein Bischof in einer solchen Situationen will der Fragesteller wissen. „Na wat woll“, berlinert der geborene Hauptstädter. „Reue und Leid erwecken. Und als dann der Angriff ausblieb, gleich noch mal, weil's beim ersten Mal so hastig war. Und dann, als es vorbei war, einen Schluck Cognac aus der Pulle, weil ich mir dachte: Dat wär' ja 'n schandbaret Ende für'n Vertreter des Heiligen Vaters gewesen: vom wilden Affen jekillt ...“ – Fast spürt man bei den Zuhörern die Erleichterung über das Happy End. Doch damit genug der Anekdoten.

„Klimaschock“ in Fulda

Nahtlos geht die Rede von den angriffslustigen Berggorillas zur Glaubensfreude in der jungen Kirche Afrikas über: „Also das war vielleicht ein Klimaschock, als ich von Westafrika nach Fulda kam – und das nicht nur wegen der Temperaturen. Also diese Miesepetrigkeit hier – in der Gesellschaft und in der Kirche. Und dabei geht doch hier wirklich überall das Licht an, wenn ich am Schalter drehe. Du hast Wasser, Benzin, Strom und die Zeitung sogar am gleichen Tag. Und trotzdem dieses Gejammer, also das geht einem schon auf den Keks. Auch in der Kirche: Wenn ich in Liberia über die Straße ging, dann kamen Leute und sagten stolz: 'Bishop I am catholic.' Da kann ich aber in Kassel lange drauf warten ...“

Wenn er an die Zukunft der Militärseelsorge denke, beschließen aber auch ihn Sorgen, räumt der Erzbischof im Gespräch mit Offizieren ein. Vor allem würden die Personalprobleme mit der rückläufigen Zahl der Standortpfarrer immer bedrückender. „Wenn ich das meinen bischöflichen Mitbrüdern sage, dann heißt es: Was willst du denn; die Bundeswehr wird doch immer kleiner.“ Stimmt, aber da sind die neuen Standorte im Osten dazugekommen. Und dann die Auslandsein-

sätze und dadurch bedingt die vielen getrennten Familien. Mensch, die brauchen uns.“

Und so bettelt er weiter um „Leihpfarrer“, der Militärbischof. Und wenn alle Argumente nicht fruchten, „drohe ich mit Rücktritt“. Dann, so zwinkert er, geben sie mir schon lieber ein paar Pfarrer; denn sonst müsste ja ein anderer den Job machen ...“ – Grundsätzlich, so hofft Wehrbereichsdekan Prälat Walter Wakenhut, wird sich auch unter der neuen rot-grünen Bundesregierung an der Militärseelsorge nichts ändern: „Die hat sich nämlich bewährt.“

Vom Parteiredner zum Bischof

Der letzte Abend des Truppenbesuchs im bayerischen Wehrbezirk VI endet entspannt: Empfang und „Beer call“ im Casino von „Fürsty“, wie Fürstenfeldbruck im NATO-Slang heißt. Erzbischof Dyba kramt noch einmal in der Erinnerungskiste. Als junger Student habe er sich vor der Währungsreform in Bamberg sein Brot als Parteiredner für die CSU verdient, erzählt er schmunzelnd. „Wenn ich damals großes Glück hatte, war der Ortsvorsitzende ein Fleischermeister; dann gab's eine ordentliche Wurst – für einen ewig hungrigen Studenten herrlich. War er ein Bäckermeister, dann gab's immerhin einen Laib Brot. Wenn ich Pech hatte, dann war der örtliche Parteichef ein heimatvertriebener Lehrer. Dann gab's 20 Mark, für die man sich nichts kaufen konnte.“ Nach der Währungsreform sei es mit der Parteirednerie aus gewesen. Da musste man dann richtig arbeiten. „Da bin ich lokaler Repräsentant von Coca Cola geworden.“ – Bei den Soldaten kommt Freude auf.

Helden und Vorbilder

Am Rande des Empfangs wird sehr viel ernsthafter das unendliche Thema Traditionspflege in der Bundeswehr diskutiert. Auf welche Vorbilder sind die Offiziere der Luftwaffe stolz? Auf die Weltkrieg-I-Fliegerasse Richthofen, Boelcke und Immelmann, die in Öl an der Casinowand hängen? Auf Ernst Udet oder den Brillantenträger zum Ritterkreuz, den Nachtjäger

Wolfgang Schnauer, nach denen Straßen im Kasernengelände benannt sind? Vor allem, so ist in dem Gespräch zu hören, sei man stolz auf Ludger Hölker, ein Name, der nur Insidern bekannt sein dürfte. Oberleutnant Hölker war ein junger Pilot der Bundesluftwaffe. Er katapultierte sich nicht mit dem Schleudersitz aus seiner abstürzenden Maschine, sondern zog sie – wohl wissend, dass dies für ihn den Tod bedeutete – über das schwäbische Dorf Straßberg, wo sie auf einem Acker zerschellte, mit ihm im Cockpit. „Keine größere Liebe hat der, als der sein Leben hingibt für seine Brüder“, meint der Militärbischof.

Nach zweieinhalb Tagen endet

der Truppenbesuch mit einem Standortgottesdienst im ehemaligen Zisterzienserkloster Fürstenfeld. Wie sich das gehört, mit „Dicke-Backen-Musik“ vom Luftwaffenmusikkorps 1 aus Neubiberg: militärisch, laut, inbrünstig und erhebend: „Großer Gott, wir loben dich“ aus Basstuba und Soldatenkehlen. „Großartig“, meint Militärbischof Dyba nach dem Segen, „aber noch viel großartiger wird das mal im Himmel, wenn die himmlischen Heerscharen blasen.“ Man weiß nicht so ganz genau, wie ernst es ihm mit diesem arg anthropomorphen Vergleich ist.

Noch rasch im Vorübergehen eine Weißwurst-Brotzeit als Wegzehrung, und dann wartet der

„Butterfly“ schon wieder zum Heimflug nach Fulda. „Wie teilen Sie eigentlich ihr Zeitdeputat zwischen Bistum und Militär auf?“, will ein Journalist noch rasch wissen. „Wenn ich das sage, dann meinen die im Militärbischöfamt, ich hätte viel zu wenig Zeit für sie, und in Fulda meinen die, ich widmete der Bundeswehr viel zu viel Zeit.“ Auch eine Antwort.

In Fulda müssen nach der Ankunft die Koffer gepackt werden für einen Besuch in Südamerika. Hier muss Dyba bei einem Treffen von Oberhirten des Kontinents den Präfekten der vatikanischen Kongregation für die Bischöfe vertreten. Auch das gehört zu seinen Aufgaben. □

Einweihung der Marienkirche in Storkow/Mark

Anita Krohm



unser Retter. Schon die äußere Form dieses Gotteshauses öffnet dafür das Herz. Es stellt sich aber auch die Assoziation zur Geschichte von Jonas und dem Wal ein. Der Innenraum umfängt einen mit der Wärme des märkischen Kiefernholzes. Er strahlt Geborgenheit aus. Der Name dieses Gotteshauses ist richtig gewählt: St. Maria Mutter Christie Urbild der Kirche. Die Teilnahme an der Weihe dieser Kirche war ein Erlebnis. Form und Aussage dieses Hauses sind einmalig. Sie ist einen Besuch wert, nein, mehr als das: Sie lädt ein zum Sich-Wundern, Nachdenken und Gebet.

Im Anschluss an die Einweihung der „Walfischkirche“ besuchte Bischof Rudolf Müller den Freizeittreff der KAS in der Kurmark-Kaserne in Storkow. Es war Sonntag am Spätnachmittag. Die Kaserne

Kirchen sind Gottes Häuser, in denen Jesus Christus mitten in seiner Gemeinde sein kann. Dieses deutlich zu machen, ist oft ein schwieriges Stück Arbeit. Symbole müssen geschaffen, erklärt und vermittelt werden. Ein Lehrstück dieser Art geschah in Storkow: Dort wurde am 19. Oktober 1998 durch Bischof Rudolf Müller, Bistums Görlitz, eine Marienkirche geweiht. Sie liegt außerhalb der Stadt im märkischen Kiefernwald, fast in unmittelbarer Nähe des Storkower Sees. Nähert man sich ihr, glaubt man einen gestrandeten Wal zu sehen, einen Fisch, das Symbol der christlichen Urkirche. Bedeuten doch die Anfangsbuchstaben des altgriechischen Wortes „ΙΧΘΥΝΟΣ – Fisch“: Herr Jesus Christus,

war leer. Allerdings waren Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere nicht zu Hause, sondern taten ihren Dienst auf einem Übungsplatz in Brandenburg. So war es nur ein kleiner Kreis, der den Bischof des Görlitzer Bistums begrüßen konnte; die Leiterin des Freizeittreffs, Anita Krohm, ihr Ehemann und ein Kompaniefeldwebel des dort stationierten Pionierbataillons 801. Und wieder sprang der Funke über. War es während der Predigt Nachdenklichkeit, vielleicht auch Ehrfurcht, was die Gefühle bestimmte, so war es jetzt Offenheit, Freiheit im Wort und Fröhlichkeit in einem langen Gespräch, was Kraft gab für die weitere Arbeit an und mit den uns vertrauten Soldaten. Ich danke Bischof Rudolf Müller für diesen Tag. (Foto: nach MOZ 22.10.98)

Einer von 120.000 auf dem Jakobusweg

Gedanken auf dem Camino nach Santiago de Compostela 1998



Vom 2. bis 14. Juli nahmen 30 Angehörige der GKS teilweise mit Ehefrauen an der 12. Militärpilgerfahrt (Peregrination Militar) der spanischen Jakobusbruderschaft (Orden de Peregrinos del Camino de Santiago) von Pamplona nach Santiago de Compostela teil. Ein Teilnehmer äußert hier seine sehr persönlichen Gedanken und Erinnerungen in einem Brief an einen Kameraden, der nicht mitpilgern konnte.

Volker Traßl

Lieber Martin,

Du fragst, warum pilgert ihr nach Santiago? Ich will versuchen eine Antwort darauf zu geben, aber sie gilt nur für mich! Denn eines ist sicher, es gibt so viele Motive für eine Wallfahrt, als es Menschen auf dem Camino gibt. Nach Santiago pilgern, sich zu den Jakobusbrüdern zu zählen, heißt auf dem Camino (Weg) zu sein, wie man in Spanien sagt. Ja warum gerade Santiago?

Zu allen Zeiten war man unterwegs um Heiligtümer oder Heilige zu verehren. Die Griechen zogen nach Delphi oder Dodona, die Muslime pilgern nach Mekka, die Juden nach Jerusalem, die Christen nach Rom. Man – besser „pilger“ – geht zum Ort der Verehrung.

Dazu kommen die religiösen Gründe. Man/pilger nimmt den Weg als Verkürzung des ganzen eigenen Lebens und richtet es auf ein Ziel hin aus. Pilger will etwas tun für sein Seelenheil und wenn du willst für die Ewigkeit.

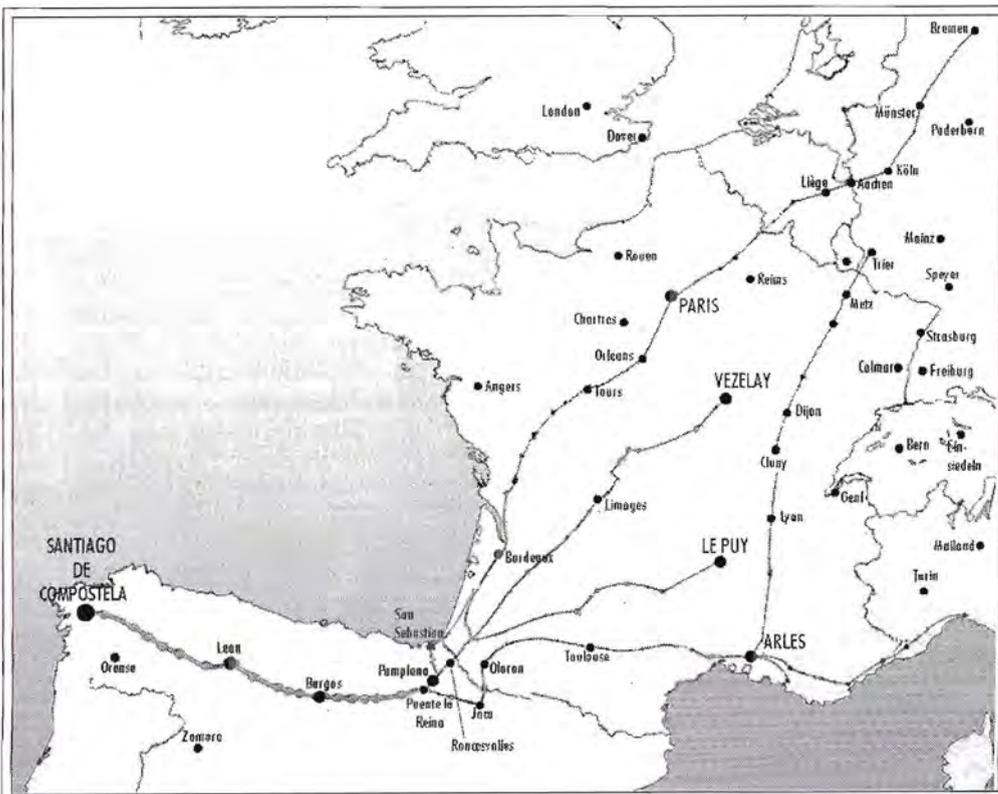
Ja und dann die ständige Unterstellung – gerade im Bayrischen – man habe ein Gelöbnis getan oder nehme es als Buße, um die Vergebung seiner Sünden zu erhoffen. Wer pilgert, muss doch gesündigt haben! Aber sind wir nicht allzumal Sünder. Doch Erlösung durch Pilgern? Wir sind schon durch Jesus Christus erlöst, aber das haben wir ja schon oft diskutiert. Deshalb kann, ja soll ein Pilgerweg auch beschwerlich sein. Mir liegt es nicht so, meine durch-

aus positive Grundeinstellung lässt mich auch die schönen guten, ja herrlichen Seiten des Weges sehen; und wenn es nicht allzu beschwerlich zugeht, dann hab' ich nichts dagegen; und wenn es hart wird mit Weg, Wetter oder Unterkunft, dann nehme ich es so, wie es kommt, danke Gott und bin zufrieden. Aber einen flagellantischen (Anm.: zur Buße selbstgeißelnden) Wunsch mich zu kasteien zur größeren Ehre Gottes oder für meine Sündenstrafen, den hab ich nie gehegt und er liegt mir fern. Verzeih meine persönlichen Ausschweifungen.

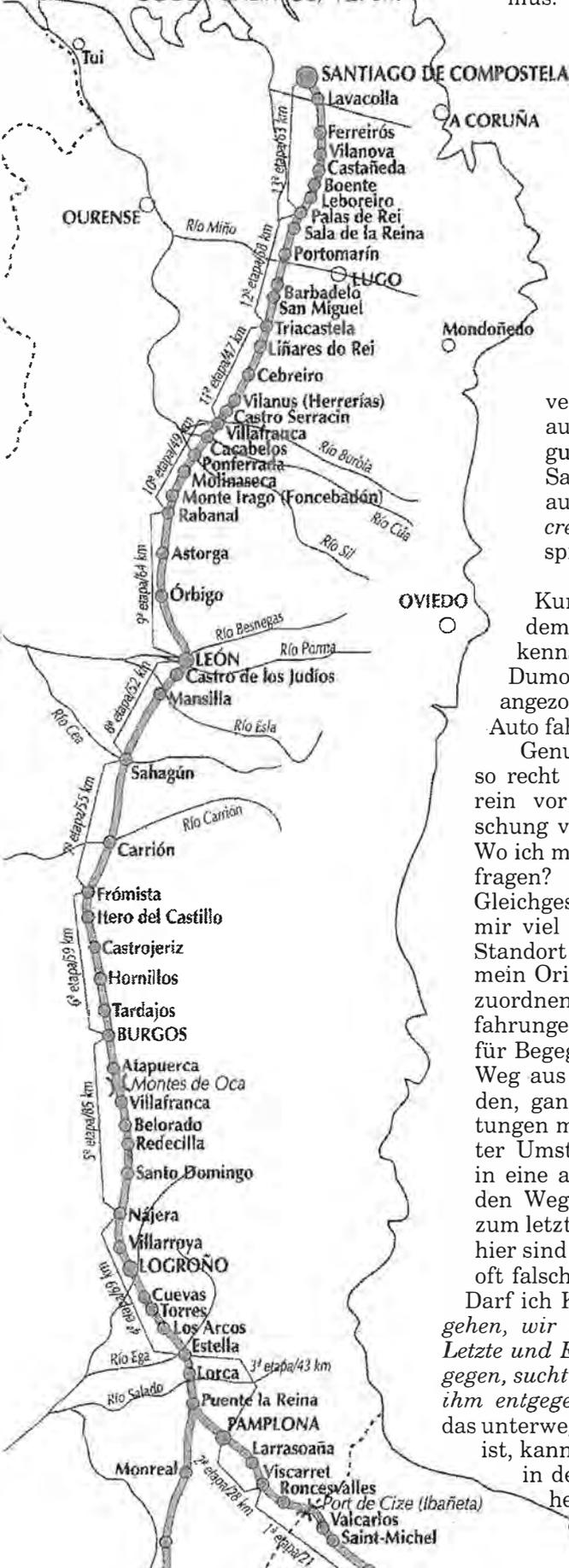
Die Hoffnung auf Hilfe von Oben in schwierigen Angelegenheiten, z.B. wie in Lourdes auf ein Wunder. Sicher passiert oft ein Wunder, aber meist in ganz anderer Art bei diesen Wallfahrten: an einer Stelle, wo man es nicht erwartet hat, die Stärkung der eigenen Stellung, die Annahme seiner Selbst, die Versöhnung mit sich, seinem Schicksal und mit seinen Mitmenschen, seiner Umgebung. Immerwieder haben wir das beobachtet, an uns und anderen, wir haben es das „kleine Wunder von Lourdes“ genannt.

Oder natürlich ex voto, auf ein Versprechen hin, der berühmte Kuhhandel mit dem Herrgott, der manchmal recht schlitzohrig ist, aber immer liebenswert und zutiefst menschlich.

Dazu kommen noch die weniger sakralen Motive: Neugier, Sehnsucht nach Abenteuer und Improvisation, Tapetenwechsel und ganz schlicht



Der klassische Jakobsweg in Spanien nach dem CODEX CALIXTUS, 12. Jh.



und einfach die Wanderschaft oder hässlich ausgedrückt, der Tourismus. Vermehrt jetzt auch die Herausforderung, ob man so fit ist, dass man die Strapazen durchhalten kann. Der Vollständigkeit halber seien noch angeführt die Wallfahrt, die man im Mittelalter stellvertretend für jemand getan hat, der dann das Unternehmen bezahlte. Die Wallfahrt anstelle einer Strafe: vor allem aus den Niederlanden kamen Pilger, die dazu verurteilt waren. Darauf ist auch der Brauch der Bestätigung der Wallfahrt am Ziel in Santiago zurückzuführen, auf den Pilgerbrief, den *credential*, werde ich noch zu sprechen kommen.

Es sind natürlich auch die Kunst- und Kulturfreunde auf dem Camino unterwegs. Du erkennst sie daran, dass sie den Dumont in der Hand haben, fein angezogen sind und oft mit dem Auto fahren.

Genug der Motive? Wenn ich es so recht überlege, kommen sie nie rein vor, sondern sind eine Mischung von vielen, je nach Person. Wo ich mich nun einordne, wirst du fragen? Unterwegs zu sein mit Gleichgesinnten auf ein Ziel hin, das mir viel bedeutet, meinen eigenen Standort wieder neu zu bestimmen, mein Orientierungssystem neu einzuordnen, durchzuatmen, Grenzerfahrungen zu wagen, frei zu werden für Begegnungen, in der Weite den Weg aus der eigenen Enge zu finden, ganz ohne großartige Erwartungen meinen Weg zu suchen, unter Umständen auch umzukehren, in eine andere Richtung zu gehen, den Weg zu finden und zu gehen zum letzten Ziel hin zu Gott. Ja und hier sind wir nun an dem Punkt der oft falsch verstanden werden kann.

Darf ich Karl Rahner zitieren: „Wir gehen, wir müssen suchen. Aber das Letzte und Eigentliche kommt uns entgegen, sucht uns, freilich nur, wenn wir ihm entgegengehen.“ Für mich heißt das unterwegs sein. Nur wer unterwegs ist, kann auch ankommen, nur wer in der Fremde war, kann auch heimkommen. Du meinst, das sei das alte Odysseus-Syndrom, mag sein, ein

bisschen von allem. Weißt du, wenn ich nicht finde, was ich suche, vielleicht finde ich, was ich brauche – oder noch besser, brauche ich, was ich finde.

Der Weg ist das Ziel! Klingt griffig und gut, ist zum Schlagwort geworden. Aber trifft es auch zu? Ist nicht die Beliebigkeit des Weges impliziert? Kann ich denn dann nicht auch den Rennsteig gehen, oder die europäischen Fernwanderwege? Sicher kann ich zur größeren Ehre Gottes jeden Weg gehen, aber dann auch in meiner Klausur meditieren und brauch mich nicht zu bewegen. Wenn ich mich selber erfahren will in verschiedenen Situationen in verschiedenen Umfeldern, in der Fremde, in einem anderen Land und Santiago als Gleichnis für das himmlische Jerusalem nehmen will und mich einig weiß mit den Millionen Pilgern, die diesen ersten gemeinsamen europäischen Weg gegangen sind, lange bevor es Europa gab, dann werde ich irgendwann aufbrechen. Werde Bequemlichkeit, Gewohntes, eingefahrene Geleise, Liebgewonnenes hinter mir lassen, gar Luxus, wie das Wasser aus der Dusche, mit dem ich mich sonst gerne umgebe. Ohne ein Ziel kann ich meinen Weg nicht gehen, das schließt selbstredend Umwege mit ein.

Das haben wir gewagt, mein Weib hat mich begleitet, sie hat ja, wie du weißt, ähnliche Motive wie ich. Kurz, wir waren uns einig, eine Fußwallfahrt, denn nur zu Fuß schien es uns so richtig, obwohl auch Radfahrer und Reiter zu den Pilgern zählen.

Wir schlossen uns der Gruppe GKS'ler an, die nun schon das zehnte Mal mit den Spaniern zusammen den Camino in den verschiedensten Regionen in Deutschland, Frankreich oder Spanien gingen. Diesmal hatte man die Filetstückchen des „Spanischen Weges“ ausgesucht, jeden Tag eine Teilstrecke und die Zwischenstrecken mit dem Bus. Das Gepäck wurde im Bus gelassen, eine Erleichterung, die wir den anderen Pilgern voraus hatten. Das führte aber auch manchmal dazu, dass uns stolze Spanierinnen ihre Garderobe vorführten, da sie sie ja nicht auf dem Buckel schleppen mussten. Normales Pilgergepäck

ist etwa 12–18 kg schwer und du weißt, was das heißt. Einen Deutschen habe ich getroffen, der schon sechs Wochen unterwegs war und der von Herberge zu Herberge Gepäck zurückließ, in der letzten Herberge sein Schweizer Messer verschenkt hatte, denn auch das war nicht unbedingt notwendig, wie er meinte. Nur von seiner Wasserflasche trennt sich ein Pilger nie, sie ist überlebenswichtig, oder wie wir auf dem Camino sagten „heilsnotwendig“. Ein Pilgerbruder fragte immer, wenn wir irgendwelche Wünsche oder Erwartungen hatten: „Ist das heilsnotwendig?“ Es ist eine schöne Frage, die in vielen Situationen gut helfen kann, wenn man sie ernst nimmt. Zunächst war sie ironisch gemeint, aber weil wir sie ernst nahmen, wurde sie zu einem Maßstab, weit über die Pilgerfahrt in den Alltag hinaus. Wir haben sie beibehalten, die Frage, und sie kann uns von vielem Ballast befreien, auf jeden Fall denken wir jetzt mehr darüber nach. Noch heute, hier in unserem Alltag, stellen wir uns oft die Frage, sie ist immer hilfreich.

Die gemeinsame Pilgerreise ging von Aachen aus, wo eine der ersten Jakobskirchen auf

den Spaniern zusammen, belegten in einer Kaserne einen Schlafsaal, hatten die sanitären Einrichtungen quer über dem Kasernenhof, bekamen ein frugales Frühstück an der Essensausgabe: Wurst auf die Hand, denn Teller oder Brot gab es nicht. Besuchten die Kathedrale, sahen die Vorbereitung für den Auftrieb der Stiere, der am Wochenende stattfinden sollte.

Dann waren wir in Pamplona am Start, ein Morgengebet durch den mitpilgernden spanischen Militärpfarrer, leider nur in Spanisch, aber es war ganz gut zu verstehen, denn der Padre sprach deutlich und langsam im Gegensatz zu den Laien, die eine Kadenz drauf hatten, die jedem Maschinengewehr Ehre gemacht hätte. Dann gingen wir los durch die Festungsanlagen von Pamplona.

ich, gelbe Pfeile! Hinweise und Wegweisungen gibt es genug, nur unsere Wahrnehmung ist nicht so ausgebildet.

Wir Franken sind gewohnt, auch ab und zu den Rosenkranz oder eine Litanei zu beten, auf die volle Stunde, dann zehn Minuten Schweigen und dann Ratschen, was unbedingt dazugehört und ganz wichtig ist. So kommen gemeinsames Gebet, eigener Meditation und gesell Ged:



Recht. uns so gemacht die andere



deutschem Boden steht und von wo aus die „Niederstraße“ durch Frankreich nach Santiago beginnt. Nach zweitägiger Fahrt, erst München – Aachen, dann Aachen – Pamplona trafen wir mit

in einem Tempo an, als wären wir bei einem Wettlauf. Schnell hatte sich das Feld auseinander gezogen. Man ging in kleinen Gruppen oder alleine, eine spanisch-deutsch gemischte, einige rein deutsch. Die Orientierung war einfach, Pilger mussten nur den wegweisenden gelben Pfeilen folgen, die zeigen: Da geht's lang! Auf dem Camino ist es einfach, wenn es im Leben auch nur so wäre – so deutlich, meine



Fahnenträger Achim mit der Pilgerfahne auf der 1. Tagesetappe beim Aufstieg zum Ato del perdón (Bild 1) und die Figurengruppe aus Metallsilhouetten auf der Passhöhe (2)





Einfachstes Pilgermahl in der Herberge von San Juan de Ortega „sopa de ajo“ (3), Weißbrot und Rotwein gehören dennoch dazu wie auch beim fürstlichen Speisen in Villacálzar de Sirga (4)



halt wie immer, pilger kann nur etwas für sich rausholen, wenn er oder sie etwas investiert. Das wollten wir und das haben wir. Die Einstellung zu den Gegebenheiten ist wichtig, wie wichtig, das ist uns auf dem weiteren Weg so richtig deutlich geworden.

Wir sind durch eine schöne Landschaft gezogen. Es ging leicht bergan auf einem breiten Weg. Die Gruppe zog sich weit auseinander. Ich ging zuerst alleine, wollte meine Einstimmung machen und stellte fest, dass auf einmal meine Familie und meine Freunde bei mir waren. Die Auseinandersetzung mit ihnen hat das ganze erste Teilstück gedauert, und kam später immer wieder. Die erste Rast war an der Kirche in *Zariquiegui*: ein Schluck Wasser, ein Stück Brot, das wir von einer Bruder-

schaftsgruppe in Pamplona bekommen hatten; das Versorgen der ersten Blasen. Die Sonne brannte wunderschön, manch einer sagte „erbarmungslos“, ich empfand es als wohltuend, die ersten Pilger machten sich einen Nackenschutz, wie die Legionäre: hinten in die Mütze das Taschentuch, wie sich überhaupt das Halstuch als praktisches Utensil erwiesen hat.

Auf der *Sierra del Perdón* (Bild 1) stehen Großwindanlagen, nicht schön und recht laut, bis 45 habe ich gezählt und dann aufgegeben. Am Pass sind Metallsilhouetten einer Gruppe mit Kindern, Pferd und Esel angebracht, die sehr hübsch sind (Bild 2). Die ersten Fußkranken sind hier in den Bus eingestiegen. Wir, die deutsche Gruppe, hatten eine Busfahrerin, eine Soldatin in Zivil, Eva-Maria, die gerade erst ihren Busführerschein gemacht hatte, aber uns hervorragend betreute, unermüdlich fuhr und immer freundlich war. Ich bin schon mit vielen Busfahrern und -innen gefahren, so hübsch und so gut war keine.

Um 12 Uhr mittags wird der Angelus von den Spaniern in einer Geschwindigkeit gebetet, dass wir Germanen nicht mitkommen. Dazu versammelt sich die Pilgergruppe, so weit die einen gebremst und die anderen aufgeholt haben. Nach dem letzten Amen sind die Ersten schon wieder unterwegs - es ist eine andere Art der Wallfahrt, die wir tolerieren, die aber nicht unsere sein muss, und so haben wir uns eingerichtet. Wollten wir Geplapper, hielten wir uns an die größeren Gruppen, wollten wir Schweigen, ließ man sich zurückfallen, oder zog voraus: pilger hatte es selbst in der Hand. Nach wenigen Tagen wurden Morgengebet und der mittägliche Angelus von deutschen Liedern begleitet, die von den Spaniern begeistert aufgenommen wurden.

Mit steigender Sonne wurden die Schatten rechts von uns immer kürzer. Nach dem Pass ging es einen steinigen Pfad den Berg hinab, der Ausblick war sehr schön und es ist doch leichter bergab gehen, wir waren es gewohnt. Unten wartete der Bus und brachte uns zum Essen zu Klosterschwestern, die nicht so bald mit uns gerechnet hatten und die Gemüseeintopf ohne Salz für uns hatten, weil ein Pilger das bei sich habe. Schanzzeug gab es auch erst auf Verlangen, denn auch das gehöre zur „heilsnotwendigen“ Pilgerausrüstung. Wir haben gelacht und nicht gemeckert, denn wir hatten Hunger. Nachdem wir Salz erbettelt hatten, war das Essen schmackhaft.

Bei großen Gruppen kann man eine egoistische Grüppchenmentalität beobachten. Die Organisationstalente besorgen für ihren begrenzten Tisch-Verein erstmal alles, was sie zu brauchen meinen, ohne Rücksicht auf die anderen der großen Gruppe. Auch hier herrscht Kleingruppenegoismus vor, erstmal Teller, Löffel, Essen, Wein zu uns und dann weitersehen. In solchen Situationen hat die Frage nach der Heilsnotwendigkeit immer geholfen. Wir haben immer genug zu Essen bekommen, wir hatten immer einen Platz für das müde Haupt, wir hatten immer Wasser, wenn auch nicht an jeder Stelle, aber wir hatten es, wenn auch nicht immer zum Waschen, doch immer zum Trinken. Die vier Pilgerregeln des spanischen Leiters der Pilgergruppe, General Castrillo, waren sehr hilfreich:

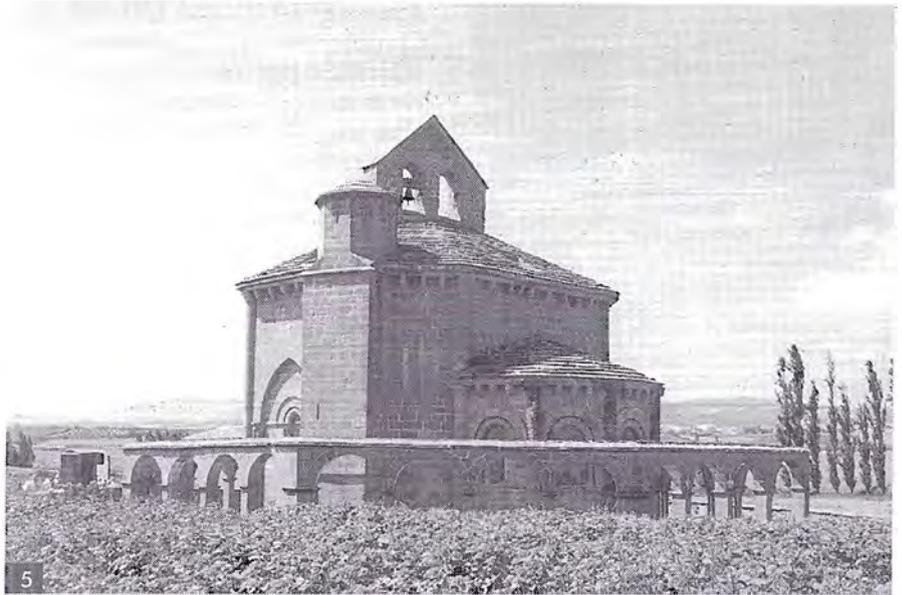
1. Ein Pilger fordert nicht!
 2. Ein Pilger beschwert sich nicht!
 3. Ein Pilger überlegt, was andere Pilger brauchen!
 4. Ein Pilger überdenkt bevor er am Abend einschläft, ob er die drei ersten Regeln befolgt hat!
- Ansprüche und Wünsche zurückstellen und geschehen lassen, warten und dankbar sein. Die Einübung dieser Haltung, so schwer sie für mich war, ist doch beglückend und sicher bleibt ein hoffnungsvolles Restchen auch für die Zeit danach.

In *Torres del Rio* sehen wir in *San Sepulcro* ein Kleinod roma-

nischer Architektur, ein achteckiger Grundriss mit halbkreisförmiger Apsis und einem Sternengewölbe mit breiten flachen Rippen. Name und Grundriss deuten auf die Gründung durch den Templerorden hin. Nachmittags fahren wir durch eine weite, flache Ebene mit Kornfeldern und kommen durch eine kleine Pappelallee zu einem der eindrucksvollsten Orte auf dem Camino: *Eunate* bei *Puente de la Reina*, einer ehemaligen romanischen Friedhofskapelle für Wallfahrer (5), die auf dem Hin- oder Rückweg nach Santiago gestorben waren und hier begraben wurden. Um die Kirche ist ein Bogengang übrig geblieben, ganz leicht und filigran. Ich habe mich auf die Steine unter die Bogen gesetzt und den *genus loci* auf mich wirken lassen und gespürt, wie vieles von unserem Tun eine andere Gewichtung bekommt, wenn man die Zeitlosigkeit, die Ruhe und die Stille, den Frieden wirken lässt, den dieser Ort in einer Landschaft, die nahezu archaisch ist, ausstrahlt.

Ja und dann waren wir in der Nähe von *Estellan* in der *Bodega Irache*, einer *Fuente del Vino* (6), wo sich der Pilger großzügig am Wein, der aus einem Brunnen läuft, ganz umsonst laben kann. Es war wunderbar, ein Gottesgeschenk, wir haben aus unseren Pilgermuscheln, die wir um den Hals trugen, Wein getrunken, gut, stärkend, beseeligend.

Das Ziel des nächsten Tages ist *St. Domingo de la Calzada*. Der Weg geht durch Weinfeldern. Wir sind jetzt in *La Rioja*, so heißt



nicht nur der Wein, sondern auch die Landschaft. Es ist heiß, der Himmel weit. Wir gehen alleine, wie noch so oft auf dem Weg ist es Zeit zur Meditation. Mir fallen viele Sprüche ein, die ich über Wege gehört habe. Zuerst: Alle Wege führen nach Rom. Hier will ich gleich für mich einsetzen zum himmlischen Jerusalem, zu Gott, daran glaube ich fest. Also gleich dazu, wer das Ziel nicht kennt, kann den Weg nicht haben. – Der Weg ist immer Gegenwart, das Ziel Zukunft. – Das Entscheidende am Weg beginnt immer mit dem Aufbrechen und Zurücklassen! – Und hier der Spruch an einem Wegkreuz bei Ortega: *El camino es el amor que nos eleva hacia el universo* (Der Weg ist die Liebe, die uns ins Universum erhebt). Mir fällt der Vater Abraham ein, der auf Gottes Geheiß hin mit all seiner Habe und den Seinen aufgebrochen ist in eine zwar verheißene, doch auch ungewisse Zukunft. Das Volk Israel, das in die Wüste gezogen ist, weg von den Fleischtöpfen Ägyptens. Maria geht über das Gebirge zu ihrer Base Elisabeth und dann Jesus, er geht in die Wüste, um neue Kraft zu finden, zu beten und mit dem Vater zu sprechen.

All das geht mir im Kopf herum. Aber es wäre zu lange und auch sehr diffus, wenn ich jetzt darüber schreiben wollte. Lass uns das bei einer Flasche Rioja berechnen. Aber Gott sei Dank in der hei-

ßen Sonne kommt eine Baumgruppe unter der wir Rast machen, das Geräusch der geschwätzigen Pilger ist jetzt nach der langen Stille doch recht angenehm, es gesellen sich noch ein paar Radfahrer zu uns. Wir sprechen miteinander, der Camino ist immer gut für neue Begegnungen. Auch lernt man Menschen, die man zu kennen glaubt, nun in diesen Ausnahmesituationen anders kennen, facettenreicher, nicht so vorgefertigt oder getrimmt, sondern ehrlicher, offener, nicht unbedingt besser, anders halt. Wie viele Eindrücke vom Camino kann man nicht erklären, man muss sie erleben.

Bald sehen wir einen wunderschönen Barockturm. Es ist eigentlich ein allein stehender Campanile, der auf unser Ziel hinweist: *Calzada*, die Stadt mit dem Hühnerwunder. Es ist lustig und ich werde es dir gelegentlich erzählen – es ist auch in der Rothenburger Jakobskirche dargestellt – es gehört zum Weg, alle Caminados kennen es. Wir sitzen vor dem Franziskanerkloster in Calzada und beobachten die Störche auf dem Dach, erfreuen uns an dem Klappern und an dem majestätischen Flug, wir zählen alleine hier 23 Störche.

Am Abend sind wir in *San Juan de Ortega*, haben eine Pilgermesse. Dabei konzelebriert ein französischer Abbé, der mit dem Rad unterwegs ist. Wir werden ihn noch häufig sehen und mit ihm sprechen können.





Erholung am Brunnen in San Juan de Ortega (7) und Schlafsaal der Männer in der aufgegebenen barocken Capilla San Nicolas (8) – dazu im Vergleich der Kompanieschlafsaal der Kaserne in Astorga (9)



Über San Juan hat der Italiener Laffi im 17. Jh geschrieben, „die Nächstenliebe ist hier noch immer lebendig“, das spürt man heute noch, wenn Pater José-Maria seine Pilgersuppe (3) austeiht. Eine Zwiebel-Knoblauch-Suppe, die zum Besten habe, was ich je gegessen habe. Meine Frau lacht dann immer, wenn ich das sage: Sie meint nur, ich hätte halt rechten Hunger gehabt, was wohl wahr sein mag. Aber ich meine doch, dass die Liebe, mit der diese Suppe – übrigens jeden Tag die gleiche – gekocht und ausgeteilt wird, einfach zu schmecken ist. Basta! San

Juan ist der zweite Ort auf dem Camino, der eine besondere Ausstrahlung hat, für mich persönlich noch mehr als Eunate. Er liegt am Fuß der *Oca-Berge* inmitten von Weizenfeldern, weitab von jedem Dorf, ja weitab jeder Straße und von der Hektik scheint die Zeit stille zu stehen. Der weite Platz vor dem Kloster und der kleine Innenhof der Herberge mit seinem krummgetretenen Pflaster, der schon die Pilgerströme der Jahrhundert erlebt hat, die wunderschöne romanische Kirche, der große Brunnen (7), mit herrlichem Quellwasser, Treffpunkt und Wascheinheit, wenn die Herberge überfüllt ist, und sie ist oft überfüllt. Die Männer mussten auf eine Kapelle ausweichen, die heute nicht mehr als Gottesraum, sondern als Notquartier für

müde Pilger genutzt wird (8). Es ist ein sehr elementares Gefühl, wie die Pilger im Mittelalter in einer Kapelle zu übernachten. Trotz Schlafsack war es kalt und doch habe ich mich so geborgen und behütet gefühlt. In Burgos habe ich mir dann eine Isomatte gekauft, die im Spanischen viel schöner, fast poetisch *estrella* heißt, man schläft auf ihr auch viel besser, als auf einer Luftmatratze.

Die Kirche in *San Juan d'Ortega* ist behutsam restauriert, hat sehr schöne Figurenkapitelle, das Grab des Heiligen Juan und eine Krypta. Der Ort und die Menschen dort strahlen eine solche Güte und Zufriedenheit aus, ein so zutiefst menschliches Mitgefühl. Pater Jose-Maria vermittelt das Geheimnis des Menschwerdens, den Weg der nie aufhört, solange wir leben. Man spürt dort, dass wir unser Leben uns nicht selber verdanken. Gott hat es uns geschenkt, also heißt er uns die Gaben nutzen, die er uns gab, wir bleiben mit ihm in Verbindung, im Gespräch, er öffnet uns die Augen für die Mitmenschen. Ich kann wahrnehmen, was sie für mich bedeuten. Letztendlich versuche ich mit ihnen so umzugehen, wie ich mir es von ihnen wünsche, ohne dass das Voraussetzung wäre. Es ist wohl eine Binsenweisheit, dass am Ende

weder Berühmtheit, noch Bankkonto zählen, sondern nur gelebte Liebe. Eigentlich ganz einfach – oder? Der Pater steht dafür! An keinem anderen Ort habe ich so deutlich gespürt, dass die Pilgerfahrt eine Lebensfahrt ist, Kreuzung verschiedener Wege, Treffpunkt, Etappe, Pause, die der Erholung und Regeneration dient. Ortega, ein Ort der Begegnung! Wir haben eine dänische Gruppe getroffen, die von Frankreich aus gepilgert ist und unterwegs immer wieder durch Freunde verstärkt wurden, denen es nur möglich war, ein Stück mit ihnen zu gehen. Bei den Gesprächen wurde immer wieder die Frage gestellt: Warum bist du unterwegs?

Ortega ein Ort der romanischen Kunst mit vielen kleinen Entdeckungen von der der Romantik eigenen Schwere und Kargheit und doch mit so viel Sammlung und Dauer, ein Sinnbild der Gottestreue und -zuversicht.

Ein geschichtlicher Ort, der die Zeichen der Pilger trägt. Ja und ich muss gestehen, wenn Jose-Maria den Arm um meine Schulter gelegt und gesagt hätte: „Hilf mir hier, ich brauche dich Volker“, weiß Gott, ich wäre geblieben. Mein Weib schaut mich dann immer so komisch von der Seite an, aber ich weiß, dass ich für eine Spanne Zeit dort hätte bleiben wollen. Warum ich es nicht getan habe? Er hat mich nicht gefragt! Eine uralte, immer wiederkehrende Frage, was will Gott von mir, das ich tun soll? Ja der Camino kann dir auch die Ohren öffnen, nicht im Geplapper der Gruppe, oder gar bei den oft überschäumenden Tischgesprächen, nein in der Stille der Landschaft, im Windhauch, in den Stimmen der Natur, oder ganz wichtig, im Plätschern des Wassers am Brunnen oder am kleinen Wasserfall auf dem Weg nach *Rabanal*, oder wohltuend im beredten Schweigen deines Weggefährten.

Ich bin mit Spaniern gegangen, wir haben uns wunderbar verstanden, obwohl wir unsere Sprachen nicht kannten, aber die Gesten sind zu verstehen, das Hinhalten der Wasserflasche, das Deuten auf Blumen oder der Hinweis auf Schönheiten am Weg, die gemeinsame Rast im Schatten, wenn

gerade mal einer da ist, oder die kleinen Handreichungen zur Hilfeleistung.

In Ortega habe ich den schönsten Sternenhimmel des ganzen Weges gesehen. Er war woanders auch schön, aber hier ohne die Luftverschmutzung von einer Intensität mit den hell leuchtenden Sternen und dem zunehmenden Mond, der ein romantisches, fast kitschiges Licht gab. Nein, es war nicht kitschig! Kitsch ist eine Wertung und die habe ich nicht gemacht, ich habe nur wirken lassen. Ich habe überhaupt ganz gegen meine Gewohnheiten, sehr viel geschehen lassen, nur wahrgenommen, gespeichert, oft nichts gesagt, mir manchmal sogar das Wandern verkniffen. Es ist nun mal so! Ortega ist ein intensiver Ort und wir sollten noch zweimal zurückkehren, am letzten Tag wenigstens für drei Stunden ruhen, bevor wir wieder mit unserem Bus nach Aachen zurückkehren wollten.

Am nächsten Tag beginnen wir **A**n der Santiago-Kirche in *Villafranca*, eine Kirche mit einem unvollendeten Kirchturm, der dann schnell ein Häubchen bekommen hat, weil das Geld ausgegangen war. Das eigentümliche daran aber ist, dass die Glocke sich einmal beim Läuten überschlagen hat und dabei aus dem Lager gesprungen und nun mit der Öffnung nach oben stehen geblieben ist. Ein Zeichen dafür, dass man sie nicht mehr braucht, ein Zeichen der Gnade, dass auch Unvollkommenes eine Berechtigung zum Dasein hat, ein Zeichen der Gelassenheit oder schlichte Schlamperei, ein Zeichen, dass Skurriles auch sein kann. Jedenfalls habe ich die Oca-Berge hinan mich mit dieser Glocke beschäftigt.

Auf dem Weg zurück nach Ortega übersieht eine kleine Gruppe GKS'ler, die gemeinsam den Rosenkranz betet, eine Eremitenklause, weil sie in der Schweigemeditation ist. Dann plötzlich sehen wir von den bewaldeten Hügeln hinab auf *San Juan de Ortega*, diesmal zu Fuß ankommend. Nach mehr als 20 Kilometern Weg bei schwüler Hitze ist das Ankommen wichtig. Wir bleiben am kühlen Brunnen sitzen(7) und lassen die anderen vorbeiziehen.

Mancher setzt sich zu uns, schweigt wie wir, stellt seine Fragen oder berichtet, was ihm widerfahren ist, womit er sich beschäftigt hat oder was ihn beschäftigte. Am Nachmittag schauen wir uns *Burgos* an, du kennst es, ich brauche dir über die Kathedrale, den Arco Santa Maria, St. Esteban, San Nicola nichts zu sagen.

Hinter Burgos ist das „Ohne-Baum-Land“. Wahrhaftig es ist so, die Sonne ist stark, die Weite von Land und Himmel herb, die Kargheit des Landes wüstenartig, die *Meseta*. Das Wandern, anders kann man es nicht nennen, lässt jeden Schritt zur Meditation werden in das schier Grenzenlose von Zeit und Raum. Eine braugelbe, wüstenhafte Weite. Die seltenen Kirchturmspitzen kommen nicht näher oder doch nur ganz zögerlich. Das Land heißt Kastilien, ein ruhmreicher Name, aber eine ganz unerwartete Wirklichkeit.

Wir überspringen wieder eine Etappe und starten in *Itero*, es ist ein ganz breiter Weg, neu geschoben durch eine weite Ebene (10). Dann geht es hinauf zum *Passo Largo*, kein Baum kein Strauch, nur Getreidefelder. Der Himmel ist Gottseidank ein bisschen bedeckt und dann geht es hinunter nach *Boadilla*. Ein eindrucksvolles, ganz seltenes Wegstück wandern wir den *Canale de Castilla* auf der Kanalkrone (11) entlang. Am anderen Ufer wellen sich Weizenfelder, die wie Dünen aussehen. Sanddünen wie in der Wüste. Sie verschwinden am Horizont und scheinen unendlich weit. Der sanfte Wind macht die Hitze erträglich. Wir sind alleine, vor uns nur eine kleine Gruppe mit hohen Rucksäcken, die wir an einer verfallenen Eremitenklause mit dem gewöhnlichen Pilgergruß überholen: „*Ola*“ oder „*buono camino*“. Wir wollen alleine weiter, der Weg ist ein Genuss, selbst bei der Hitze und wie schon gesagt, der Schatten rechts von uns wird immer kleiner. Der Weg ist eine Eröffnung: die Weite, die Getreidedünen, das Wasser fast ohne Bewegung gibt eine herrliche Spiegelung ab, zum Malen schön, wir sind dankbar, ja fast ein bisschen glücklich, in Jubelstimmung für



Gottes herrliche Schöpfung. Wir sind dankbar dafür, dass er uns die Augen geöffnet hat, es zu sehen. Es ist so der rechte Weg für ein altes Ehepaar. Die 38 Jahre gemeinsamer Pilgerschaft werden uns so recht bewusst und wie dankbar wir trotz aller Mühsal sein können und es auch sind.

Fromista erreichen wir, indem wir über eine Schleuse gehen. Es ist ein stiller Ort. Eva-Maria ist mit dem Bus wieder für die Fußkranken da, aber wir wollen uns erst die Kirche *San Martin* anschauen. Sie ist neu restauriert, die Patina ist ab, aber sie ist wunderschön. An den Sparrenden der Dächer sind humorvolle oder skurrile Schnitzereien, manchmal auch erschreckend und schwer zu enträtseln. Haben wir bei den Schwestern kein Salz und keine Löffel gehabt, so speisen, nein dinieren wir hochherrschaftlich in *Villacálzar* (4). Es ist die Vaterstadt einer spanischen Mitpilgerin und sie lässt es sich nicht nehmen, uns fürstlich zu bewirten. Es schmeckt hervorragend, es gibt unter anderem *Lechazo Asodo* (Milchlamm) und noch viele Köstlichkeiten, die Stimmung steigt immer höher und der Kaffee mit Orujo krönt das Ganze. Bei manchem war es mehr Orujo und die Farbe des Kaffees war nur Tarnung (seligen Gedenkens an den norddeutschen Pharisäer). Die an-

schließende Besichtigung der Templer-Kirche *Santa Maria de Blanca*, wir würden sagen eine Wehrburg, hat auf diesen oder jenen wenig Eindruck gemacht, obwohl sie es wert war: ein gewaltiges Eingangsportal, nackter Stein, Gotik kompromisslos, eine Jakobskapelle versteht sich, mit einer Skulptur des Hl. Jakobus, nicht hoch, aber sehr eindrucksvoll.



Auf den Stufen der Templer-Kirche *Santa Maria de Blanca* vom Orujo und der sengenden Sonne erschöpfte Pilger, die ihre Einkünfte verbessern wollten (12); und dann sprang der Motor des Busses trotz der mit vereinten Kräften schiebenden Pilger nicht mehr an (13)



Bild 14: Leon, Matamoros im barocken Giebfries über dem Eingang des Hostal San Marco

Wir kommen nach *Leon*. Hier haben wir ausreichend Zeit uns die Innenstadt anzuschauen. Es gibt viel zu sehen. Neben der frühgotischen Kathedrale, die mit Chartres und Reims zu den drei schönsten der französischen Gotik gehört. Durch 125 Fenster und 57 Fensterrosen und drei riesige Rosetten strömt rötlich-blaues Licht ein und hüllt die ganze Kathedrale in mystisches Licht. Diese Kathedrale ist wirklich großartig, eindrucksvoll mit ihren farbigen Wänden aus Glas.

San Isidor mit seinem maurischen Kreuzschiff und der Königsgruft und dem Museum war dann fast zu viel an überwältigenden Eindrücken. Waren sie doch ein krasser Gegensatz zur Ebene von Kastilien. Leon hat auch ein Gaudi-Haus, *Casa de Botines*, das durch seine eigenwillige Architektur auffällt: quadratischer Grundriss mit neugotischen Türmen an den vier Ecken, eben Gaudi. Beim Ausmarsch sahen wir dann noch das *Hostal de San Marcos*, ein ehemaliges Kloster, das heute ein schönes, aber auch schön teures *Parador National* ist, mit einer sicher 100 Meter langen prunkvollen Fassade spanischer Renaissance. Nur der Frontgiebel ist barock (14), die Stirnseite der angrenzenden unvollendeten Kirche ist mit Jakobsmuscheln besetzt und obenauf saßen wieder Störche, als gehörten sie dazu.

Nach einer kurzen Wegstrecke kamen wir zu der Kirche *Virgen del Camino* – Jungfrau des Weges, der Patronin von Leon. An der Stelle des alten Heiligtums von 1505 wurde 1961 eine neue Kirche erbaut mit überlebensgroßen Bronzefiguren über dem Eingang. Sie ist ein Kasten aus Beton und unter den romanischen Schönheiten des Camino, die ursprünglich erhalten geblieben sind, eine krasse Ausnahme.

Übernachtet haben wir in *Astorga* (9) und wieder treffen wir Gaudi, diesmal hat er einen Bischofssitz bauen sollen, wieder neugotisch, noch typischer Gaudi. Der Bischof mochte das nicht, nun hat man das *Museo del los Caminos* dort untergebracht, eindrucksvoll, eigenartig, sehenswert. An Gaudi scheiden sich die Geister. Die einen bewundern den genialen

katalanischen Architekten, die anderen lehnen seinen Stil als „Zuckerbäckerei“ total ab. Niemand aber kann sich dem eigenartigen Schwung der abgerundeten, oft eckenlosen Häuserfassaden entziehen. Wenn es wahr ist, so betreibt der Kardinal-Erzbischof von Barcelona seine Seligsprechung. Gaudi's Hauptwerk, die Kathedrale *Sagrada Familia* in Barcelona gilt als Wunder der Architektur, ja ohne Wundertaten kann man kein Seliger werden.

Wir verlassen *Astorga*. Die Straße windet sich durch ein weites Hügelland, Ginsterbüsche, der Fußpfad geht neben der Straße her. Der Horizont fast wie in meiner Heimat der Rhön, ein strahlend blauer Himmel und weite sanft schwingende Höhenzüge, oft nur spärlich bewaldet, die *Maragateria*. Wir gehen auf einen Kirchturm los, drei Bögen in der Fassade und zwei Glocken, links des Weges eine aus Steinen aufgeschichtete Mauer, links und rechts Buschwerk, ein Sinnbild des Camino. Oft fotografiert und doch von einer spontanen Eindringlichkeit, *El Ganso* (15). Weiter geht es nach *Rabanal*. Unterwegs machen wir an einem kleinen Wasserfall Pause. Das Heidekraut ist blau hier. Wir essen ein Stück Brot, trinken einen Schluck Wasser und Pilar kommt mit Rosinen und Nüssen, Studentenfutter würden wir sagen: pilger teilt mit anderen – nicht alle tun das, aber viele – wortlos, wenn man die Sprache nicht versteht, aber mit einem Lächeln.



cheln, das international ist. Das Brot, das ich übrig habe, ist für die Armen. Auf dem Camino nicht nur ein schöner Satz, er wird auch zur Wirklichkeit. Erfahrungen, die du nur machen kannst, wenn du auf dem Weg bist. Heißt nicht Pilgern auch, eine Einstellung gegenüber den Dingen und Personen zu gewinnen und eine Haltung einzuüben, die auch im Alltag trägt?

Es ist Angeluszeit. Die Spanier sind wieder schnell. Wir Germanen singen und schieben eine Meditation ein: Rilke, das zweite Buch aus dem Stundenbuch „Das Buch von der Pilgerschaft“. Viele Gedanken, ungereimt, schwer zu ergründen und doch offenliegend und nachempfindbar, herausfordernd. Wir werden sie zusammen lesen, wenn du wieder bei uns bist.

In *Rabanal* gibt es eine Bar. Die spanische Bar hat einen anderen Ruf, als man es von Deutschland her gewöhnt ist, sie ist einfach ein Ort, wo der Pilger etwas trinken kann. Wir haben uns untertags an *Cidra* gehalten, ein erfrischendes Apfelmilch-Getränk, ganz hervorragend in Galicien.

Übernachtet wird in Astorga wieder in einer Kaserne (9). Es steht dort ein Kruzifix aus Raketenteilen (16) zusammengestellt. Der Künstler hat sie im Zielgelände zusammengesucht, es ist ein sehr eindringliches Kreuz und ein wahres Mahnmal, es hat mich sehr beschäftigt und über unseren Beruf nachdenken lassen. Auch ein Produkt des Camino. Wenn man unterwegs ist, lernt man Neu-

es und Anderes kennen, man muss ja nicht wahllos übernehmen, aber beschäftigen darf man sich doch damit. „Prüfet alles, das Gute behaltet!“ (Paulus).

Wir fahren am Morgen mit dem Bus ein Stück bis *Vega de Valcarce*. Dort beginnt der Aufstieg zum *Cebreiro Pass*, ein Wegstück, auf das wir uns besonders gefreut haben. 600 Höhenmetern sind zu überwinden. Dieser Weg durch Dörfer, Wald und über Hangwege an steilen Wiesen und Bergweiden entlang zählt zu den schönsten Teilstücken des spanischen Jakobuswegs. Tiefblauer Himmel, die Landschaft ist saftig grün und voller Blumen, blühen-

der Ginster und davor Digitalis mit einer intensiven Leuchtkraft schön und recht zum Sattsehen. Wir bleiben oft stehen, nicht wegen der Steigung, sondern wegen der Gegend. Ein Ort zum Staunen, Loben, Preisen und Jubeln. Aber auch ein Ort, an dem viele dankbar waren, ihn erreicht zu haben. Es war der anstrengendste, jedoch einer von den lohnendsten Abschnitten des Camino.

Dadurch, dass wir Teilstücke mit dem Bus fuhren, konnten wir die ganzen 800 km von Pamplona bis Santiago in zehn Tagen bewältigen und nur die Filetstückchen zu Fuß gehen, wobei wahrlich nicht die leichtesten oder kürzesten Strecken die Schönsten waren, sondern eine wahre Mischung aus allen Weg- und Teilstück-Sorten, einfach so wie's richtige Leben, eine bunte Mischung. Die Vielfalt und Eindringlichkeit, die Buntheit und Üppigkeit, das Austere und das Einfache, ja fast die Askese, Stille und Lärm, Meditation und Gespräch, das Alleinsein und die Gruppe, Gelächter und Staunen, Sprachlosigkeit und lautstarke Tischgespräche und immer wieder die Begegnung mit den



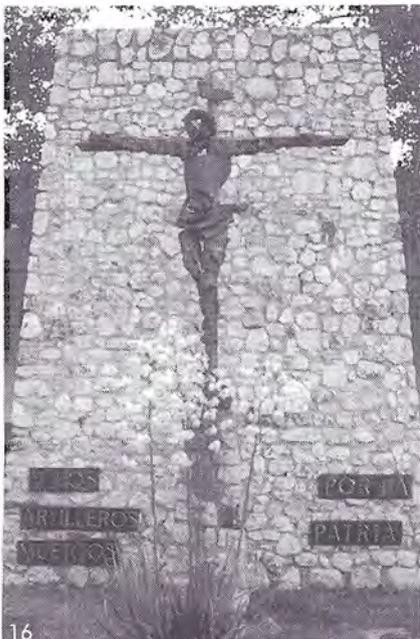
17



18

Ein aus Raketenteilen zusammengesetztes Kruzifix zum Gedenken an die für das Vaterland gefallenen Artilleristen in der Artillerie-Kaserne Astorga (16)

Steiler Aufstieg in sengender Sonne zum Cebreiro (17), oben entschädigt ein weiter Blick hinein nach Galicien für die überstandenen Mühen (18)



16



anderen Pilgern, den Einheimischen, mit dir selbst und vor allem mit deinem Herrgott. Aus all dem spricht er zu dir, wenn du hinhören kannst. Das alles macht den Camino aus. Wir hatten einen Gottesdienst auf dem Cebreiro. *Santa Maria la Real* ist eine schlichte Kirche. Dort ereignete sich das Wunder von Cebreiro: während der Messe soll sich das Brot in Fleisch und der Wein in Blut verwandelt haben. Manche halten die Erzählung für einen Vorläufer der Gralssage. Zwei Goldfläschchen, Patene und Kelch sind heute noch zu sehen.

Ursprünglich wohnten die Bauern des Cebreiro in strohgedeckten Rundhütten, den *pallozas* (19), denen man keltische Traditionen nachsagt. Sie sind beeindruckend in ihrer schlichten Zweckmäßigkeit, in einer ist ein Museum untergebracht.

Übernachtet haben wir im *Kloster Samos*, einer frühen Gründung, die im 17. Jh. umgebaut wurde. Die dortigen Benediktiner sind von herzlicher Gastfreundschaft. Zwar gab es keine Pilgersuppe, dafür ein fast komfortabel zu nennendes Quartier. Die Ehepaare wurden in Klosterzellen untergebracht, übrigens das einzige Mal auf der Pilgerfahrt. In den *Regula Benedicti* ist im Kapitel 53. Gastfreundschaft vorgeschrieben, ein Hoch auf den Hl. Benedikt.

Der Kreuzgang – eigentlich sind es zwei Kreuzgänge – sind sehenswert, das Kloster ist so recht ein Ort zum Ausruhen. Doch die

Ausstrahlung von Eunate oder gar Ortega hatte es für mich nicht, obwohl ich es zu den schönsten Orten am Camino zähle.

Am nächsten Morgen fuhr uns Eva-Maria nach *Portomarin* zum Frühstück, wir bekamen es in einer Bar.

Portomarin musste dem Stausee von *Belasar* weichen. Die alte romanische Kirche *San Nicolás* wurde im Tal abgetragen und Stein für Stein auf der Anhöhe wieder aufgerichtet, beeindruckend in ihrer Wehrhaftigkeit. Sie war früher Komturei des Johanniterordens und kaum eine Pilgergruppe lässt es sich nehmen, ein Gruppenbild vor dem Hauptportal zu machen. Die drei wichtigsten Ritterorden waren hier versammelt, neben den Johannitern, die Jakobsritter und die Templer. Wir sind dann weitergepilgert und wurden unterwegs von Eva-Maria aufgenommen, denn es sollte zum Essen gefahren werden. So hat man unsere Etappe abgekürzt, es war aber der letzte richtige Pilgerstag, denn am nächsten Tag sollten wir schon in *Santiago de Compostela* eintreffen, ein kurzes Stück nur und in Uniform. Das Essen in der Nähe von Santiago war vorzüglich, ein Weingarten mit Weinlaub an Drähten über den ganzen Hof gezogen in der frischen Luft und doch im Schatten – wie hab ich an meine heimischen Biergärten denken müssen, ohne sie aber vermisst zu haben.

Am Nachmittag dann erstmals in *Santiago* mit dem Bus, ein

bisschen ein Stilbruch, aber hier zählt Pilgerregel Nummer eins. Man wollte uns Zeit geben, die Pilgerurkunde zu bekommen. Es gibt ein eigenes Büro dafür. Wir haben unser *credentials* mit den vielen Stempeln abgegeben und sollten nun die Urkunde bekommen, die uns zu autorisierten Pilgern macht und die man daheim vorzeigen kann. Auch hier Bürokratie bei ganz unwesentlichen Dingen. Ist es heilsnotwendig, die Urkunde zu haben? Wir haben gelacht. Zurück nach Bando noch eine Nacht in einer aufgelassenen Kaserne. Abschied feiern, Lobreden und Auszeichnungen, kleine gegenseitige Geschenke, Erinnerungsgaben, Abzeichen, Nadeln, Muscheln in allen Variationen. Ich trage jetzt eine an meinem Wanderhut, der den ganzen Weg mich vor Sonne und Regen geschützt hat. Sie steckt neben dem Edelweiß der Gebirgsdivision, gute Nachbarn. So schnell hat pilger auf einmal das Ziel erreicht, oder besser, der Camino kommt zum Ziel.

Aber lass mich noch ein wenig Santiago schildern. Wir marschierten ein in Uniform und hatten einen Empfang durch die galicische Regierung im herrlichen Innenhof des *Hostal de los Reyes Catolicos* einem ehemaligen Pilgerhospiz, jetzt ein sehr guter *Parador*. Als eine aufmerksame Geste der Spanier bekamen wir Deutschen einen deutschsprachigen Führer. Er verschaffte uns vor allem den Zugang zum *Kloster San Martin Pinario* mit dem monumentalen Kreuzgang und der Renaissancekirche *San Martin*, die im Inneren riesige Ausmaße hat und einen eindrucksvollen, reichen Altar und die „normalen“ Pilgern nicht zugänglich ist. Beziehungen schaden halt auch im Sakralen nur denen, die sie nicht haben. Von manchem Dumont-Pilger wurden wir beneidet, als wir wieder herauskamen. Der Rundgang durch die Stadt war schön, lehrreich und kunsthistorisch vom Feinsten.

Wir vereinigten uns mit den Spaniern wieder vor der Kirche, der Haupteingang wurde restauriert, war gesperrt. Nun betreten wir vom Südportal her, der recht beeindruckenden *Puerta de los Platerias*, einem reich verzierten Doppelportal, die Grabkirche

des Hl. Jakobus. Der Andrang zur Pilgermesse war enorm. Dank General Castrillo hatten die Uniformierten reservierte Plätze, wir haben die Pilgerinnen mit hineingenommen, aber wir saßen in der ersten Reihe und hatten natürlich nach der Messe das grandiose Schauspiel, als man das größte Rauchfass der Welt vor unseren Augen schwenkte. Was sag ich, durch die Kirche sausen ließ, wie ein Feuer speiendes Ungeheuer oder wie ein Komet, einen Weihrauchschweif hinter sich herziehend. Die Jungs machten es gekonnt – ein einzigartiges Spektakel. Wir haben es genossen. Früher sollte der Weihrauch auch die Kirche und Pilger desinfizieren, denn man pflegte ja nach der langen Pilgerfahrt in der Kirche zu nächtigen – jedenfalls die, die kein Geld für eine *albergue* hatten. Da mag es manchmal gerochen haben! Aus diesem Grund gab es den *Botafumeiro*. Mir hat er gefallen.

Was ist nun geblieben? Ich wurde von einem evangelischen Mitpilger gefragt, ob ich nun katholischer sei. Eine eigenartige Frage, die mich lange beschäftigt hat. Sicher auch nicht auf den Kern zielt. Aber ich weiß, dass ich in meinem Verhältnis zu meinem Herrgott ein Stück weiter gekommen bin, auch zu meinem Nächsten. Wir haben wieder ein Stück an unserer Ehe gebaut, ich habe gute Erfahrungen und notwendige nicht so gute gemacht. Ich habe einen Pilgerbruder erleben dürfen, der in seiner fröhlichen Art manches Problem gelöst und in seinem behutsamen Umgang viel Mut gemacht hat und seine Hilfsbereitschaft war vorbildlich, nachahmenswert, weil ganz natürlich und selbstverständlich. Der mich sicher nicht gelehrt hat, Geben sei seliger denn Nehmen, der mir aber zeigte, dass Geben und Nehmen besser ist, als Haben und Behalten. Geben ohne Rechnen und Nehmen ohne Scham. Ja und, dass Heiterkeit eine Haltung sein kann. Das

mit dem Lächeln hat nicht immer funktioniert und dabei gibt gerade das dem Gegenüber die Chance auch zu lächeln.

Manchmal gibt es im Leben auch Fragen, auf die möchte man keine Antwort haben, weil sie wehtun. Die Fragen tauchen auf und wenn ich mich auf sie einlasse, dann merke ich bald, dass ich die Antwort schwer ertragen kann. Es scheint mir aber ein Zeichen von Reife zu sein, wenn ich auch die herbe Antwort aushalten kann. Es ist noch vieles unentdeckt geblieben am Weg, zu wenig verfügbare Zeit, unverständliche Planung, immer wieder Warten ohne erkennbaren Sinn oder den Versuch einer Erklärung. Wir haben es mit stoischer Ruhe genommen und das war gut so. Eine Pilgerschwester hat mir auf meine Beschwerde, was ich mit der kostbaren Zeit alles hätte anfangen, sehen, erleben können, gesagt: Warum legst du dich nicht hin und träumst? Ja warum eigentlich nicht? Und dann hab ich das auch getan. Zwar nicht gerade geträumt, doch meditiert und mit dem Herrgott und meinen Gedanken war ich in bester Gesell-

schaft.

Was ist geblieben? Außer dem Feuer, das in uns brennt, die Sonne, die uns verwöhnt und doch manchmal gequält hat, die Erinnerung an die Weizendünen, der galicische Cidra, Schweiß, Staub, Durst, Visionen, das Wissen um die Gotteskindschaft, und der Wille, so viel wie möglich in den Alltag hinüberzunehmen, das Gefühl befreit zu sein von Zwängen, Angst, falschen Bedürfnissen, Verzicht. Konzentration auf das uns Wesentliche, Aufgabe lieb gewonnener Eitelkeiten, falscher Überzeugungen und das Wissen um den eigenen, ureigensten, ganz individuellen Weg mit Hilfe der Gemeinschaft, auch für die Gemeinschaft. Hingabe der Selbstsicherheit und Fallenlassen in Gottes Gnade und Barmherzigkeit, denn das ist die Liebe! Und natürlich die Sehnsucht.

Lass mich zum Schluss Augustinus zitieren:

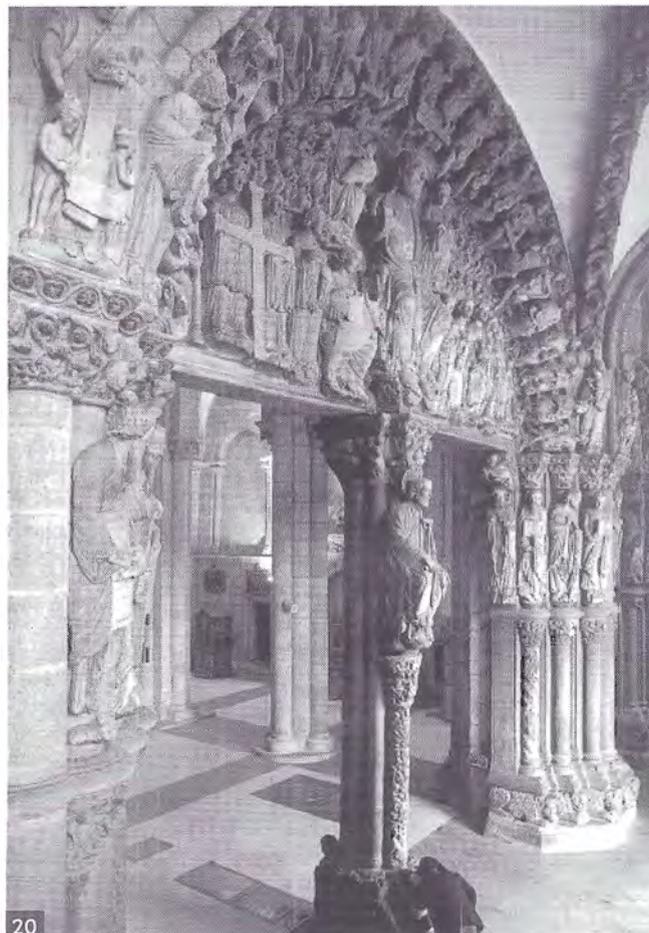
Das unruhige Herz ist die Wurzel der Pilgerschaft. Im Menschen lebt eine Sehnsucht, die ihn hinaustreibt aus dem Einerlei des

Alltags und aus der Enge seiner gewohnten Umgebung. Immer lockt ihn das andere, Fremde. Doch alles Neue, das er unterwegs sieht, kann ihn niemals ganz erfüllen. Seine Sehnsucht ist größer. Im Grunde seines Herzens sucht er ruhelos den ganz Anderen, und alle Wege zu denen der Mensch aufbricht, zeigen ihm an, dass sein ganzes Leben ein Weg ist, ein Pilgerweg zu Gott.

Na dann! Ich grüße dich mit dem leicht abgewandelten alttestamentarischen Pilgergruß: Also Martin,
NÄCHSTES JAHR
IN SANTIAGO!

Dein Volker

Ziel der Pilger auf dem Camino: Portico de la Gloria, das Hauptportal der Kathedrale



(Bildnachweis:
Volker TraBl: 2, 5, 6, 8, 10, 11, 14, 15,
16, 17; Carmen Klein: 1, 3, 7, 9, 12, 13,
18, 19; Ingrid Scholz: 4; Archiv PS: 20)

WB I / See:

Deutsch-österreichischer Gedankenaustausch

Die 38. Woche der Begegnung in Untermarchtal machte ihrem Namen alle Ehre, denn dort wurde erste Bande für den Besuch einer österreichischen Delegation in Norddeutschland geknüpft.

Vom 15.-20.09.1998 waren drei aktive Mitarbeiter der österreichischen Militärseelsorge zu Gast bei der GKS im Wehrbereich I/See. Unter Leitung des stellvertretenden Militärordinarius, Regierungsrat Heinz Neumayer, besuchten der Generalsekretär der Arbeitsgemeinschaft Katholischer Soldaten Österreichs (AKS), Hauptmann

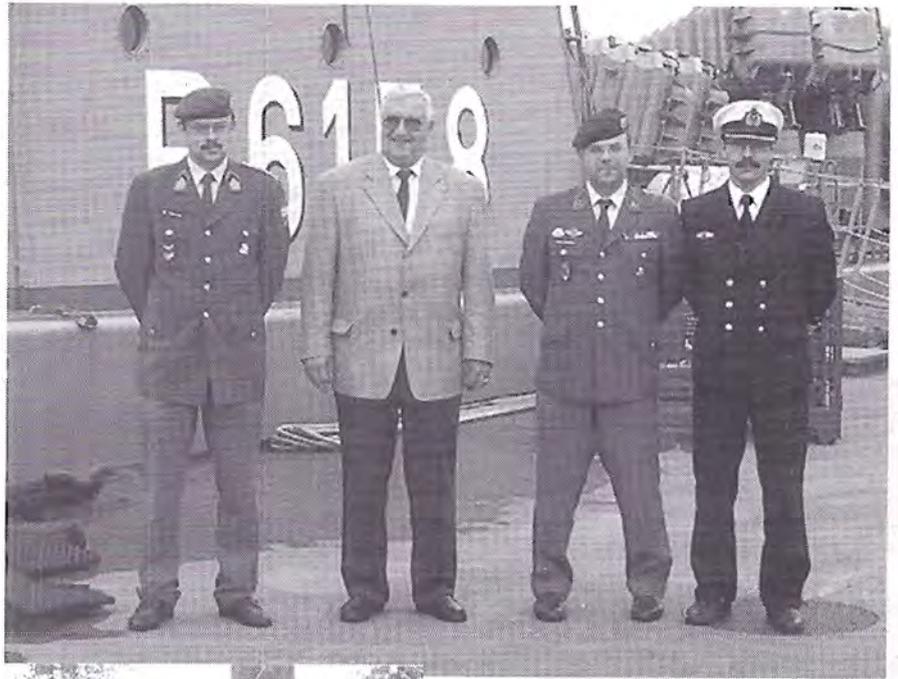


Bild oben: Besuch beim Marinestützpunkt Olpenitz, v.l. Major dG Martin Jawurek, Regierungsrat Heinz Neumayer, Hauptmann Josef Schröfl, Kptlt Jürgen Schnatz;

Bilder links: Gedenkfeier auf dem Soldatenfriedhof Schleswig und die Inschrift auf der Gedenktafel für die gefallenen österreichischen Soldaten

(Fotos: WB I)

Österreich
erhebt das
Andenken
seiner tapferen Söhne
aus den Reihen des
kaiserlichen Heeres
welche 1804
gegen Dänemark gekämpft
und für Euch Schleswiger
geblutet haben.
Sie erlagen ihren Wunden in dieser
Stadt und liegen unter dieser
Erde.



Josef Schröfl, und der Generalstabsbetreuer der AKS, Major d.G. Martin Jawurek, die GKS.

Beginnend in der Landeshauptstadt Kiel – selbstverständlich mit einem ausgiebigen Besuch des Marineehrenmales Laboe und dem Schifffahrtsmuseum – schnuppern die Besucher erstmals Seeluft.

In Kiel fand zudem ein umfassendes Gespräch mit Wehrbereichsdekan Prälat Rafoth über die Situation der Militärseelsorge im Wehrbereich statt.

Weiter ging es mit einem Besuch bei den Marinefliegern in Tarp. Dort wurde in Begleitung des katholischen Militärgeistlichen Diakon Kamp den ausländischen Gästen das Waffensystem Tornado vorgestellt. Dankenswerter Weise

hatten die österreichischen Gäste als erstes Gastgeschenk gutes Wetter mitgebracht, was zu einer kurzen Seefahrt mit einem Marinekutter auf der Schlei führte.

Am nächsten Morgen ging es weiter zum Marinestützpunkt Olpenitz, wo den Delegierten Gelegenheit geboten wurde, ein schnelles Minensuchboot und ein Schnellboot zu besichtigen. Dort bekamen sie einen Eindruck, was es bedeutet über Wochen und sogar Monate auf engem Raum gemeinsam zu leben und zu arbeiten.

Anschließend erfolgte ein interessantes und lehrreiches Gespräch über die Militärseelsorge an Bord mit dem Wehrbereichsdekan beim Flottenkommando Prälat Robrahn und Militärpfarrer Eisenmenger.

Am späten Nachmittag folgte eine kurze Gedenkzeremonie, auf dem Soldatenfriedhof in Schleswig, für die während des Krieges gegen die Dänen auf deutscher Seite 1804 gefallenen österreichischen Soldaten. Abgerundet wurde dieser erlebnisreiche Tag mit einem Diavortrag von Militärpfarrer Eisenmenger über eine dreimonatige Auslandsausbildungsfahrt von acht Minensuchbooten und einem Tender ins Schwarze Meer.

Am nächsten Tag wurden der Schleswiger Dom und das Wikingermuseum Haitabu besichtigt. Nach dem Besuch der Hl. Messe in der Schleswiger St. Ansgarkirche endete der Tag bei einem gemütlichen Grillabend gemeinsam mit Mitgliedern der GKS.

Dieser erste Besuch einer österreichischen Delegation bei der GKS im Wehrbereich I unter dem Motto eines Gedanken- und Erfahrungsaustausches hinterließ bei allen Beteiligten einen bleibenden Eindruck: „Aus Fremden wurden Freunde“ (Schnatz/Jürgen)

WB II: „Gemeinschaft miteinander – im Heiligen Geist“

Unter dem Motto „Gemeinschaft miteinander – im Heiligen Geist“ wallfahrteten rund 900 Männer des Bistums Hildesheim am 6. September zur Eichsfelder Pilgerstätte „Maria in der Wiese“ in Germershausen. Traditionsgemäß war wieder die GKS im WB II beteiligt. Soldaten in Uniform führten den seit langem bestehenden guten Brauch fort, bei dieser Feier wichtige Funktionen wahrzunehmen, wie Lektorendienste und die Obhut über Stab und Mitra des Bischofs.

Ein Novum stellte in diesem Jahr das Banner der GKS in einem Meer von Fahnen der Männervereine und Kolpingsfamilien dar. Entsprechend wurden die katholischen Soldaten auch von den Wallfahrern zur Kenntnis genommen.

Aus allen Gebieten der großflächigen Diözese (Cuxhaven, der Lüneburger Heide, dem Wendland und dem angrenzenden thüringischen Obereichsfeld) waren die Männer – vereinzelt auch Frauen – angereist, um mit dem Dresdener Bischof Joachim Reinelt das Pontifikalamt zu feiern.

Um 08:30 Uhr starteten die Fusswallfahrer in Rollshausen, um mit Beten und Singen den Wallfahrtsort zu erreichen. Fahrradpilger aus Duderstadt verstärkten diese Gruppe. Um 09:30 Uhr wurde gemeinsam die hl. Messe unter freiem Himmel gefeiert.

In seiner von persönlichen Erfahrungen geprägten Predigt warnte Bischof Reinelt in Zeiten großer

Verunsicherungen vor selbst ernannten „starken Männern“. Die Erfahrung aus totalitären Zeiten lehre, dass das Gespür die Menschen Geborgenheit und Sicherheit in der kirchlichen Gemeinschaft mit dem Heiligen Geist suchen lasse. Die Katholiken hätten in spiritueller Verbundenheit Schulterchluss geübt und sich gegen Attacken von militantem Atheismus ein Stück weit unangreifbar gemacht.

Nach dem Gottesdienst gab es bei Platzkonzert und Erbsensuppe Gelegenheit zur Begegnung. Und nach der Abschlussandacht um 12:00 Uhr in der Wallfahrtskirche konnte die Pilgerschar gestärkt an Seele und Leib den zum Teil weiten Rückweg antreten.

(Lothar Fischer)

WB III – Köln: „Solidarität ist unteilbar“

Das Spektrum des vom GKS-Kreis Köln veranstalteten Familienwochenendes war groß: Das Alter der 50 Teilnehmer reichte von einem bis über 70 Jahre. In diesem Jahr traf man sich vom 28.–30. August im „Haus Karrenberg“ im Hunsrück.

Während am Samstagmorgen der Hauptmann Walter Schrader, Vorsitzender der GKS im WB I, über das Thema „Solidarität – die wechselseitige Verbundenheit und Mitverantwortung der Mitglieder einer Gruppe, sozialen Klasse oder Gemeinschaft“ referierte, übernahmen in bewährter Weise Gabriele Schingen und Petra Köhler die muntere Kinderschar.

Hauptmann Schrader stellte in seinem Referat Fragen wie: Wo kommen wir her? Wo gehen wir hin? Können wir Menschen angesichts unserer Winzigkeit im Kosmos es uns überhaupt leisten, untereinander nicht solidarisch zu sein?

Der Referent kam zu dem Schluss, dass Solidarität zwingend für uns ist, dass Solidarität unteilbar ist, wenn auch für jeden anders ausgeprägt. Dazu nannte er drei Beispiele aus seinem Leben:

- *Solidarität im Dienst:* Humanitäre Hilfe der Bundeswehr auf

der ganzen Welt durch das Lufttransportgeschwader (LTG) 61.

- *Solidarität daheim:* Aufgrund eines schweren Unfalls seines Sohnes, der nicht mehr gesund wird, befasst sich die ganze Familie mit Problemen von „behinderten“ Menschen, die er lieber als Menschen mit Handicaps bezeichnet wissen möchte..

- *Solidarität im Rahmen der GKS:* Als Angehöriger des Sachausschusses „Internationale Zusammenarbeit“ leitet Schrader eine Delegation, die 1996 Hilfsgüter in das kleine russische Dorf Nowospaskoje in der Nähe von Smolensk brachte. Außer von den Strapazen der ca. 2.500 km langen Reise berichtete er auch von den Schikanen an den Staatsgrenzen, der Unendlichkeit des Weges und – mit Dias unterlegt – über die unbeschreibliche Armut, aber auch von der Dankbarkeit der Menschen.

Es gab an diesem Wochenende viele weitere Beispiele für Solidarität, wie z.B. die Bereitstellung des Hauses der evangelischen Militärseelsorge.

Nein, eigentlich können wir Menschen es uns nicht leisten, mit anderen Menschen nicht solidarisch zu sein.

(AE und JAS, GKS Köln)

WB VI – NEUBURG:

Wochenendzeltlager

Begeisterte Väter und Kinder

Am letzten Juliwochenende veranstaltete die GKS Neuburg/Donau, in der Wilhelm-Frankl-Kaserne des Jagdgeschwaders 74 „Mölders“ ein Zeltlager für Soldaten-Väter und ihre Kinder.

Es begann mit dem Eintreffen der Teilnehmer und mit dem Aufbau der Zelte. Am Abend stand ein Fußballspiel Kinder gegen Väter auf dem Programm. Die Väter verloren trotz massiver Unterstützung durch den Neuburger Militärpfarrer Michael Meier mit 12 : 11 Toren.

Damit den Kindern und Vätern nichts fehlte (Spiel und Spaß) waren wochenlange Vorbereitungen erforderlich. Der Kommodore des Jagdgeschwaders 74 „Mölders“, Oberstleutnant Ludwig Frank, unterstützte das Vorhaben großzügig.

Weitere Höhepunkte waren: Nachtwanderung, Flugzeug- und Feuerwehrbesichtigung, Schnitzeljagd, Siegerehrung, Feldgottesdienst und Lagerfeuer. Alles in Allem ein kurzweiliges Zeltlager, das die Väter mindestens so begeistert hat wie die Jugend.

(Georg Schneeberger)

WB III: Familienwerkwoche in Roding /Strahlfeld

Ihre diesjährige Familienwerkwoche führte die GKS im Wehrbereich III unter Leitung ihres Vorsitzenden, Stabsfeldwebel Johann-A. Schachert, vom 07.10.-15.10.1998 im KAB Bildungs- und Erholungszentrum Roding/Strahlfeld in der Oberpfalz durch.

Der Katholische Standortpfarrer Köln Stefan Rüssel in Vertretung des Wehrbereichsdekans und elf Familien mit 25 Kindern und Jugendlichen aus acht GKS Kreisen nahmen teil.

Täglich – vor dem gemeinsamen Frühstück – trafen sich alle Teilnehmer zum gemeinsamen Morgengebet in der Klosterkapelle, bevor es dann richtig los ging.

Donnerstag und Freitag standen unter dem Thema „Auf den Spuren der Hildegard – 900 Jahre Hildegard von Bingen“ mit den Referenten Günter und Katharina Bleifeld. Bei den Arbeitseinheiten ging es dabei in erster Linie nicht um Hildegards vier theologische Hauptwerke, sondern um ihre Anregungen zur Lebensführung aus und deren Umsetzung in die heutige Zeit. Vor allem die Sinnesorgane, wie Sehen, Hören, Tasten, Schmecken, Riechen, wurden angesprochen und Bewegungsabläufe (Walking) im nahe gelegenen Wald eingeübt. Beendet wurde die Thematik mit einer gemeinsamen Weinprobe am Freitagabend.

Einer der Höhepunkte war ein

Vortrag von Dipl. Kfm. und Major der Reserve Johann Bauer, der den überaus interessierten Eltern anhand einiger beklemmender Beispiele erläuterte, welche Gefahren (z.B. Glücksspiel oder Pornographie) ihren Kindern drohen können, wenn sich diese ohne elterliche und/oder pädagogische Vorbereitung im weltweiten Computer-Internet umsehen, um sich auf die Schule vorzubereiten. Deutlich wurde, dass es keinen wirksameren Schutz gibt, außer dem, die Kinder und Jugendlichen über die seelische Gefährdung bei der Benutzung des Internets, aufzuklären.

In der Hauskapelle der Missionsdomikanerinnen vom Heiligen Herzen Jesu, feierte Militärpfarrer Stefan Rüssel zusammen mit den Schwestern des Klosters und allen Teilnehmern den Sonntagsgottesdienst. Fast zeitgleich wurde in Rom die Karmeliterin Edith Stein (1891-1942) durch Papst Johannes Paul II. heilig gesprochen. Das hierzu vorgelesene Bischofswort zur Heiligsprechung von Edith Stein und die in lateinischer Sprache gelesenen Messtexte erinnerten an die Weltverbundenheit der Katholischen Kirche.

Der Montag stand für alle zur freien Verfügung. Am Dienstag referierte J.-A. Schacherl über die GKS, den Förderkreis FGKS und deren Partner BRUDERHILFE. Dem schloss sich ein Vortrag über

den geistlichen Beirat der GKS durch Pfarrer Rüssel an.

Glanzpunkt der Werkwoche aber war der von Schacherl organisierte und mit den guten Geistern des Hauses Strahlfeld gemeinsam vorbereitete Abschiedsabend. Unsere Fragen, auf das, was uns denn dort erwarten würde, wurden nur beantwortet: „Lassen Sie sich einfach überraschen“. Das Warten hatte sich mehr als gelohnt. Für die zünftige bayerische Musik sorgte ein extra für den Abend engagierter Musiker, für das leibliche Wohl ein hervorragend hergerichtetes und bestücktes Büfett und für die gemeinsame Stimmung sorgten wir alle gemeinsam.

Als Dank für die gute Unterstützung während der gesamten Zeit waren die Leitung und Mitarbeiter des Hauses eingeladen mitzufeiern.

Zu vorgeschrittener Stunde gab es noch einen Auftritt des afrikanischen AbObumwe (übersetzt: diejenigen, die sich für die Einheit einsetzen) Chores aus Kabale/Uganda, die im selben Hause untergebracht waren und in den umliegenden Pfarrgemeinden auf Initiative von MISSIO München für die Weltmission warben. Schnell bestand Kontakt zwischen den 14 Sängerinnen und Sängern und gemeinsam verlebten wir noch viele weitere gemütliche Stunden, ehe der Abschiedsabend in den frühen Morgenstunden endete.

Während der gesamten Zeit wurden die Kinder und Jugendlichen von drei Kinderbetreuerinnen, Christa und Stephanie Schacherl und Nadine Flesch betreut, sodass es den Erwachsenen möglich war sorgenfrei an den Arbeitseinheiten teilzunehmen.

Gemeinschaft in Gemeinschaft aktiv erleben durften in diesem Jahr wieder elf Familien mit Ihren Kindern aus dem Wehrbereich III. Eine Werbung besonderer Art für die GKS.

Nach dem Frühgebet mit dem Reisesegen und dem gemeinsamen Frühstück ging unsere Familienwerkwoche der GKS im Wehrbereich III im Jahr 1998 viel zu schnell zu Ende.

(Hans-Philip Mertens, Gerd Schumann, Christa Schacherl)

(Foto: C. Schacherl)



WB VI – Hammelburg:

Militärseelsorge und GKS beim Tag der offenen Tür

Nicht nur die dynamische Waffenschau, Schieß- und Fahrsimulatoren kennzeichneten den Tag der offenen Tür auf dem Lagerberg in Hammelburg, wo die Infanterieschule, das Jägerlehrbataillon 353 und die Standortverwaltung die Öffentlichkeit über ihre Aufgaben informierten. Auch die Katholische und die Evangelische Militärseelsorge im Standort Hammelburg, die auch für Wildflecken und Mellrichstadt zuständig sind, nahmen die Möglichkeiten wahr, die insgesamt rund 8.000 Besucher über ihre Aufgaben und ihren Tätigkeitsbereich zu informieren, wovon auch reger Gebrauch gemacht wurde. Dabei nahm auch die GKS Hammelburg unter ihrem Vorsitzenden Oberstleutnant Franz Herrler die Möglichkeit wahr, die Ziele der GKS und ihre Aktivitäten aufzuzeigen.

Zum Abschluss der Veranstaltung fand ein ökumenischer Feldgottesdienst mit dem Katholischen Standortpfarrer Norbert Sauer und dem Evangelischen Standortpfarrer Heiner Jungmann statt,

der aufgrund des schlechten Wetters kurzfristig in eine Sporthalle verlegt werden musste, was sich auch in der Besucherzahl widerspiegelte. (Peter M. Pillich)

Blick auf die Informationsecke der GKS in einem Hörsaal der Infanterieschule beim Tag der Offenen Tür in Hammelburg (Foto: P. M. Pillich)



Familienwochenende des GKS-Kreises Ingolstadt

Das zweite Familienwochenende des GKS-Kreises Ingolstadt im Jahr 1998 stand im Zeichen moderner Informationstechnik. Das Thema „Internet – Gefahren für die Seele?“ zog die 28 erwachsenen Teilnehmer sowie den einen oder anderen Jugendlichen in seinen Bann. Nach der Begrüßung durch den Vorsitzenden Norbert Rödl begann der Referent Dipl. Kfm. Johann Bauer aus Vohburg im idyllisch gelegenen und hervorragend geführten Familienerholungsheim Waldfrieden des Caritasverbandes Regensburg in Marktredwitz sein Grundsatzreferat. In einzelnen Arbeitseinheiten gab der Referent den Anwesenden einen Einblick in das Internet. Er ging dabei vor allem auf die Gefahren für die Seele ein, die durch dieses Medium entstehen können, betonte aber ausdrücklich, dass über 99 Prozent des Inhaltes im Internet von guter und brauchbarer Qualität ist. In den Themenschwerpunkten beschäftigte er sich hauptsächlich mit den Gefahrenpotentialen verbotener Spiele, ket-

zerischer Artikel, rechteradikalen Gedankengutes und mit den Veröffentlichungen pornografischen Inhalts.

Da bekanntlich jede Theorie grau ist, konnten die Teilnehmer das Gehörte unter Anleitung des Referenten am privaten Internetzugang der Heimleiterin Anna Schulz in kleinen Gruppen auch in der Praxis vertiefen.

Zur Entlastung der Eltern während des Referat und der praktischen Vorführung hatte Anna Bauer die Betreuung der Jugend übernommen.

Auch Geselligkeit, Spaziergänge oder Fahr-

ten in die nähere Umgebung sowie der Besuch des Sonntagsgottesdienstes in der Stadtpfarrkirche St. Josef in Marktredwitz kamen nicht zu kurz.

Als Fazit stellten die Teilnehmer einhellig fest, dass die neuen Medien in unserer Welt sind, wir aber zu entscheiden haben, wie wir sie nutzen.

(Text u. Foto Waltraud Rödl)

Eine Gruppe bei der Vorführung am PC; sitzend der Referent Johann Baur



Oberst a.D. Hans-Georg Marohl für Engagement in Kirche und Staat mit dem Großen Bundesverdienstkreuz geehrt

Der Bundespräsident hat dem stellvertretenden Vorsitzenden der Katholischen Arbeitsgemeinschaft für Soldatenbetreuung (KAS), Oberst a.D. Hans-Georg Marohl (75), das Große Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland verliehen. Die Ordensinsignien wurden ihm am Montag, dem 5. Oktober, durch den Regierungspräsidenten Köln, Dr. Franz-Josef Antwerpes, in der Domstadt ausgehändigt.

Mit dieser Ehrung würdigt die Bundesrepublik Deutschland das mehr als 40-jährige ehrenamtliche gesellschaftspolitische Engagement des ehemaligen Soldaten Hans-Georg Marohl in der katholischen Verbandsarbeit. Im Mittelpunkt seines Wirkens standen insbesondere die wehrdienstleistenden Soldaten.

In der Laudatio von Regierungspräsident Antwerpes hieß es (auszugsweise):

„Sowohl während seines aktiven Dienstes (1956–82) als auch nach seinem Ausscheiden aus der Bundeswehr hat sich Herr Marohl darum bemüht, die Soldaten in die Gesellschaft zu integrieren und sie in der Freizeit zu betreuen. Schon 1956 gehörte er zu den Initiatoren und Mitbegründern der Katholischen Arbeitsgemeinschaft für Soldatenbetreuung Bonn (KAS), in deren Vorstand er 1982 berufen wurde. Seit 1993 nimmt er das Amt des stellvertretenden Vorsitzenden wahr. In dieser Funktion setzte er sich dafür ein, die Aufgabenstellung des Vereins ständig weiterzuentwickeln. Er rief zahlreiche bundesweite Wettbewerbe und Veranstaltungen ins Leben. Mit dem ersten NATO-Schachturnier 1989 gelang es ihm, die Soldatenbetreuung auch auf die internationale Ebene auszuweiten.“

Unmittelbar nach der deutschen Vereinigung 1990 verstand es Herr Marohl mit Ideenreichtum, Überzeugungskraft und organisatorischem Geschick, für die Soldaten in den neuen Bundesländern eine qualifizierte, „offene Betreuungsarbeit“ aufzubauen. Auch in der für die KAS schwierigen Phase der Reduzierung und Umstrukturierung der Bundeswehr sowie der abnehmenden Ressourcen leistete Herr Marohl wertvolle Beiträge zum erforderlichen Anpassungsprozess.

1961 gehörte Marohl zu den Mitbegründern der heutigen Gemeinschaft Katholischer Soldaten (GKS), deren Bundesvorstand er bis 1996 angehörte. Von 1969 bis 1996 nahm er außerdem das Amt des Vizepräsidenten der Gemeinschaft der katholischen Männer Deutschlands (GKMD) wahr und vertrat die GKMD von 1970 bis 1996 im Zentralkomitee der Deutschen Katholiken (ZdK). Er gehörte von 1972 bis 1990 dem Geschäftsführenden Ausschuss des ZdK an, arbeitete in der Kommission „Ehe und Familie“, später in der Kommission „sozial-caritativer Dienst“ und zuletzt mehrere Jahre in der Kommission „Europa“ mit. Den Vorsitz der Arbeitsgemeinschaft der Katholischen Verbände Deutschlands (AGKVD) bekleidete Marohl von 1973 bis 1984; im Vorstand der Arbeitsgemeinschaft wirkte er darüberhinaus bis 1992. Die Katholikentage in Freiburg 1978 und in Berlin 1980 bereitete er als Mitglied der jeweiligen Katholikentagskommissionen mit vor.

Nach seiner Pensionierung 1982 wurde Herr Marohl zum Stadtbeauftragten des Malteserverbandes Köln ernannt. Mitte der 80er-Jahre erfolgte zusätzlich seine Berufung zum stellvertretenden Diözesanleiter und damit Vorstandsmitglied des Malteser Hilfsdienstes der Erzdiözese Köln. Auch in diesen Funktionen werden sein organisatorisches Talent und seine gute Zusammenarbeit



Erste Gratulanten – nachdem RegPräs. Dr. Antwerpes (r.) Hans-Georg Marohl das Große Bundesverdienstkreuz ausgehändigt hatte – waren Ehefrau xxx und der jüngste Enkel Max (Foto: PS/KAS)

mit den anderen in Köln tätigen Hilfsorganisationen hervorgehoben. Unter seiner Führung wurden die Katastrophenschutzeinheiten weiter aus- und fortgebildet.

Oberst a.D. Hans-Georg Marohl hat sich in seinen Funktionen über das normale Maß hinaus für die Allgemeinheit eingesetzt. Stets bemühte er sich um eine enge Zusammenarbeit in der Ökumene und darüber hinaus auch mit allen demokratischen Parteien.

Nachdem Marohl bereits 1977 mit dem Verdienstkreuz am Bande und 1982 mit dem Verdienstkreuz 1. Klasse des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland für seine Verdienste innerhalb der Bundeswehr ausgezeichnet worden ist, hat ihm der Bundespräsident nun aufgrund seines fortgesetzten Einsatzes das Große Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland verliehen.“

Kirchliche Auszeichnungen:

- 1980: Ritter des päpstl. Ordens vom Hl. Gregorius
- 1982: Ritter des Ordens vom Hl. Grab zu Jerusalem
- 1988: Verdienstmedaille in Silber des Souveränen Malteser-Ritter-Ordens
- 1995: Großes Kreuz der Gemeinschaft Katholischer Soldaten



Heinz-Josef Nüchel (66)
– Präsident der Gemeinschaft der katholischen Männer Deutschlands (GKMD) und der internationalen katholischen Männervereinigung

UNUM OMNES – hat nach zwölf Jahren als Vorsitzender der Bundesvereinigung Katholischer Männergemeinschaften und Männerwerke Deutschlands e.V. sich nicht mehr zur Wiederwahl gestellt. Nüchel, der 1964 zu den Mitbegründern dieser Vereinigung gehörte, meinte bei der diesjährigen Bundesversammlung im September in Hannover; er wolle den Stab weitergeben an jüngere Männer, die angesichts der Jahrtausendwende die Zukunft gestalten sollten. „Neue Männer, neue Ideen, neuer Elan wird sicher auch neuen Schwung, neue Akzente und neue Themenschwerpunkte in unsere Arbeit bringen,“ sagte er dazu. Sein Abschiedswunsch an den neuen Vorstand ist ein stärkeres Engagement der Bundesvereinigung bei UNUM OMNES.



Dr. theol. Dipl.-Soz.Päd. Gert Jungbluth (41), Aachen, wurde zum neuen Vorsitzenden der Bundesvereinigung Katholischer Männergemeinschaften und Männerwerke Deutschlands e.V. gewählt. Er möchte sich aktiv und kreativ in die kirchliche Männerarbeit einbringen. Zu den Schwerpunkten seiner Arbeit zählt Jungbluth den innerverbandlichen Erfahrungsaustausch, die Ökumene, den interreligiösen Dialog vor allem mit dem Islam in Deutschland, die Männerspiritualität sowie die Vernetzung der Männergemeinschaften und -vereinigungen mit anderen Gruppen.

Für besondere Verdienste um das Menschen- und Lebensrecht hat die private Vetter-Stiftung in Weiden den **Jesuitenpater Lothar Groppe** aus Bad Pyrmont ausgezeichnet. Neben ihm wurden auch der **Komm-mit-Verlag** in Münster und der ZDF-Journalist **Gerhard Löwenthal** aus Wiesbaden geehrt. Insgesamt 40.000 Mark gingen an die drei Preisträger. Die Stiftung

wurde von Ludwig Vetter ins Leben gerufen. Gewürdigt werden von ihr Personen und Institutionen, die sich besonders für den Schutz des unborenen Lebens, die Verwirklichung der Menschenrechte im Sinn der christlichen Werte und die Missionsarbeit einsetzen. Der frühere gesundheitspolitische Sprecher der CSU, **Hartwig Holzgartner**, würdigte die Bemühungen des Jesuiten Groppe, die „Ehre einer zu Unrecht verleumdeten Kirche zu verteidigen“. Der Verfasser religiöser und zeitgeschichtlicher Werke (*Anm. der Redaktion: auch im AUFTRAG*) habe versucht, die Rolle der Kirche im Dritten Reich klarzustellen. Der Komm-mit-Verlag werde seit seiner Gründung 1946 höchsten ethischen und moralischen Ansprüchen gerecht, betonte Holzgartner. In seinen Publikationen spreche der Verlag vor allem Jugendliche an und ermutige sie, sich „kritisch mit aktuellen Themen“ auseinanderzusetzen. Als einen Mann, der in der heutigen Zeit noch ein Wort zu sagen habe, bezeichnete Holzgartner den Journalisten Löwenthal. Mit seiner Tätigkeit habe er „wesentlich zum politischen Profil des ZDF beigetragen“.

TERMINE 1998 ...

11.01.	RedKonf AUFTRAG 235	25./26.04.	Vorkonferenz Vorstand ZV und BV GKS zur 39. WdB in Schmochtitz	01.-03.10.	BV GKS
11.01.	EA GKS in Bonn			23.10.	Vorstand ZV in Bonn
21.01.	09:00 Soldatengottesdienst zum Weltfriedens-tag im Kölner Dom	26.04.-01.05.	39. WdB in Schmochtitz mit ZV und BuKonf GKS	01.-05.11	GKS-Akademie Oberst Helmut Korn in Fulda
22.01.	Jahresempfang MGv für Vorstand ZV und EA GKS	02.-08.05.	Woche für das Leben	10.11.	Redaktionsschluss AUFTRAG 238
23.01.	Vorstand ZV in Bonn	10.05.	Redaktionsschluss AUFTRAG 236	15.11.	EA GKS in Bonn
29.01.	SA S+F in Bonn	25.05.-08.06.	internat. Jakobuswallfahrt Cebreiro-Santiago	18.11.	AGKOD-Deleg-Konf
30.01.	BV GKS in Bonn	26.05.-01.06.	internat. Soldatenwallfahrt nach Lourdes	18./20.11.	ZdK-Vollversammlung
01.02.	Redaktionsschluss AUFTRAG 235	12.06.	Vorstand ZV in Bonn	2000	
25.02.	Weltfriedenstag der GKS in Bonn	21.06.	EA GKS in Bonn	29.04.-06.05.	40. WdB Kolping Familienferienstätte am Kummersee
01.-03.03.	ständ. ArbKrs der GKMD in Berlin	10.08.	Redaktionsschluss AUFTRAG 237	31.05.-04.06.	94. Kath.Tag Hamburg 2000
08.03.	EA GKS in Bonn	06.09.	EA GKS in Bonn	12.-15.11.	AMI-Konferenz in Rom
22.04.	AGKOD-Deleg-Konf.	15.09.	70. GebTg MilBischof	15.-22.11.	Internationale Rom-Wallfahrt der Militärseelsorge zum Hl. Jahr
23./24.04.	ZdK-Vollversammlung in Bad-Godesberg	20.-24.09.	AMI-Konferenz in Österreich		

Verwendete Abkürzungen: AGKOD – Arbeitsgemeinschaft Katholischer Organisationen Deutschlands, AK – Arbeitskonferenz des Wehrbereichsdekans, AMI – Apostolat Militaire International, BuKonf – Bundeskonferenz, BV GKS – Bundesvorstand der GKS, EA – Exekutivsausschuss, GKMD – Gemeinschaft der katholischen Männer Deutschlands, IS – Internationaler Sachausschuss, MGv – Militärgeneralvikar, SA InFü – Sachausschuss „Innere Führung“, SA S+F – Sachausschuss „Sicherheit und Frieden“, SA KI – Sachausschuss „Konzeption und Information“, WB – Wehrbereich, WdB – Woche der Begegnung, ZV – Zentrale Versammlung



IN VERANTWORTUNG VOR GOTT UND DEN MENSCHEN

SINN – IDENTITÄT – ETHIK

7. Seminar der GKS-Akademie Oberst Helmut Korn zum Selbstverständnis katholischer Soldaten vom 1. bis 5. November 1999

Einstimmung

Die Gemeinschaft Katholischer Soldaten und das Bonifatiushaus Fulda laden zum 7. Seminar der GKS-Akademie Oberst Helmut Korn ein, das vom 1. bis 5. November 1999 in Fulda stattfindet.

Mit dem Thema

„IN VERANTWORTUNG VOR GOTT UND DEN MENSCHEN
SINN – IDENTITÄT – ETHIK“,

stellt sich die GKS einerseits den Gefährdungen des Soldatenberufes durch eine technokratische Perfektionierung. Andererseits will sie den Perspektiven und Chancen nachspüren, die sich aus den vielfältigen neuen Aufgaben der Bundeswehr ergeben. Dazu müssen vor allem die militärischen Führer die geistig-sittlichen Grundlagen unserer Gesellschaftsordnung kennen und sich an sittliche Werte gebunden wissen. So sollen Fragen der Ethik für den soldatischen Dienst allgemein, für Führungsverhalten und Führungsverantwortung, der geistig-geistlichen Vorbereitung von Einsätzen und Bewältigung von kritischen Situationen gestellt und aus unterschiedlicher Sicht beantwortet werden.

Eingebunden in das Seminar wird ein Ausflug ins Fränkische mit Begegnungen und Gesprächen über den Zaun hinweg, diesmal mit dem Benediktiner Pater Anselm Grün im Kloster Münsterschwarzach und

mit Angehörigen der evangelischen Kommunität Schwanenberg im ökumenisch-reformierten Zentrum Kasteller Ring, welche die benediktinische Tradition und Lebensweise in der protestantischen Kirche lebendig hält.

Die Akademie Oberst Helmut Korn ist eine 1987 gegründete Einrichtung der Gemeinschaft Katholischer Soldaten (GKS). Sie findet alle zwei Jahre jeweils Anfang November statt. Ihr Ziel ist es, vor allem jüngeren Offizieren und Unteroffizieren Wege durch das Spannungsfeld zwischen Beruf und Politik, Führungsverantwortung und Ethik aufzuzeigen.

Die Akademie ist nach dem Mitbegründer und geistigen Vater der GKS, Oberst Dr. Helmut Korn (†1983), benannt. Sie wird vom Ehrenbundesvorsitzenden der GKS, Oberstleutnant a.D. Paul Schulz, geleitet. Schirmherr der GKS-Akademie ist Generalleutnant Edgar Trost, Stellvertreter des Inspektors des Heeres, der wissenschaftliche Begleiter ist der Direktor des Bonifatiushauses, Dr. Antonius Gescher.

Im Bonifatiushaus, einer Bildungsstätte der Diözese Fulda, hat die GKS einen in Deutschland zentral gelegenen Ort der Begegnung gefunden, der durch die vom „Apostel der Deutschen“ begründete christliche Tradition und die damit verbundene geistig-geistliche Aufgeschlossenheit bestimmt ist.

Programm

Montag, 1. November (Allerheiligen)

- bis 14.30 Uhr Anreise, Kaffee
- 15.00 Uhr Begrüßung, Einweisung in das Seminar
- 15.40 Uhr Vortrag Prof. Dr. Karl Gabriel, Münster, Thema zu einem politisch-soziologischen Aspekt noch nicht festgelegt
- 18.30 Uhr Teilnahme am Bischofsgottesdienst im Dom zum Allerheiligenfest

Dienstag, 2. November (Allerseelen)

- 09.00 Uhr „ASPEKTE DER INNEREN FÜHRUNG AM BEGINN EINES NEUEN JAHRTAUSENDS“, *Wehrbeauftragte des Deutschen Bundestages Claire Marienfeld* (angefragt)
- 15.00 Uhr „FÜHREN – ERZIEHEN – AUSBILDEN“, Vortrag mit Aussprache: *BrigGen Karl-Heinz Lather, Befh im WB V u. Kdr 10. PzDiv*

18.00 Uhr Gottesdienst zu Allerseelen in der Michaelskirche mit kulturgeschichtlich-spiritueller Deutung durch den *bischöflichen Kaplan Michael Schäfer*

Mittwoch, 3. November

09.00 Uhr Vortrag mit Aussprache zum sicherheitspolitischen Thema „WAS HAT SICH VERÄNDERT? – WIE GEHT ES WEITER?“, *Staatssekretär im BMVg Dr. rer.pol. Walter Stütze* (angefragt)

13.45 Uhr „BONIFATIUS UND DIE EUROPÄISCHE TRADITION“, Gespräch mit *Domkapitular Prof. Dr. Werner Kathrein* und Führung zum Bonifatiusgrab

18.00 Uhr „IN VERANTWORTUNG VOR GOTT UND DEN MENSCHEN – DER BEITRAG DER CHRISTEN ZUR ENTWICKLUNG VON WERTEN IN UNSERER GESELLSCHAFT AN DER JAHRTAUSENDWENDE“, *Prof. Dr. Paul M. Zulehner, Wien*, Akademieabend mit Gästen aus Bundeswehr und Gesellschaft

20.00 Uhr Empfang des Katholischen Militärbischofs DDR. Johannes Dyba

Donnerstag, 4. November

08.15 Uhr Abfahrt zur Exkursion

10.00 Uhr Besuch der Benediktiner-Abtei Münsterschwarzach – Vortrag „MENSCHEN FÜHREN – LEBEN WECKEN“, *Cellerar P. Anselm Grün*

12.00 Uhr Mittagshore in der Abteikirche, Mittagessen, Führung durch das Kloster

15.00 Uhr Besichtigung des ökumenisch-reformierten Zentrums Kasteller Ring und Gespräch mit der *Priorin Edith Krug* (angefragt) über Fragen der Ökumene

18.00 Uhr Fränkischer Abend in Teilheim mit *Militärdekan a.D. Werner Köster*

Freitag, 5.11.1999

08.00 Uhr Gottesdienst zum Ausklang der Akademie, *Militärgeneralvikar Prälat Jürgen Nabbefeld*

09.30 Uhr Ende des Seminars und Abreise

Organisation

Zielgruppe für die Teilnahme an einem Seminar der GKS-Akademie Oberst Helmut Korn

- jüngere Offiziere und Offizieranwärter
- jüngere Unteroffiziere u. u.A.

Anmeldung

- ab sofort möglich,
Termin: bis spätestens 1. September 1999
- über den Katholischen Standortpfarrer oder den Vorsitzenden des örtlichen GKS-Kreises/Ansprechpartner der GKS oder unmittelbar an den Referenten beim Bundesvorstand der GKS:
Oberst a.D. Jürgen Bringmann
Breite Straße 25, 53111 Bonn
Postfach 32 32, 53022 Bonn
Tel: 0228-638762, Fax: 0228-638763
eMail: ONDILO-GKS-AMF-online.de
- soll folgende Angaben enthalten: name, vorname, Geb. Datum, Dienstgrad, Truppenteil/Dienststelle mit Anschrift, Privatanschrift, Tel/Fax.
- wird entsprechend ihres Eingangs und der Zugehörigkeit zur Zielgruppe berücksichtigt. Kann eine Anmeldung z.B. aus Platzgründen nicht angenommen werden, erfolgt unverzüglich eine Benachrichtigung durch die Bundesgeschäftsstelle.

Kostenbeitrag: Eine Teilnehmergebühr wird nicht erhoben. Für Unterkunft und Verpflegung wird der für Veranstaltungen der Militärseelsorge übliche, gestaffelte Tagessatz für 4 Tage erhoben:

- Wehrsoldempfänger 4 x 7,00 = DM 28,00
- bis Bes.Gr. A8 4 x 10,00 = DM 40,00
- Bes.Gr. A9–A12 4 x 15,00 = DM 60,00

– Bes.Gr. A13–A15 4 x 18,00 = DM 72,00
– ab Bes.Gr. A16 4 x 25,00 = DM 100,00

Der Eigenanteil ist beim Eintreffen am Seminarort zu entrichten. Sollten Sie Ihre Anmeldung kurzfristig – d.h. nach dem 01.10.1999 – zurückziehen, muß der Veranstalter eine Ausfallgebühr in Höhe des Eigenanteils in Rechnung stellen. Diese kann durch Teilnahme einer von Ihnen benannten Ersatzperson vermieden werden.

Hinweis auf Urlaubsregelung:

Das 7. Seminar der GKS-Akademie Oberst Helmut Korn ist eine Veranstaltung der Katholischen Militärseelsorge. Sonderurlaub kann gem. Ausführungsbestimmungen der Soldatenurlaubsverordnung (ZDv 14/5, F 511) Nr. 78 u. 79 Abs. 1 beantragt werden.

An- und Abreise: Die Fahrtkosten werden – auch bei Benutzung von Privat-Pkw – in Höhe einer Militärdienstfahrkarte 2. Klasse und ggf. Mitnahmeentschädigung erstattet. Die Benutzung des Privat-Pkw erfolgt auf eigene Gefahr. *evtl. Dienstfahrkarte?*

Bekleidung während des Seminars:
Dienstanzug „Grundform“ jeweiliger TSK, weißes Hemd zum Bischofsempfang am Mittwoch.

Logo des Fuldaer Bonifatiushauses



Achmann, Dr. Klaus
Oberst und Amtschef des Amtes für Studien und Übungen der Bundeswehr in Waldbröl; Vorsitzender des Sachausschusses „Sicherheit und Frieden der GKS.

Altendorf, Prof. Dr. Wolfgang
Gründer der Altendorf-Stiftung in Freudenstadt/Schwarzwald, gelegentliche Beiträge im AUFTRAG.

Durth, K. Rüdiger
Beitrag aus: Deutsche Tagespost vom 02.07.1998

Görlich, Joachim Georg
Magister, freier Journalist, Schwerpunkt mittel- und osteuropäische Gesellschaften. Publiziert häufig u.a. in Deutsche Tagespost und AUFTRAG.

Grulich, Dr. Rudolf
Wissenschaftlicher Leiter des Instituts für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien e.V. in Königstein/Ts.

Herr, Prof. Dr. Theodor
Beitrag aus: Deutsche Tagespost vom 18.07.1998

Havermann, Heinrich
Oberstleutnant a.D.; von 1982 bis 1994 Vorsitzender der Zentralen Versammlung der Katholischen Soldaten im Jurisdiktionsbereich des Katholischen Militärbischofs (ZV); Veröffentlichungen

zu (militär-/kultur-)historischen Themen, u.a. AUFTRAG 218 „Wallfahrt in Frankreich“; Beauftragter der GKS für Seminare 3. Lebensabschnitt in Stapelfeld.

Jurisc, Prof. Dr. Pavo
Prodekan an der Vrhbosnischen Theologischen Katholischen Hochschule von Sarajevo/Bosnien-Herzegowina. Zusammenfassung eines Vortrags beim Kongress „Kirche in Not“, Oktober 1998.

Rabe, Jakob
Beitrag aus Deutsche Tagespost Nr. 112 vom 15.09.1998.

Krohm, Anita
als Angestellte der Katholischen Arbeitsgemeinschaft für Soldatenbetreuung e.V. (KAS Bonn) Leiterin des Freizeittreffs in Storkow/Mark.

Martin, Wolfgang
Oberstleutnant, Vorsitzender des GKS-Kreises Bonn

Overmann, Pater Michael
Mitglied der Ordensgemeinschaft der Salvatorianer; Dipl. Sozial-Pädagoge u. Dipl. Theologe; Pfarrer für den Bundesgrenzschutz in Berlin.

Stuff, Eckhard
Journalist; am Sender Freies Berlin zuständig für die Aus- und Weiterbildung des Nachwuchses und der Mitarbeiter. Veröffentlichungen in AUFTRAG.

Theis, Prälat Walter
Militärdekan, Leiter des Referats „Kirche und Gemeinde“ im Katholischen Militärbischofsamt, Geistlicher Beirat der GKS auf Bundesebene.

Traßl, Volker
Oberstleutnant a.D.; bis zur Pensionierung Vorsitzender der GKS im Wehrbereich VI; Beauftragter der GKS für Seminare 3. Lebensabschnitt in Nürnberg.

Volk, Hartmut
Beitrag unter dem Titel „Wie weit gefährdet Share-Holder-Value die Menschenwürde?“ in: Deutsche Tagespost vom 20.12.1997.

Volz, Rainer
Dipl. Sozialwissenschaftler. Wissenschaftlicher Referent am Sozialwissenschaftlichen Institut der EKD in Bochum.

Nothelle-Wildfeuer, Dr. Ursula
Privatdozentin für Christliche Gesellschaftslehre an der Universität Bonn. Gastbeitrag in: Kirche und Wirtschaft, Hrsg. Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände – Institut der deutschen Wirtschaft Köln. Jg. 14 – Nr. 4 – August 1998, S. 2 f.

Zulehner, Prof. Dr. Paul M.
Lehrstuhl für Pastoraltheologie in Wien. Zahlreiche Publikationen zu religionssoziologischen, kirchensoziologischen und pastoraltheologischen Themen.

Erhalten Sie die Zeitschrift AUFTRAG regelmäßig? – Gibt es Probleme mit der Zustellung?

Stimmt Ihre Anschrift nicht, hat sich Ihre persönliche Situation (Umzug, Versetzung, Dienstgrad, Pensionierung ...) geändert?

Mitgliedern des Fördervereins der GKS (FGKS) wird AUFTRAG als Einzelexemplar ins Haus gesandt.

Füllen Sie den untenstehenden Abschnitt aus und schicken Sie ihn im Fensterumschlag an die eingetragene Adresse



Bitte senden Sie die GKS-Zeitschrift AUFTRAG an die folgende Anschrift:

Name:

Vorname:

Dienstgrad/Titel:

Straße, Hausnummer:

PLZ, Ort:

Redaktion AUFTRAG
c/o Paul Schulz
Postfach 37 68

51537 Waldbröl

Bitte ankreuzen: Ich bin

- Mitglied im FGKS
- möchte Mitglied im FGKS werden
- Vorsitzender im GKS-Kreis in
- Ansprechpartner der GKS in
- Mitglied im Sachausschuss

Bundeswehr

Dominik A. Faust: Vertrauenskrise in der Bundeswehr. Resch Verlag, Gräfelfing 1998, 240 S., DM 28,00.

Die „operative Hektik“ als Reaktionen der Bundeswehrführung (gemeint sind hier sowohl die politische Leitung als auch die militärische Führung) auf die „rechtsextremen Vorfälle“ im Jahre 1997 und die andauernde Suche vieler Soldaten nach Vorbildern und Orientierungsmustern haben bei den Soldaten zu erhöhten Verunsicherungen geführt. Dieser Umstand ist für den Autor Dominik A. Faust Indiz für die „Vertrauenskrise in der Bundeswehr“.

Ausgehend von der Klärung der Hauptbegriffe des Buches „Rechtsextremismus“, „Militärische Tradition“ und „Vertrauen“ untersucht der Autor die Traditionsfrage in der Bundeswehr und exemplarisch drei Vorfälle, die von den öffentlichen Medien als „rechts-extremistische Vorfälle“ hochstilisiert wurden: „die Schlägerei von Detmold“, „das Video von Hammelburg“ und „die Roeder-Affäre von Hamburg“.

Die Reaktionen der Bundeswehrführung – die im Einzelnen betrachtet werden – auf diese und andere Vorfälle, ohne die Ergebnisse des Untersuchungsausschusses abzuwarten, sind u.a. für den Autor der Beweis für die „Vertrauenskrise in der Bundeswehr“, die sowohl vertikal als auch horizontal verläuft.

Der Autor bietet mit seinem Buch einen Beitrag zur öffentlichen Diskussion über „Bundeswehr und Tradition“, das darüber hinaus neben konstruktiver Kritik auch Lösungsansätze zur Bewältigung der „Vertrauenskrise“ anbietet. Dazu gehört, so der Autor, dass sich „die Truppe frei von unnötigem Ballast ungeklärter Fragen mit anderen wichtigen Herausforderungen befassen kann.“ Dazu zählt Faust die „anhand klar definierter nationaler Interessen Deutschlands ausgerichteten Aufträge der Bundeswehr sowie die daraus resultierenden Konsequenzen.“ (MS)

Politik

Ian Kershaw: Hitler 1889-1936. DVA, Stuttgart 1998, 976 S., DM 88,00

Vom Außenseiter zum Führer

Wer das Buch in die Hand nimmt, mag sich zunächst über die gelungene Gestaltung freuen, sich aber bald fragen: Warum eine Hitler-Biographie, deren erster, jetzt vorgelegter Band, schon rund 1000 Seiten umfasst? Der zweite wird kaum handlicher werden.

Was unterscheidet also Ian Kershaws Arbeit von den traditionellen Hitlerbiographien von Alan Bullock und Joachim Fest? Der Professor für Neuere Geschichte an der Universität in Sheffield kommt durch seine frühen Arbeiten aus der Sozialgeschichte mit einem anderen Ansatz, der gewissermaßen eine Brücke zwischen unterschiedlichen „Historikerschulen“ schlägt. Er versucht,

Hitler immer als Produkt seiner Zeit zu begreifen, untersucht die Kräfte und Strukturen, die ihn schließlich an die Macht beförderten, und verkennt dennoch nicht die Bedeutung der Persönlichkeit. Dazu Kershaw: „Die nicht unwesentliche Ironie einer Hitler-Biographie aus meiner Feder beruht schließlich darauf, dass ich mich dem Genre sozusagen aus der ‘falschen’ Richtung genähert habe. Gleichwohl hat mich die zunehmende Beschäftigung mit den Strukturen der NS-Herrschaft und mit der Kluft zwischen den Interpretieren in Bezug auf Hitlers eigene Stellung innerhalb dieses Systems, wenn man es überhaupt ‘System’ nennen kann, wie unweigerlich dazu geführt, vermehrt über den Mann nachzudenken, der der unverachtbare Dreh- und Angelpunkt sowie die Inspirationsquelle der Ereignisse war: Hitler selbst.“

Für Kershaw hat Hitler das 20. Jahrhundert geprägt wie kein anderer. Er hat unsere Zeit moralisch traumatisiert, wirkt weiter als Warnung, wozu Menschen fähig sind. Seine Vergangenheit hat noch nicht begonnen; er ist der Mann des Jahrhunderts. Die Beschäftigung mit ihm lohnt, zumal in einer Welt vieler Bedrohungen, die von Fundamentalismus, Terrorismus und Rassenideologien weiterhin gekennzeichnet ist. Ein Ansatz, der Hitler als unwiederholbare Einzelpersönlichkeit begreift, ist für Kershaw überholt.

Kershaw untersucht mit großer Liebe zum Detail den Weg Hitlers zur Macht, zeigt die Umstände, die Voraussetzungen, die Strukturen auf. So kommt er zu dem Schluss, dass Hitler keineswegs unausweichliches Ergebnis des deutschen „Sonderwegs“, aber auch kein bloßer Betriebsunfall der deutschen Geschichte war: „Ohne die einzigartigen Bedingungen, unter denen er prominent wurde, wäre Hitler ein Niemand gewesen. Es fällt schwer, sich vorzustellen, dass er die Bühne der Weltgeschichte zu einer anderen Zeit bestiegen hätte. Sein Stil, seine Rhetorik hätten ohne diese Bedingungen keine Ausstrahlung ausgeübt. Die Einwirkung von Krieg, Revolution und nationaler Demütigung auf das deutsche Volk und die akute Angst vor dem Bolschewismus in weiten Bevölkerungskreisen verschafften Hitler seine Plattform. Er nutzte die Bedingungen brillant aus. Mehr als jeder andere Politiker seiner Epoche war er das Sprachrohr für die ungewöhnlich intensiven Ängste, Ressentiments und Vorurteile gewöhnlicher Menschen, die sich weder von den Linksparteien angezogen noch im politischen Katholizismus zu Hause fühlten. Und mehr als jeder andere Politiker seiner Epoche bot er solchen Menschen die Aussicht auf eine neue und bessere Gesellschaft, die scheinbar auf ‘wahren’ deutschen Werten beruhte, mit denen sie sich identifizieren konnten. Die Zukunftsvision ging in Hitlers Appell Hand in Hand mit der Anprangerung der Vergangenheit. Die ‘totale’ Vertrauenskrise eines auf diskreditierter Parteipolitik und bürokratischer Verwaltung gründenden Staatssystems hatte über ein Drittel der Bevölkerung dazu bewegt, ihren Glauben und ihre Hoffnungen auf eine Poli-

itik nationaler ‘Erlösung’ zu setzen. Der Persönlichkeitskult verwandelte Hitler in eine Verkörperung dieser Hoffnung.“

Ein weiteres Motiv für sein Werk liegt für Ian Kershaw in der geringen Bedeutung, die die früheren Biographien der anti-jüdischen Politik und der Entstehung der „Endlösung“ beigemessen haben. Hier ist auf dem Gebiet der Forschung seit dem Erscheinen der Biographie von Joachim Fest im Jahr 1973 viel geschehen, das jetzt berücksichtigt wird.

Kein Zweifel: Der Ansatz Ian Kershaws, Persönlichkeit und gesellschaftliche Rahmenbedingungen zu verknüpfen, überzeugt. Somit ist diese Hitler-Biographie im ersten Teil ein großer Wurf, der auf die Fortsetzung gespannt macht. Eine Anlage des Gesamtwerks auf den Umfang eines Bandes hätte viele Leser(-innen) allerdings auch erfreut.

(Eckhard Stuff)

Spiritualität

Auf dem Weg ins Jahr 2000 – 40 Tage – Begleitheft für die Fastenzeit 1999 oder eine andere Zeit

Auf dem Weg ins Hl. Jahr 2000 stellt die Kirche für 1999 den ersten Artikel des Glaubensbekenntnisses in den Mittelpunkt. Gott der Vater ist der Schöpfer. Wie kann diese grundlegende Aussage erschlossen werden?

Ein individuelles Begleitheft für die Fastenzeit oder andere 40 Tage des Jahres 1999 zeigt am Leben des Abraham, wie das Bekenntnis zu Gott dem Schöpfer für die verschiedenen Lebensphasen Gestalt gewinnt. Wie Abraham erhält jeder einen Namen mit einer besonderen Berufung, er muss aus dem Elternhaus aufbrechen und sein eigenes Leben in die Hand nehmen, Wüste und Hunger erleiden und der nächsten Generation Raum geben. In jeder Lebensphase ist Kreativität möglich, die gerade in Krisen von dem Schöpfer Gott geschenkt ist.

Das Heft kann zu günstigen Staffelpreisen (z.B. 1 Heft DM 5,-; 10 Hefte DM 35,-; 50 Hefte DM 89,-) bei der Katholische Fernseharbeit, 40 Tage, Postfach 2627, 55016 Mainz, Fax: 06131-2875730 bestellt werden. Einzelpreis DM 5,- bitte als Briefmarke der Bestellung beilegen.

Eingesandte Schriften

Kath. Presse oder die Scheidung der Geister. Festschrift zum 50. Jubiläum der Deutschen Tagespost. Würzburg: Naumann 1998. 240 S. Lw. 29,80.

Reder, Stefan u. Wolff, Matthias, Hrs.g.: Der Wahrheit verpflichtet. Würzburg: Naumann 1998 (Schriftl. des Unitarischen Reformkreises, Bd 2). 175 S. 24,80.

Schatten, Thomas: Jesus Christus. Eine Nach- erzählung des Evangeliums. Düsseldorf 1996. 141 S. Kart.

Stecher, Reinhold: Die leisen Seiten der Weihnacht. Mit 20 Aquarellen des Autors. Innsbruck, Wien: Tyrolia 1998. 144 S. Lw. 34,-.



Der Königsteiner Engel

Der »siebte Engel mit der siebten Posaune« (Offb 11, 15–19) ist der Bote der Hoffnung, der die uneingeschränkte Herrschaft Gottes ankündigt. Dieser apokalyptische Engel am Haus der Begegnung in Königstein/Ts., dem Gründungsort des Königsteiner Offizierkreises (KOK), ist heute noch das Traditionszeichen des GKS, das die katholische Laienarbeit in der Militärseelsorge seit nunmehr 40 Jahren begleitet.



Das Kreuz der GKS

Das »Kreuz der GKS« ist das Symbol der Gemeinschaft Katholischer Soldaten. Vier Kreise als Symbol für die GKS-Kreise an der Basis formen in einem größeren Kreis, der wiederum die Gemeinschaft versinnbildlicht, ein Kreuz, unter dem sich katholische Soldaten versammeln.

Impressum

AUFTRAG ist das Organ der GEMEINSCHAFT KATHOLISCHER SOLDATEN (GKS) und erscheint mind. viermal jährlich.
Herausg.: GEMEINSCHAFT KATHOLISCHER SOLDATEN, Breite Straße 25, 53111 Bonn.
Redaktion: verantwortl. Redakteur Paul Schulz (PS), Oberstleutnant a.D., Satz und Layout; Klaus Brandt (bt), Oberstleutnant a.D., Redakteur; Helmut Fettweis (HF), Oberst a.D., Redakteur; Oberleutnant Marco Schuff (MS), Redakteur

Zuschriften: Redaktion AUFTRAG, c/o Paul Schulz, Postfach 3768, 51537 Waldbröl, Tel: 02291-900461, Fax: 02291-911637 oder 02295-1044 (bt), e-Mail: GKS.Redaktion@t-online.de

Für unverlangte Einsendungen wird keine Haftung übernommen. Namensartikel werden allein vom Verfasser verantwortet. Nicht immer sind bei Nachdrucken die Inhaber von Rechten feststellbar oder erreichbar. In solchen Ausnahmefällen verpflichtet sich der Herausgeber, nachträglich geltend gemachte rechtmäßige Ansprüche nach den üblichen Honorarsätzen zu vergüten.
Druck: Köllen Druck & Verlag GmbH, Ernst-Robert-Curtius-Str. 14, 53117 Bonn.
Überweisungen und Spenden an: Förderkreis der GKS e.V., Pax Bank eG Aachen, BLZ: 391 601 91, Konto-Nr.: 1009439010.

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe. Nachbestellung gegen eine Schutzgebühr von DM 10,- an den ausliefernden Köllen Verlag.